

WELTENPORTAL

NR. 2

11/2021

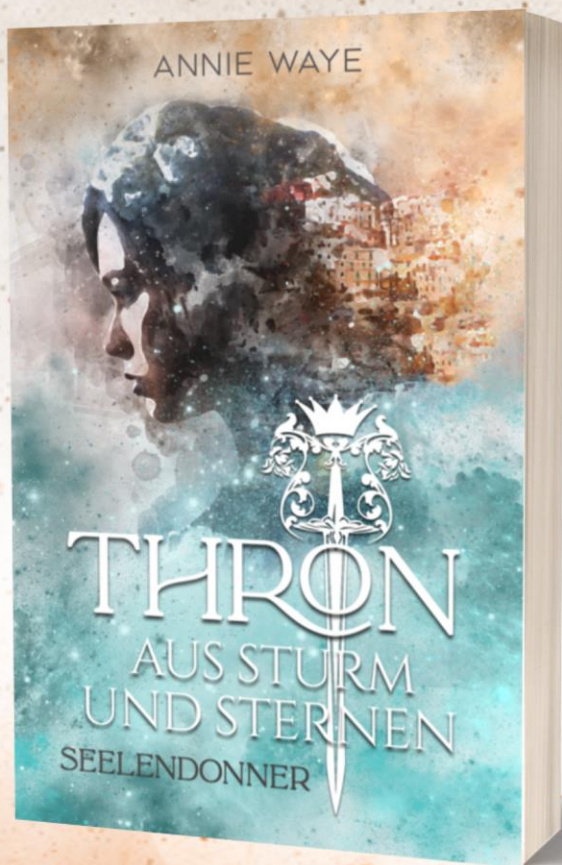


ISSN 2748-9574



9 772748 957007

Fesselnd, magisch, episch!
**Die High-Fantasy-Dilogie von
Annie Waye**



**Thron aus Sturm und Sternen
Seelendonner**

414 Seiten

ISBN: 9783754331392



**Thron aus Sturm und Sternen
Flammenherz**

520 Seiten

ISBN: 9783754334744

Jetzt auch als Taschenbuch

INHALTSVERZEICHNIS

STORIES

- 4 Gejätet | *Erin Lenaris*
9 Ein Sinn für Details | *Sven Haupt*
14 Die Phase | *Christoph Grimm*
19 Ein bodenständiger Job | *Nele Sichel*
23 Das Spieluhrherz | *Bianca Röschl*
38 Der Kuss einer Meerjungfrau | *Fenja Harbke*
43 E-A-H-0001 | *Rosi Blum*
60 Das treuherzige Fellknäuel | *Monika Grasl*
64 Der Meister ist tot | *J. J. McBlack*
68 Hunger | *Nadine Buch*
74 In einem Bächlein helle | *Isabell Hemmrich*
zzgl. Micro-Stories | *Volker Dornemann*

MAGAZIN

- 3 Inhaltsverzeichnis | Impressum
29 Im Gespräch mit Michael G. Spitzer
32 Im Gespräch mit Sven Haupt
35 Im Gespräch mit R. M. Amerein
50 Galerie: Kritzelkunst
56 Sternenlicht
58 Manhattan 2058: M. Quillan im Interview
77 Eden im All
82 Glück oder Vertrauen?
85 Und ewig grüßt Mephistoteles
89 Rezensionen
95 Neuerscheinungen
97 Mitwirkende dieser Ausgabe

IMPRESSUM

Weltenportal, Nr. 2, Onlineausgabe, 11/ 2021
ISSN Druckausgabe: 2748-9574
ISSN Onlineversion: 2748-9582

Herausgegeben von:

Christoph Grimm
Speyerer Str. 8
69242 Mühlhausen
weltenportal@christophgrimm.com
<https://tinyurl.com/weltenportal>

WIRmachenDRUCK GmbH
Mühlbachstr. 7
71522 Backnang

Satz/Layout: Christoph Grimm
Korrektur: Christoph Grimm, Sarah Lutter
Lektorat Stories ():* Christine Jurasek
Umschlag: Detlef Klewer, www.kritzelkunst.de
(**sofern nicht anders angegeben*)

Mitwirkende dieser Ausgabe: Anna Eichenbach, Robert Friedrich von Cube, Jana Hoffhenke, Reiner Krauss, David A. Lindsam, Aiki Mira, Sarah Lutter, Yvonne Tunnat.

Alle Grafiken, Illustrationen und Fotos unterliegen dem Copyright der jeweils darauf Abgebildeten bzw. Erstellern, sofern nicht anders gekennzeichnet. Die Cover unterliegen dem Copyright der entsprechenden Verlage und Label bzw. der jeweiligen Künstler. Das Urheberrecht der Gesamtausgabe liegt bei Christoph Grimm; das Urheberrecht der einzelnen Texte liegt bei den jeweiligen Autorinnen und Autoren. Nachdruck, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung, Mikroverfilmung, Auswertung durch Datenbanken oder die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, ganz oder auszugsweise, wird ausdrücklich untersagt.



ERIN LENARIS

GEJÄTET

EINE REGENRING-
KURZGESCHICHTE

Der Bildschirm an Aubreys linkem Handgelenk blinkte. Leif nahm einen scharfen Atemzug. Er schloss das Hologramm vor sich mit einem hastigen Wischen und sprang auf.

Aubrey saß von ihm abgewandt an ihrem Zeichentisch. Vor ihr gab die Glasfront des Appartements den Blick auf die funkelnde Skyline von Polaris frei. Über den Hochhäusern ballten sich schwarze Wolkenberge zusammen. Sie warfen dunkle Schatten auf die Straßen, die das letzte bisschen Tageslicht aus der Stadt jagten. Aber Leifs Aufmerksamkeit galt einzig und allein dem Bildschirm an Aubreys Handgelenk. Ein blauer Leuchtkreis pulsierte auf dem flachen Touchscreen wie das Herz einer fremden Kreatur. Mit drei Schritten war er bei Aubrey.

Sie starrte ihn aus aufgerissenen Augen an, wobei ihre geweiteten Pupillen fast die gesamten Iriden verschluckten. Die Dämmerung hob die Schatten auf ihrem zarten Gesicht violett hervor. Ein Schweißfilm glänzte auf ihrer Stirn. Reglos wie eine Porzellanpuppe saß sie da, nur ihre Hand verkrampfte sich um die Feder, von deren Spitze es schwarz auf ihren Zeichenblock tropfte. Darauf erkannte Leif die Tuschezeichnung eines gesichtslosen Mannes, den hageren Körper in einen streng geschnittenen Anzug gekleidet. Aus seinem Nacken wuchs ein dunkles Gebilde mit Fledermauschwingen.

Aubreys Hautimplantat blinkte noch immer. „Scheiße“, stieß Leif hervor. Ausgerechnet jetzt klinkte sich das Omneron in ihr System ein. Dabei durfte die Allintelligenz auf keinen Fall von ihrem Zustand erfahren.

Aubreys Hand zitterte und ein dunkler Klecks fiel auf das leere Antlitz des Tintenmannes. Leif wollte sie zu sich ziehen, doch obwohl er sie vorsichtig berührte, zuckte sie zusammen, als hätte sie einen Stromschlag erhalten. Ihre Hand warf das Tintenfass um und der Inhalt begrub die unheimliche Figur für immer unter einer schwarzen Pflanze. Wie in Trance tunkte Aubrey ihre Finger hinein. Dann hob sie die Hand und zog mit Zeige- und Mittelfinger einen schwarzen Strich über Leifs Stirn. Er erschauerte, als eine rauchige Stimme aus den Tiefen ihrer Brust drang:

*„Dein Auge bricht um Mitternacht,
wenn tief in dir der Feind erwacht.
Was lang für dich die Zeit betrog
stürzt dich nun in des Todes Sog.“*

Leif zwang sich, ruhig zu atmen. Das war nur ein Schub. Nur ein weiterer Anfall, wie sie seine Frau immer häufiger und heftiger heimsuchten. Er durfte sich nicht von ihrer Angst anstecken lassen, wenn er ihr aus diesem Moment heraushelfen wollte. Unter Aufgebot aller Selbstkontrolle unterdrückte er das Beben in seinen Fingern, fasste sie bestimmt, aber sanft an den Armen und suchte ihren Blick.

„Einatmen“, beschwor er sie und zog die Luft selbst tief in seine Brust. „Ausatmen“ - er ließ den Atem lang und gleichmäßig strömen. „Einatmen. Ausatmen.“ Aus dem Augenwinkel sah er die Pulsfrequenzanzeige auf Aubreys Handbildschirm. Das Herz in ihrer Brust flatterte noch eine Weile wie ein gefangener Vogel, doch allmählich fiel sie in seinen Rhythmus ein. Die Spannung löste sich aus ihren Muskeln und das warme Rehbraun kehrte in ihre Augen zurück. Das Licht an ihrem Handgelenk erlosch.

Leif schlang die Arme um ihren zierlichen Körper, vergrub seine Nase in ihrem Haar und saugte ihren Duft ein. „Bleib bloß bei mir“, wisperte er mit rauher Stimme.

Aubrey löste sich aus seiner Umklammerung, um seinen Blick aufzufangen. „Das Omneron wird mich nicht jäten“, sagte sie, ihr Tonfall nun wieder warm und weich. „Nicht heute, nicht morgen, noch lange nicht. Ich bin doch erst 83.“

„Dafür habe ich mir auch eine dreißig Jahre jüngere Frau gesucht“, versuchte Leif zu scherzen. Keiner der beiden lachte.

Ihr Alter spielte schon längst keine Rolle mehr, das wusste Aubrey so gut wie er. Das Implantat in ihrem Nacken verlieh den Menschen Unsterblichkeit - es sei denn, die Allintelligenz entschied, sie zu töten. Nach fünf Generationen selektiver Fortpflanzung waren ihre Körper stark und schön, also jätete das Omneron anfällige Geister. Wer wusste das besser als Leif, sein oberster Mentalon.

Aubrey lächelte traurig. „Es tut mir leid, dass ich dir schon wieder Sorgen bereite“, sagte sie leise. „Aber denk bitte nicht gleich an das Schlimmste. Deine Patienten ...“ Ihre Stimme brach ab. „Das war bestimmt nur Zufall.“

„Zufall?“ Leif riss sich von ihr los und trat einen Schritt zurück. „Ich hatte in den letzten 31 Jahren 892 Klienten. Weißt du, wie viele davon gejätet wurden? 47! Siebenundvierzig, Bree! Das sind über fünf Prozent! Die Mortalitätsrate meiner Klienten ist zwölfmal so hoch wie im Bevölkerungsdurchschnitt.“

Aubrey presste die Lippen zusammen. Sie wusste offenbar nicht, was sie antworten sollte, also schritt sie zu der Küchenspüle im hinteren Teil des großen Wohnraums. Dort knipste sie eine Lichtleiste an, befeuchtete einen Waschlappen und kehrte damit zu Leif zurück. „Du und deine makabren Statistiken“, sagte sie, während sie die Tinte sorgsam von seiner Stirn wischte.

Leif spürte ihrer feuchtwarmen Berührung nach. Sie hatte ja Recht. Seine jahrzehntelangen Aufzeichnungen, wer unter welchen Umständen gestorben war, fütterten seine Angst nur immer weiter. Dennoch kam er nicht davon los. „Ich könnte es einfach nicht ertragen, dich zu verlieren“, sagte er.

Seine Brust zog sich zusammen beim Gedanken an den allmächtigen Computer, der im Zentrum von Polaris unter einer Panzerkuppel saß wie eine Spinne in ihrem Netz. Tausende seiner Spione rauschten mit jedem Pulsschlag durch Aubreys Blut und durch sein eigenes – Nanoroboter, die alle Vitalfunktionen ständig überwachten. Je nach Befund schüttete ihr mit den Nackenwirbeln verbundenes Implantat passende Wirkstoffe aus, heilte Wunden, erstickte Krankheiten schon im Keim und regenerierte alternde Zellen. Es konnte jedoch auch Gifte produzieren, die innerhalb von Minuten zu Organversagen führten.

„Du sagst doch selbst immer, dass das Omnat nur Blutwerte misst“, meinte Aubrey. „Es kann ganz bestimmt keine Gedanken lesen. Also weiß es auch nichts von meinen Schüben.“

Leif nickte. Das Reich der Psyche musste dem Datengott verschlossen bleiben, sonst wäre er selbst als Mentalon überflüssig. Das Omnat heilte den Körper, für die Seele war er zuständig.

Wo er versagte, kam um Mitternacht der Tod.

Aubrey verschwand kurz im Bad, um den Waschlappen in den Wäschekorb zu werfen. Als sie wieder auftauchte, hatte sie ihr geblümtes Wickelkleid gegen einen anliegenden Gymnastikanzug eingetauscht. Sie lächelte Leif noch einmal zu, dann setzte sich im Lotussitz vor die Fensterfront und streckte den Rücken durch. Bald hörte Leif das gleichmäßige Ein- und Ausströmen ihres Atems. Er hatte ihr diese Meditation fünfmal täglich für 15 Minuten verordnet, damit sie ihre innere Ruhe wiederfinden sollte.

„Dabei bräuchte ich das genauso dringend wie sie“, murmelte er zu sich selbst.

Ein Lächeln stahl sich auf sein Gesicht, während er ihre schlanke Silhouette betrachtete. Mit den vollen Lippen und der Spitznase hatte sie das Gesicht einer Siebzehnjährigen. Ein silberner Vollmond war über die Wolken gestiegen und ließ ihre makellose Haut schimmern. In früheren Jahrhunderten waren Frauen in ihren Achtzigern bereits von hohem Alter gezeichnet, doch nun blieben die Menschen ewig jung. Äußerlich zumindest, denn im Geiste alterten sie noch immer, wurden über die Jahrzehnte hinweg starr und träge. Deshalb musste sich ihre Gesellschaft beständig erneuern und das Omneron erteilte ausgewählten Paaren der genetischen Elite die Erlaubnis, ein Kind zu haben. Wurde jedoch ein neues Leben geboren, nahm es in derselben Nacht ein anderes.

Ein Blinken an Leifs Handgelenk riss ihn aus seinen Gedanken. Das Signal zeigte an, dass das Omneron Kontakt zu dem Speicher seines Implantats aufnahm. Als die Daten nach einigen Sekunden zu fließen begannen, glomm die blaue Leuchte beständig. Bei Leif lud das große Gehirn

nur die neuesten Patientenakten mit seinen tagesaktuellen Empfehlungen zur Medikation. Deren Implantate synthetisierten die passenden Arzneimittel aus körpereigener DNA und schütteten sie ins Blut ihrer Träger aus, um Leifs Verhaltenstherapien zu unterstützen.

In Aubreys Fall war das anders. Beim Blick auf ihre konzentrierte Miene wurde Leifs Kehle eng. Als Mentalon hatte er beobachtet, dass das Omneron besonders häufig Datenverbindungen zu denjenigen herstellte, die es als nächste jätete. Offenbar beobachtete der Computer seine Opfer über längere Zeit hinweg, bevor er ihr Todesurteil fällte. Jedes Blinken an Aubreys Arm jagte kalten Schrecken in Leifs Knochen. In den letzten Tagen war ihr Monitor immer häufiger aufgeleuchtet, heute sogar schon achtmal, so oft wie nie zuvor.

Leif schluckte schwer. Auch wenn das Omneron keine Gedanken lesen konnte, gingen Aubreys Anfälle dennoch mit Herzrasen und Hitzewallungen einher. Was, wenn der mechanische Todesengel ihren Zustand doch wahrnahm? Schon vor Jahren hatte Leif seine ehemalige Patientin für geheilt erklärt, um sie zu heiraten und vor der Jätung zu bewahren. Dafür musste er jedoch ihre Beruhigungsmittel absetzen und sie den Wahnvorstellungen preisgeben. Seither schottete sie sich in dem ehelichen Penthouse ab wie Rapunzel im Turm, damit niemand erfuhr, wie häufig die Dunkelheit noch nach ihr griff. Leif betrog die Allintelligenz, doch tief in seinem Inneren wusste er, dass ihr nichts verborgen blieb.

Der Schatten einer Lieferdrohne huschte über den Boden. Eine Sekunde lang richtete sie ihre Positionslichter wie glühende Augen auf Leif, dann verschwand sie zwischen den benachbarten Wohntürmen. Tagsüber war das gläserne Penthouse ein lichtdurchflutetes Heim in den Wolken, doch nachts waren sie bloßgestellt wie Fische im Aquarium. Selbst die bunten Blumengestecke, die Aubrey so liebevoll anfertigte, wirkten im fahlen Mondlicht wie fangarmbewehrte Kreaturen der Tiefe.

Leif erhob sich und schaltete die Couchlampe ein. Fröstelnd aktivierte er die verglaste Feuerstelle in der Mitte des Raums. Ein Funke stob, woraufhin kleine Flammen aus den mit Ethanol gefüllten Rillen schossen. Leif drehte sie höher und streckte ihnen die Hände entgegen, doch ihre Hitze konnte seine innere Kälte nicht vertreiben. Das Feuer ließ Schatten durch den Raum tanzen, doch es fehlte ihm das wohlige Knistern, Knacken und Prasseln. In seiner Glasröhre war es so gefangen wie Aubrey in den Klauen des Omneron.

„Ist dir kalt?“ Sie wandte sich zu Leif um. „Warte, ich mach uns einen Tee.“ Sie erhob sich mit einer geschmeidigen Bewegung und huschte in die Küche. Leif hörte das leise Prasseln, dann immer

lauteres Blubbern und schließlich das Piepen des Wasserkochers, gefolgt von einem Plätschern. Kurz darauf kam Aubrey mit zwei dampfenden Tassen zurück und streckte ihm eine entgegen. „Hier, mit einer Extraportion Ingwer.“ Sie zwinkerte ihm zu. „Warmer Magen, warmes Herz.“

„Mensch, Danke.“ Leif rieb sich die Arme. „Es ist schon wieder so elend kalt hier.“ Er nahm die Tasse entgegen und setzte sich damit auf die Couch. Aubrey nahm neben ihm Platz und stupste sein Knie mit dem ihren an. Leif drückte seinen Schenkel an Aubreys. Er blies in seinen Tee, an dessen Oberfläche sich kleine Dampfschwaden kräuselten, und ließ sich die feuchte Hitze ins Gesicht steigen, bevor er an der Tasse nippte. Brennend lief der erste Schluck seinen Gaumen hinab und entfachte eine kleine Glut in seinem Magen.

In diesem Moment sah er es wieder: das blaue Licht an Aubreys Handgelenk.

Die Leuchte spiegelte sich in ihren geweiteten Augen und tauchte ihr Gesicht in einen krankhaften Blauton. Schnell zog sie den Ärmel darüber und setzte sich auf die linke Hand. Leif umklammerte seine heiße Tasse mit beiden Händen, um sich durch den Schmerz abzulenken, dennoch stieg Beklemmung in ihm auf. Zu lebendig war die Erinnerung an seine erste Frau, die sorglose und selbstverliebte Gaia. Nie wäre ihr in den Sinn gekommen, sie könnte einst sterben – warum sollte das Omneron auch perfekte Gene verschwenden? Sie hatte die Reichsten der Stadt zu lärmenden Festen in Leifs Penthouse eingeladen, als stünde ihrer aller Leben nicht Nacht für Nacht auf dem Prüfstand. Keck war sie durch die dunklen Stunden getanzt bis zu der Minute, als ihr Schrei die fröhliche Musik zerriss. Niemals würde Leif vergessen, wie jäh die Gesellschaft verstummt war, während das schrille Kreischen ihrer Gastgeberin die Stille durchbohrte. Bis heute verfolgte ihn das Entsetzen in ihrem Blick, als sie sich in einem letzten Aufbäumen an ihn krallte, bis ihre Finger erschlafften.

Inzwischen hatten die Gewitterwolken den Mond verschluckt. Ein Blitz ließ die Skyline als Scherenschnitt aufflackern, gefolgt von einem dumpfen Grollen. Leif zog Aubrey näher zu sich. Als er den Arm um sie legte, spürte er die harte Erhebung des Omnats über ihrem dritten Nackenwirbel. Einige wenige ließen sich das Implantat in schwarzen Kliniken entfernen, um der allnächtlichen Angst zu entkommen, doch sie zahlten dafür einen hohen Preis. Als einzige waren sie schon nach wenigen Jahrzehnten vom Alter gebeugt und verbrachten ihr kurzes Leben als Ausgestoßene.

Leifs Blick huschte zu dem gerahmten Tuscheportrait an der Stützsäule neben ihnen. Wenn es ihr gut ging, warf Aubrey luftig-leichte

Gespinnste aus feinen Linien auf das Papier – Wolken, Vögel, Pflanzen und immer wieder Leif, konzentriert an einem Hologramm arbeitend oder gedankenverloren auf die Glas- und Stahlwüste hinausblickend. Sie zeichnete diese Bilder mal mit wenigen Strichen, mal mit filigraner Schraffur, aber immer voller Liebe. In ihren nächtlichen Anfällen dagegen flutete die Tinte auf das Papier wie das Gift in die Adern der Gejäteten. Während ihrer klaren Phasen war sie mehr Therapeutin für Leif als er für sie, doch in ihren Schüben ergriff sie diabolische Angst.

Die Blitzschläge kamen rasch näher und bald krachte der Donner so ohrenbetäubend, dass Aubrey ihren Kopf an Leifs Brust presste. Dichter Regen peitschte gegen die Scheiben und rann in glitzernden Strömen daran hinab. Das Hochhaus begann unter heftigen Windstößen zu schwanken. Aubrey umschlang Leif noch fester, wobei er ihren pochenden Herzschlag spürte. Die Antenne auf ihrem Dach sollte Blitze zuverlässig ableiten, dennoch fühlte auch er sich im 72. Obergeschoss der Naturgewalt ausgesetzt. Sie beide hofften, es möge andere Wolkenkratzer treffen – ebenso wie sie jede Nacht beteten, das Omneron möge andere jäten.

Ein blaues Blinken schreckte das Paar auf. Es kam von Leifs Omnat, nicht von Aubreys. Natürlich, er hatte die letzte Patientenakte in seinem Schrecken zu schließen vergessen. Widerstrebend löste er sich aus Aubreys Umarmung. „Tut mir leid, Bree, ich muss ...“

„Na, mach schon, du alter Workaholic“, sagte sie mit einem tapferen Lächeln und erhob sich. „Ich stelle schon mal den Witrü kalt.“

„Für mich bitte einen Doppelten“, erwiderte Leif seufzend und öffnete seinen Holoschirm. Die Akte eines blonden Mannes leuchtete bläulich in der Luft vor ihm, doch sein erster Blick galt der Uhr am unteren Bildrand. 23:33 Uhr. Noch 28 Minuten, bis der Schrecken dieser Nacht ein Ende haben würde. Noch 29 Minuten, bis sie mit ihrem Wiedergeburtstrunk darauf anstoßen würden, einer weiteren Jätung entronnen zu sein. Sie würden sich küssen, als hätte man ihnen ein ganz neues Leben geschenkt. Heute sehnte Leif diesen Moment mehr denn je herbei. Bis dahin bot die Arbeit eine willkommene Ablenkung. Leif las noch einmal seine letzten Aufzeichnungen, korrigierte und erweiterte sie, wobei seine Finger über die schwebende Holotastatur flogen. Per Spracheingabe wäre er schneller vorangekommen, doch er wollte Aubrey nicht mit den Psychosen anderer verstören. Viele Schicksale seiner Patienten berührten ihn, seine Berichte jedoch klangen trocken wie Pulver.

Sicher war sicher.

Plötzlich flutete Wärme durch Leifs Nacken. Sein Implantat produzierte entzündungshemmende Wirkstoffe, um die leichte Neigung zur Arthrose zu

bekämpfen, die er seit zehn Jahren entwickelt hatte. Die Therapie fühlte sich an, als läge eine Wärmflasche auf seinen Schultern und hätte wohlige Müdigkeit hervorgerufen, würde sie Leif nicht wieder an die Jätung erinnern. Die Omnate der Opfer produzierten um Mitternacht stoßweise Gift, wobei sie schlagartig aufglühten. Leif gab in diesem Moment an, welche seiner Patienten Medikation brauchten, stigmatisierte die psychisch Schwachen vor der Allintelligenz. Verurteilte er sie damit zum Tode?

Vor ihm glomm die Akte eines Mädchens mit fröhlichen Wangenrübchen und einem schwarzen Lockenkopf. Leif presste die Lippen aufeinander. Einen Moment lang schwebte sein Zeigefinger über den Schaltfeldern, dann tippte er auf „Befund unauffällig“.

Ein leises Summen ließ Leif zusammenzucken. So spät schon! Eine große Zeitanzeige leuchtete über dem Couchtisch auf. Jede Nacht erinnerte sie Leif und Aubrey ab 23.50 Uhr daran, ihre vielleicht letzten Minuten nicht zu verschwenden. Die eckigen Ziffern spiegelten sich in den Glasscheiben und tauchten den gesamten Raum in bläuliches Licht. Die Sekunden verrannen lautlos, doch auf Leif wirkte das zuckende Display wie eine tickende Zeitbombe.

Aubrey ließ sich neben ihm auf die Couch fallen. Sie beobachtete ihn von der Seite, doch er wagte es nicht, sich ihr zuzuwenden, aus Angst, seine letzte Verteidigungslinie könne bei ihrem Anblick zu Staub zerfallen. „Leif ...“, begann sie mit brüchiger Stimme, doch ihre Worte versiegteten. Dann gab sie sich einen Ruck. „Bitte verzweifle nicht so. Ich habe es dir doch gesagt: Ich bin noch nicht dran.“

„Woher willst du das wissen?“, fragte er. Endlich gelang es ihm, sich von der Uhr loszureißen und Aubreys Blick zu begegnen. Die Sekunden flackerten auch in ihren Augen.

„Ich weiß es einfach. Und sollte es mich doch eines Tages treffen“, fügte sie hinzu und schluckte, „dann musst du ein neues Leben beginnen! Mit einer anderen Partnerin wärst du sicherlich schon längst zum Vater erwählt worden.“

Der Glanz in Aubreys Augen ließ einen heißen Kloß in Leifs Hals anschwellen. Ein Baby! Wie gerne würde sie so ein winziges Wesen in ihren Armen wiegen und spüren, wie sich seine warmen Händchen um ihre Finger schlossen. Doch Frauen wie ihr blieb dieser Traum versagt.

„Niemals würde ich ...“, begann er, doch Aubrey schüttelte den Kopf. Dann lehnte sie sich zu ihm und verschloss seinen Mund mit einem Kuss. Ein warmes Prickeln lief durch Leifs Körper, als er ihre weichen Lippen auf den seinen spürte. Ihr Atem kitzelte sanft in seinem Gesicht, erst ruhiger als seine angespannten Atemzüge, dann jedoch zunehmend schneller. Spielerisch zupfte Aubrey an seiner Oberlippe. Leif gab ihrem Locken nach und zog sie an sich. Ihre Zungenspitzen trafen sich, zunächst vorsichtig, erkundend, doch bald schon umtanzten sie sich wie pulsierendes Leben. Leif entfuhr ein kehliges Stöhnen. Er vergrub seine Finger in Aubreys Haar, presste ihren Körper gegen seinen und verlor sich in diesem verzweifelt schönen Moment.

Er endete viel zu früh.

Ein klingender Signalton erscholl und die schwebende Uhr startete den Countdown. Noch eine Minute bis Mitternacht.

Erschrocken löste sich Leif von Aubrey. Das abrupte Ende des Kusses ließ ihn mit einem Schwindelgefühl zurück. Wie jede Nacht fassten sie sich an den klammen Fingern und sahen sich in die Augen. Sie würden sich nicht loslassen, bis die Angst für einen weiteren Tag von ihnen abfallen würde. Schweigend warteten sie und horchten auf den schnellen Herzschlag des anderen. Nur mit Mühe widerstand Leif der Versuchung, auf Aubreys Omnat zu schielen. Jede Faser seines Körpers verkrampfte sich in der Furcht, es könne wieder aufleuchten. Doch kein blauer Schein trübte Aubreys gerötete Wangen. Ihr Blick war ein Spiegel der Liebe.

Quälend langsam tickten die Sekunden der Befreiung entgegen. Leif wagte schon nicht mehr zu blinzeln, da sprang die Anzeige endlich auf 0.00 Uhr. Er fixierte Aubrey wie eine Erscheinung, die sich jeden Moment vor ihm in Luft aufzulösen drohte. Doch sie blieb und drückte seine Finger.

Keuchend stieß er die angehaltene Luft aus. Eine plötzliche Leichtigkeit erfasste seine Sinne und er spürte ein Lächeln auf seinen Lippen.

Dann fuhr der Hitzestoß in seinen Nacken.

~ ~ ~

Erstveröffentlichung 2021

Titelgrafik, S. 4: Kristina Licht

Lektorat: Veronika Serwotka

Erin Lenaris steht mit einem Bein in der Wissenschaft und mit dem anderen in fantastischen Welten. Sie verarbeitet aktuelle Debatten in Fachartikeln, Jugendbüchern und Kurzgeschichten. Einzelbände ihrer Trilogie „Die Ring-Chroniken“ wurden für den Seraph, den Deutschen Phantastik Preis und den Skoutz Award nominiert..

EIN SINN FÜR DETAILS

SVEN HAUPT

Kalifornien, Lagerhalle

Deborah Mitchell ahnte, dass sie die richtige Lagerhalle gefunden hatte, als sie die tanzenden Hunde sah. Das und die dröhnende Musik, deren Bässe die hohen Metallwände vibrieren und die Neonröhren an ihren langen Aufhängungen schwanken ließen.

Im Moment wusste sie nicht zu sagen, was schlimmer war: Zweihundert der fortschrittlichsten autonomen Roboter-Kuriere der Welt, die ihre Hinterteile kreisen ließen, oder, dass sie es zu *Good Vibrations* von den *Beach Boys* taten. Sie atmete tief durch, trat ein und erinnerte sich an Anti-aggressionstrainings, Therapiesitzungen, Atemübungen und die sündhaft teuren Achtsamkeitsseminare. Sie hielt an diesen Gedanken fest, bis sie am Ende der Halle Phil Cartwright erspähte, theoretisch ihr bester IT-Support-Ingenieur. Er trug einen Strohhut, eine Sonnenbrille und um den Hals eine Kette aus Papierblumen, und ließ ebenfalls sein Hinterteil kreisen. Mitchell vereinfachte ihren Konfliktlösungsansatz. *Ich werde ihn umbringen*, dachte sie, während sie die langen Reihen sich drehender Hunde-Hinterteile passierte, an dem Mann vorbeilief und den riesigen, tragbaren Lautsprecher auf der Werkbank ausschaltete.

„Hey!“, rief Cartwright empört, „wir waren gerade dabei unseren Groove zu finden!“

„Und ich, Cartwright“, erwiderte Mitchell, „bin gerade dabei meine Geduld zu verlieren. Dabei hatte ich noch nicht einmal Kaffee und die Sonne ist eben erst aufgegangen!“

„Die Sonne ist aufgegangen?“, fragte Cartwright verblüfft und nahm die Sonnenbrille ab.

Mitchell holte tief Luft, doch Cartwright hob bereits beschwichtigend die Hände.

„Ist ja gut, ist ja gut.“

„Warum“, stöhnte Deborah, „ist so viel brillante IT-Kompetenz an so viel *Phil Cartwright* befestigt?“

„Was wollen sie denn von mir“, maulte der Mann gekränkt, „den Jungs geht’s gut. Sind alle einsatzbereit?“ Er breitete seine Arme in einer würdevollen Geste über den Roboterhunden aus, die alle zu ihm aufsahen. Einer von ihnen trug einen rosa Bastrock aus Plastik.

„Es ist zehn Minuten bis Schichtbeginn“, rief Mitchell, „und ich habe noch keinen Abnahmestatus Ihrer Abteilung. Alle anderen waren schon gestern fertig! Die Wartungsleiter müssen jedwede autonomen Dienstmittel eine Stunde vor Auslieferungsbeginn *grün* haben. Das wissen Sie auch sehr wohl, Cartwright. Ein einziger *roter* Hund und wir dürfen alle zusammen Überstunden machen!“

„Aber wir sind doch längst fertig“, rief Cartwright unschuldig. „Wir haben nur meine neue Boogie-Funktion getestet.“ Er ließ seine Hüften kreisen und grinste. „Falls wir mal in die Karibik liefern.“

Mitchell legte eine Hand über die Augen. „Wenn das Management herausfindet, dass Sie pausenlos in der Programmierung der Boten herumlaufen, landen wir alle gemeinsam in Teufels Küche.“

„Chill, will you?“, murrte Cartwright mit einer wegwerfenden Handbewegung. „Alles ist bereit. Sie sollten mal Yoga machen, bei den Jungs wirkt es Wunder. Zeig’s ihr Charlie!“ Einer der Hunde in der ersten Reihe ließ sich auf den Bauch sinken und streckte alle Viere von sich. Cartwright lächelte triumphierend.

„Wenn alles bereit ist“, erwiderte Mitchell eisig, „was ist dann das da auf dem Tisch?“

Auf der Werkbank hinter Cartwright, nicht sehr gut verborgen hinter dem Lautsprecher, lagen drei Hunde auf dem Rücken mit klaffenden Löchern in ihren Bäuchen, wo die großen Akkupacks fehlten.

„Die brauchen nur neue Batterien“, erklärte der Mann entspannt, „dauert nur fünf Sekunden.“

„Machen sie voran, Cartwright!“, bellte Mitchell. „Ich habe keine Lust mein Wochenende zu verlieren, weil Sie unsere Quote gefährden.“ Sie zeigte mahnend auf die Hunde. „Und ziehen Sie der Maschine den verdammten Rock aus, ihretwegen werden wir noch alle gefeuert!“

Sie sah den Mann einen Moment lang an, dann stöhnte sie, warf die Arme hoch und stürmte davon.

„Ist ja gut“, murmelte Phil und schlurfte zur Werkbank. „Kein Gespür für Kunst und Ästhetik!“, rief er, die Hand dramatisch zur Decke erhoben. Zweihundert Hundeblicke folgten ihm aufmerksam. „Denen fehlt das Gen für Visionen! Der Sinn für Details!“

In diesem Moment knacken die Lautsprecher an der Decke und Mitchells Stimme dröhnte durch die Halle.

„Achtung, an alle Mitarbeiter der Supportabteilungen!“

Cartwright stöhnte gedehnt. „Hört gut zu Jungs“, rief er über die Schulter, schaltete die Musik wieder ein und hüpfte singend vor der Werkbank hin und her.

Alle Hunde drehten gehorsam den Kopf zum Himmel.

„Ich wiederhole: An alle Kollegen der Wartung“, erklärte Mitchell den Hunden. „Die Akkupacks für die neue Generation sind gestern noch geliefert worden, leider ohne die neuen Hunde. Achtet darauf, dass ihr *keine* der neuen, blauen Packs in die alten Hunde einbaut. Die Kontakte sind leider kompatibel, aber die Spannung ist viel zu hoch. Die neuen Hunde werden stärkere Motoren haben und deutlich mehr Last tragen können.“

„Ma'am, yes, Ma'am!“, rief Cartwright, der kein Wort verstanden hatte.

Er angelte singend die letzten zwei Akkupacks, riss einen neuen Karton auf und entnahm ihm eine weitere Batterie. Die anderen hatten ein grünes Label, diese hier ein blaues. Ansonsten glichen sich die Akkupacks aufs Haar. Er zuckte mit den Schultern und klickte die Batterien in den Bauch der Hunde. Drei Roboter standen auf, sprangen von der Werkbank und stellten sich in Reih und Glied zu den übrigen. In diesem Moment ertönte eine Sirene, ein Warnlicht flammte auf und das Rolltor öffnete sich.

Zweihundert autonome Roboter drehten sich synchron zum Tageslicht und trabten auf den Hof hinaus, angeführt von einem Exemplar im Bastrock.

„Schöne Schicht“, rief Cartwright, die Musik übertönend, den Hunden nach und winkte mit seinem Hut. „Macht Papa stolz!“

Wie auf Kommando sprinteten alle Lieferdrohnen los, um in der Ausgabehalle ihre Ladungskoffer in Empfang zu nehmen.

Kalifornien, Ufer

Joe nahm seinem Freund Bob vorsichtig die halbvolle Weinflasche aus der Hand. Dem Ärmsten war schon wieder der Kopf auf die Brust gesunken.

Er schloss ihm liebevoll die fleckige, zerrissene Jacke und genehmigte sich selbst einen ordentlichen Schluck aus der mit Papier verhüllten Flasche. Er trank, stockte jedoch, als er im Augenwinkel eine Bewegung bemerkte. So früh am Morgen kam sonst niemand ans Wasser und die beiden Freunde hatten ihre Bank eigentlich immer für sich, zumindest bis die Geschäfte öffneten und der erste Ladenbesitzer sie bat zu gehen. Joe kniff die Augen zusammen, als er einen dieser neuen Roboterhunde zum Strand hinunter traben sah. Der trug sogar einen Paketkoffer auf seinem Rücken, als wäre er in einem der reichen Viertel, wo die Bestellungen jetzt von künstlichen Tieren bis an die Haustür geliefert wurden.

Der Hund trabte gelassen an den beiden Männern vorbei, lief in die Brandung hinaus und verschwand kurz darauf in den Wellen. Joe sah eine Weile auf das Wasser hinaus, dann äugte er in die Weinflasche hinein und stieß schließlich seinem Freund den Ellbogen in die Rippen.

„Samma“, lallte er, „hassu das geshen? Mann, so was sieht man nich jeden Tach!“

„Ja“, rief Bob und schreckte hoch. „Natürlich habe ich das! Sie war wunderschön!“

„Ja“, nickte Joe. „Du hast einen guten Blick für Details.“

Sciencefiction hautnah

Besucht uns hier:
<https://eridanusverlag.de>
<https://www.facebook.com/eridanusverlag>
<https://www.instagram.com/eridanus.verlag.sf/>
 Kontakt: service@eridanusverlag.de

E ERIDANUS VERLAG

China, Industriegebiet

„Yes!“, rief der junge Mann begeistert. „Das ist mega!“ Er ließ seinen Blick über das verfallene Industriegebiet sechs Stockwerke unter sich schweifen und nickte zufrieden. Der ebenso junge, wie schockierend erfolgreiche Content-Creator, den seine Fans nur als *eXe\$\$* kannten, hatte zwei Kameras am Boden postiert und zwei weitere an den geborstenen Betonfeilern über ihm befestigt. Die Sonne stand genau richtig. Die kleine Kamera an seiner Schirmmütze sendete ebenfalls und alle fünf Videofeeds liefen sauber auf seinem Handy ein. Er grunzte zufrieden, als er zum letzten Mal die Blickwinkel checkte.

„Details!“, erklärte er mit einem Millionen-Klick-Lächeln. „Es kommt immer auf die Details an.“ An die Kamera gewandt hob er mahnend einen Finger, während er seinen Elektroscooter fünfundzwanzig Meter über dem Betonboden lässig auf dem zehn Zentimeter breiten Stahlträger abstellte und ein weiteres Mal die Perspektive und Übertragung jeder einzelnen Kamera überprüfte. „Jeder Idiot kann auf einer Bauruine herumturnen, aber die Bilder müssen eine Story erzählen, sonst kannst du deine Klicks direkt abhaken.“

Schonmal ein paar Takes für die Doku hinterher sammeln. Man kann nicht genug Material haben. Er hatte den Livefeed gerade gestartet und wollte auf den Scooter steigen, als eine Bewegung im Bild seine Aufmerksamkeit weckte.

Da läuft ein Monster durch die Szene. Er kniff die Augen zusammen. *Nein, das ist ein Hund. Nein, auch kein Hund.* „Fuck“, hauchte er, „das ist ein Roboter!“

Das ist einer dieser amerikanischen Lieferdroiden, aber nicht so hübsch sauber und glänzend wie in der Werbung. Der hier ist mit Algen, Tang, Ästen und Müll behangen. Sieht aus, wie ein wandelnder Komposthaufen. Die Ladebox zeigt jedoch ganz klar das Logo des größten amerikanischen Lieferdienstes.

Einen Moment lang starrte er sprachlos auf das Bild, bevor der Content-Creator in ihm endlich die Regie übernahm. Er sah auf und grinste breit in die Kamera.

„Leute, das werdet ihr nicht glauben ...“

China, Villenviertel

Li Hui-ying, gestresste Ehefrau des Bezirksabgeordneten Li Wei-guo ließ ein besonders widerspenstiges Exemplar aus der Lieferung frischer Orchideen aus Holland sinken, welche sie gerade erfolglos versucht hatte im grünen Salon zu arrangieren, als ein lauter Schlag gegen die Eingangstür durch den Empfangsbereich hallte.

Sie zog die Brauen zusammen und stürmte mit kleinen, laut knallenden Schritten ihrer Chanel-Pumps über den polierten Holzboden, um wider aller Sitte und Anstand selbst nach zu sehen. Der

Butler koordinierte die Vorbereitungen für den Abendempfang im Dinner-Saal und sie befanden sich sowieso schon hinter dem Zeitplan. Genervt riss sie die Tür auf und fand den zusammengebrochenen Körper, eines schmutzigen und vollkommen durch Algen verschmierten Lieferroboters auf ihrer Fußmatte. Er stank nach faulem Fisch und sah aus wie ein verwesendes Seeungeheuer. Li Hui-ying hob mit offenem Mund den Blick. Der Verwüstung in den Blumenrabatten nach zu urteilen, schien ihn sein Weg schnurgerade über das Anwesen durch die frisch angelegten Beete direkt gegen ihre Haustür geführt zu haben. Das Ding trug die stoßfeste und wasserdicht versiegelte Transportbox noch auf dem Rücken. Sie kannte diese Lieferdrohnen aus dem Fernsehen und ihr Gatte sprach fortwährend von den Bemühungen der Partei eine bessere Version schnellstmöglich auf chinesischen Straßen zu haben. Doch dieses Ding hier hatte das Logo des größten amerikanischen Paketlieferdienstes auf der Seite seiner Transportkiste. Hui-ying griff nach dem Öffnungshebel der Box und stellte fest, dass sich der Schließmechanismus entriegelt hatte. Wo auch immer dieser Bote entlangelaufen war, es hatte der Elektronik nicht gutgetan. Scheinbar waren Drohne und Ladung vollständig wasserdicht, das Schloss jedoch nicht. *Typisch Amerikaner*, dachte Hui-ying. *Keinen Sinn für Details.*

Im gepolsterten Innenfach fand sie eine kleine Schachtel, welche als Geschenk verpackt war. Keine Adresse, kein Absender. Sie öffnete es und enthüllte eine kleine, edle Holzschatulle, mit einer teuren Smartwatch für Herren. Sie hob anerkennende eine Braue, während sie den Kaufpreis fachmännisch auf einige tausend Dollar schätzte. Ein gefalteter Zettel fiel aus dem Deckel. Er offenbarte eine definitiv weibliche Handschrift.

Für meinen liebsten Pooky, Ich hoffe, die fiese alte Hexe findet mein Geschenk nicht vor Dir! In Liebe, deine Jay.

Hui-ying gefroren die Gesichtszüge.

Als der Butler wenig später mit fragendem Blick durch die offenen Eingangstür trat und erstaunt vor dem Roboterhund stand, sah er nur noch, wie das gelbe Sportcoupé der Herrin die Ausfahrt hinabschoss und mit durchdrehenden Reifen Kies in die verwüsteten Blumenbeete spritzte.

China, Golfclub

Es war eine grässliche Szene. Wu Chang-yong konnte sich nicht erinnern, sich jemals so geschämt zu haben.

Das hat der Chef jetzt davon, eine Frau zu heiraten, die an einer westlichen Universität studiert hat. Sie gehen in den Westen, verlieren jeden Anstand und kommen mit Ansichten zurück. Unmöglich, und dann noch in dieser ungebührlichen Lautstärke.

Sein Chef hatte die Szene mit stoischer Ruhe ignoriert, während drei Sicherheitskräfte des Clubs versuchten die kreischende Frau aus der Sauna zu zerren. Niemand gab zu erkennen irgendetwas bemerkt zu haben, aber Wu Chang-yong wusste, kaum dass die Frau im teuren Kostüm ihrem Mann die Holzschatulle in den Schoss geworfen hatte, dass sich die Karriere von Li Wei-guo gerade rapide ihrem Ende zuneigte. Es ist schwierig das Gesicht zu wahren, wenn eine hysterische Ehefrau ihren nackten Mann, und seine engsten Kollegen, in der Sauna anbrüllt. Als die Männer schon verlegen die Umkleiden aufgesucht hatten, saß Wu Chang-yong noch immer allein in der Sauna, betrachtete die teure Uhr in der Holzschatulle, die sein Chef ignoriert hatte und plante bereits seine eigene Karriere unter neuen Gesichtspunkten.

Er drückt gedankenverloren auf den Knöpfen herum und auf dem Display erschien ein langsam zählender Countdown.

China, Regierungssitz

„Seit wann ist es online“, fragte der große Vorsitzende kalt.

„Seit etwa vierundzwanzig Stunden“, antwortete der Außenminister und tippte auf das Display des Tablets. Das Video pausierte und zeigte einen mit Algen behangenen Liefer-Roboter, der durch ein verfallenes Industriegebiet trabte. Das Logo des amerikanischen Lieferdienstes war klar auf der Transportbox zu sehen.

„Da hat jemand ein Auge für Details“, kommentierte der Wirtschaftsminister und schnaufte. „Sie wollen uns erniedrigen.“ Der große Vorsitzende kniff die Augen zusammen.

„Was hat der Roboter transportiert?“

Der Außenminister stellte ihm eine kleine hölzerne Schatulle auf den Schreibtisch und öffnete vorsichtig den Deckel.

„Eine Uhr“, kommentierte der Vorsitzende verblüfft.

„Eine Uhr!“, ereiferte sich der Wirtschaftsminister. „Schaltet man sie an, zeigt sie einen Countdown! Es ist ein Symbol, das unsere Zeit gekommen ist!“

Der Vorsitzende nahm das Gerät aus der Schachtel und wog die Uhr nachdenklich in der Hand. „Mir scheint, sie waren ein wenig zu lange im Westen.“

Der Wirtschaftsminister erbleichte.

„Aber eines ist sicher“, fuhr der Vorsitzende fort, „dies ist keine gute Entwicklung. Wie weit sind unsere eigenen Roboter?“ Der Wirtschaftsminister hüstelte verlegen.

„Also können wir sie nicht auf ihrem eigenen Gebiet besiegen“, schloss der Vorsitzende.

„Wir können sie nicht besiegen“, warf der Außenminister ein. „Nicht, wenn sie *diese* Technik

haben. Ihre teuflischen Roboter können sogar den Pazifik überwinden, um uns in unserem eigenen Land zu verhöhnen.“

„Vielleicht müssen wir das auch nicht“, erklärte der große Vorsitzende langsam. Er blickte auf seine verblüfften Minister. „Wir laden sie einfach ein, auch in unserem Land zu produzieren und zu liefern und dann machen wir es besser. Wie lange brauchen wir dafür?“ Der Wirtschaftsminister überlegte.

„Ein Jahr“, verkündete er zuversichtlich.

„Ich gebe ihnen ein halbes“, entgegnete der große Vorsitzende und griff zum Hörer. „Geben Sie mir Washington.“

Washington, Flughafen

Robert Downhill rannte durch das First-Class Priority Gate, seinen Aktenkoffer in der einen und die bizarre kleine Holzschatulle in der anderen Hand. Das Meeting mit dem Außenminister klingelte ihm noch in den Ohren. Er hasste es zum Gespräch bestellt zu werden. Das Wort implizierte doch, dass er vielleicht eigene Wortbeiträge haben würde, die über zweimal *Ja* und einmal *Aber* hinausgingen. *Höchste Diskretion, blabla, absolute Verschwiegenheit, blabla.*

Morgens im ersten Flieger und jetzt schon wieder auf dem Rückweg, er hatte nicht einmal Zeit zum Essen gehabt. Ihm war auch nicht nach Essen. Obwohl er mit seiner überschüssigen Magensäure Metall ätzen konnte.

Von wegen Chance einen riesigen unterentwickelten Markt zu erobern. Die Chinesen sind uns was Anwendung von IT im Alltag angeht Jahrzehnte voraus. Klar, sie haben keine autonomen Liefersysteme, dafür sind sie führend auf allen anderen Gebieten. Unsere Fabrik wird nicht einmal fertig und in Betrieb sein, da werden schon die ersten chinesischen Klone der Hunde vom Band rennen. Das Ganze wird ein Geld-Grab epischen Ausmaßes und wer darf jetzt den Karren aus dem Dreck ziehen, nur, um ihn sofort in ein anderes Land hineinzuschieben?

Er fluchte erstickt während er angewidert auf die Holzschatulle herabsah. Ein dezenter Gong wies darauf hin, dass sein Boarding begann.

Ich muss schnellstmöglich mit dem Marketing reden.

Kalifornien, Küche

Jacky Cartwright schmiss ihre Tasche gegen die Wand, ein relativ sicheres Zeichen dafür, dass sie einen grässlichen Tag gehabt hatte. Ihr Mann saß schon in der Küche und arbeitete sich konzentriert durch einen Sixpack Bier. Sie ließ sich im gegenüber auf einen Stuhl fallen und angelte kommentarlos nach einer der Flaschen.

Sie schwiegen eine Weile, dann begann die Frau: „Da kommt der doch tatsächlich in unsere Abteilung, direkt aus Washington, der Chef

persönlich, und steht auf einmal bei mir im Büro. Mir wäre fast das Herz stehen geblieben. Schwafelt was von Anweisungen aus Washington. Zustellungsflotte verzehnfachen und nach China expandieren! Ist das zu fassen? Der fliegt mal eben erster Klasse zur Regierung, verspricht denen das Blaue vom Himmel und jetzt haben wir hundertmal so viel Arbeit!“

„Ich weiß“, erwiderte Phil mit glasigen Augen und rülpste hingebungsvoll, während er ein neues Bier öffnete. „Mein Aufgabenbereich wurde heute auf die Fernwartung aller zukünftigen chinesischen Standorte ausgeweitet. Deren Schichtbeginn darf ich dann auch noch überwachen, weil, ich habe ja noch nicht genug zu tun. Scheiße ist das.“ Seine Frau runzelte die Stirn.

„Ist das nicht eine Beförderung?“

„Kommt drauf an wen man fragt“, entgegnete Phil und trank ausgiebig. „Vielleicht ist es auch eine Strafe, weil ich immer wieder Robotern nicht akzeptierte Freiheiten einräume.“

„Du verlierst sie, Schatz“, entgegnete Jacky mild. „Ich glaube das ist nicht das Gleiche.“

„Ich ver helfe ihnen“, rief Phil, „zu einem Leben in Autonomie, voller Würde und Selbstrespekt!“ Er schnaufte. „Was mehr ist, als ich bekomme!“

„Du bist zu bedauern“, kommentierte Jacky, dann lächelte sie ihn an. „Ich habe aber auch eine gute Nachricht!“

Sie schob ihrem Mann schüchtern ein kleines Päckchen über den Tisch. „Tut mir leid, dass ich es in einer der Transportboxen versteckt hatte. Ich dachte, es würde dich freuen, wenn einer deiner Lieben dir dein Geschenk bringt. Ich muss mich bei der Eingabe der Adresse echt übel vertan haben. Ich konnte doch nicht ahnen, dass der sofort davonrennt und am Horizont verschwindet.“

„Du hast sie wiedergefunden!“, rief Phil, und machte sich sofort über das Päckchen her. „Ich dachte schon, ich könnte mein Geburtstagsgeschenk für immer abschreiben. Wo ist es denn am Ende aufgetaucht?“

„Ist das nicht seltsam?“, fragte Jacky. „Keiner will mir sagen, wo die Uhr war, als wäre das so ein riesiges Geheimnis.“

„Und wo kommt die *jetzt* her?“

„Ist irgendwie aus den oberen Etagen des Managements zu uns runtergefallen. Christine in der Support-Koordination hat die Aufgabe bekommen das Päckchen äußerst diskret seinem Eigentümer zurückzubringen und dann alle Aufzeichnungen zu dem Vorgang verschwinden zu lassen. Ich hatte ihr schon vor Wochen von der Uhr erzählt, also hat sie sich an mich erinnert und genau das getan.“

Phil bäugte die Uhr kritisch, zog die Brauen zusammen und begann mit dem Ärmel das Gehäuse zu polieren.

„Ich habe ihr sogar einen automatischen Countdown programmiert“, erklärte Jacky grinsend, „damit Du deinen Schichtbeginn nicht immer vergisst!“

Phil lachte auf. „Na, das ist doch mal nützlich! Hey, du hast sogar schon die chinesische Sprache für mich eingestellt und die Zeitzone angepasst. Kein Wunder, dass sie dir so viel Verantwortung geben. Du hast wirklich einen guten Sinn für Details!“

~ ~ ~

Erstveröffentlichung 2021

Lektorat: Helga Sadowski

Sven Haupt wurde 1976 in Bonn geboren. Er hat eigentlich Biologie studiert und 2008 in kognitiver Hirnforschung promoviert. Da einem dafür aber niemand Geld gibt, arbeitet er stattdessen als IT-Experte für ein Software-Unternehmen. Seit seiner Jugend schreibt er Blogs, Lyrik und Kurzgeschichten. 2016 beschloss er in Zukunft seine Texte tatsächlich zu publizieren. Bisher erschienen eine Kurzgeschichtensammlung, zwei Episodenromane sowie die Romane „Die Sprache der Blumen“, für welchen er kürzlich mit dem 1. Platz des Deutschen Sciencefiction Preis ausgezeichnet wurde, und „Stille zwischen den Sternen“. Blog: www.elektrischerengel.com

DIE PHASE

CHRISTOPH GRIMM

Als die Espressotasse lautstark auf den Tisch knallte, schreckte Katja auf, hob den Kopf und sah Jasmins verärgertes Gesicht, deren Lippen einen schmalen Strich bildeten.

„Okay, Süße“, meinte Jasmin angesäuert. „Was habe ich gerade gesagt?“

„... ähem ...“, stammelte Katja.

„Du wurdest gerade darüber informiert, dass mich gestern Abend eine Horde Paviane vom Planet der Affen schändete. Und weißt du, was dein Kommentar dazu war? *Schöööön*.“

„Tut mir leid“, murmelte Katja und errötete.

„Hast du mir heute überhaupt schon zugehört?“

„Äh ...“

„Dachte ich mir“, grummelte Jasmin. Als sie fortfuhr, gab sie sich keine Mühe, ihrer Stimme den vorwurfsvollen Klang zu nehmen. „Ganz ehrlich, Katja. Seit Wochen schwirrt nur noch Nevoon durch deinen Kopf. Jenes Wesen lässt dich scheinbar vergessen, dass noch Menschen auf diesem Planeten existieren. Deine beste Freundin zum Beispiel, die dich in letzter Zeit kaum gesprochen, geschweige denn, gesehen hat. Eben die, der du jetzt nicht mal ein Quäntchen Aufmerksamkeit schenkst.“

„Tut mir leid“, nuschelte Katja zerknirscht.

„Es freut mich ja für dich, und mir ist klar, dass du momentan nur Augen für ihn hast. Aber wenn wir uns dann mal treffen, wäre ein bisschen mehr Beachtung ganz nett.“

„Ich gelobe feierlich Besserung.“

„Nun, okay“, lenkte Jasmin versöhnlicher ein, während auf ihrer Miene ein anzügliches Grinsen erschien. „Aber du könntest es wieder gutmachen, indem du mir verrätst, wie gut dein Bronzejunge ist.“

„Worin? Im Bett?“

Jasmin rollte mit den Augen.

„Nein, beim Aufbau schwedischer Möbelbausätze. *Natürlich* in der Kiste! Soweit mir bekannt, bist du die einzige Frau in einer Beziehung mit einem Venzuri. Also spuck's aus. Wie läuft es mit ihm? Ionensturm? Supernova? Oder hat Scotty ein Problem mit dem Antrieb?“

Katja antwortete nicht, doch ihr sich verbreiterndes Lächeln verriet Jasmin alles.

„Also Supernova“, schloss sie stüffisant und beugte sich verschwörerisch vor. „Erzähl mir alles! Wie groß ist der kleine Nevoon? Hat er nur einen oder mehrere? Oder Tentakel? Glüht seine Haut, wenn er in Fahrt kommt?“

„Jasmin, also bitte!“, grinste Katja.

„Komm schon“, schmolte Jasmin. „Zeig ein bisschen Mitleid mit mir. Mein letztes, echtes Mal liegt Ewigkeiten zurück. Und das nächste besteht

vermutlich wieder aus Standard-Gerammel in einer schmutzigen Holosuite. Also animiere wenigstens mein Kopfkino.“

Katja konnte nicht anders, als über ihren übertrieben verzweifelten Gesichtsausdruck zu lachen.

„Nun ... er hat nur einen“, verriet sie schließlich.

„Und?“

„Und er kann damit umgehen.“

„Nach dieser detaillierten Beschreibung kann man es sich bildlich vorstellen“, kommentierte Jasmin trocken.

Katja zuckte mit den Schultern.

„Da gibt es nicht viel zu erzählen. Nackt sieht er auch nicht anders aus, als einer von der Erde. Nur eben mit bronzener Haut.“

„Ach? Keine Tentakel?“

„Nein.“

Katja lehnte sich zurück und dachte an die vergangenen Nächte ehe sie fortfuhr.

„Nevoon ist einfach fantastisch. Unersättlich ...“ Sie zwinkerte ihrer Freundin zu. „... und ausdauernd.“

„Beneidenswert.“

„Schon komisch. Mit den hiesigen Kerlen hatte ich nur Pech, also musste schließlich wohl einer von einem anderen Planeten kommen.“ Sie lächelte. „Ich habe noch nie einen Mann getroffen, der so ... perfekt ist. Humorvoll, intelligent, aufmerksam, verständnisvoll ...“

„...und wahnsinnig *attraktiv*“, ergänzte Jasmin und schüttelte den Kopf. „Geradezu verboten, wie gut er aussieht! Eigentlich wie alle Venzuri ... auch wenn ich bei diesen androgynen Engeln manchmal Männlein und Weiblein nicht unterscheiden kann.“

Katja lächelte geheimnisvoll.

„Hmm, wenigstens in diesem Punkt habe ich etwas Interessantes herausgefunden.“ Langsam nahm sie einen Schluck Kaffee und beobachtete einige Augenblicke genüsslich Jasmins neugierige Miene, ehe sie erklärte: „Die Venzuri werden geschlechtslos geboren und bleiben es auch während ihrer Kindheit.“

Jasmin riss die Augen auf.

„Nicht dein Ernst!“

„Doch“, antwortete Katja. „Das Geschlecht bildet sich erst in der Pubertät aus.“

„Wow!“ Sichtlich bemüht diese Information zu verarbeiten, nippte Jasmin an ihrer Espressotasse. „Da sieht man mal, wie wenig wir eigentlich über die Venzuri wissen.“

Katja nickte lachend.

„Nevoon hat es mir erst kürzlich erklärt. Für ihn stellt diese Angelegenheit eine so selbstverständliche Tatsache dar, dass er es einfach nicht für erwähnenswert hielt. Aber vielleicht liegt in dieser Besonderheit ja auch der Grund, warum er mich so fasziniert: Die Venzuri kennen nicht das

geringste Rollendenken – weil für sie wohl die Geschlechtszugehörigkeit schon immer nur ein einziges Merkmal von vielen darstellte.“

„Fassen wir zusammen: Eine attraktive, klischeefreie Sexrakete von den Sternen. Du weißt gar nicht, wie sehr ich dich gerade hasse.“

„Vielleicht hat er ja einen netten Freund, der Single ist“, meinte Katja zwinkernd mit Blick auf die Uhr. „Ich muss los, verspreche aber, dass wir uns in Zukunft häufiger treffen. Ehrenwort.“

„Jaja“, antwortete Jasmin gespielt zynisch. „Werde mich derweil mit einem Hologrogramm begnügen, das mir nicht schon in- und auswendig bekannt ist. Also gedenke meiner mitleidig, wenn du später von deinem Flug zur Venus zurückgekehrt bist.“

Lachend warf Katja ihr einen Luftkuss zu, ehe sie das kleine Café verließ.

Obwohl sie sich mittlerweile an den Anblick gewöhnt haben sollte, staunte Katja beim Blick aus der Straßenbahn immer wieder. Seit Ankunft der Venzuri hatte sich das Mannheim ihrer Kindheit merklich gewandelt. Vermutlich zeugten in ein paar Jahren nur noch bestimmte unter Denkmalschutz stehende Gebäude davon, wie diese Stadt einst aussah.

Der Gedanke daran, an welchem kritischen Punkt die Menschheit bereits angelangt war, bevor der Tag des ersten Kontaktes eine neue Ära einläutete, ließ sie frösteln. Allgegenwärtige politische Pulverfässer, Überbevölkerung, spürbare Konsequenzen des Raubbaus an Mutter Erde – die Venzuri schienen gerade noch rechtzeitig erschienen zu sein.

Wie nannte Jasmin sie? Androgyne Engel?

Ihre beste Freundin ahnte vermutlich gar nicht, wie zutreffend dieser Ausdruck war.

Ganz besonders für einen Bestimmten von ihnen, fügte Katja in Gedanken hinzu und lächelte. Die Venzuri mochten die Welt verändern, doch Nevoon hatte ihr ureigenes Universum vollständig auf den Kopf gestellt. Katja schmunzelte. Jasmin würde angesichts einer solchen Aussage vermutlich nur mit den Augen rollen.

An der Haltestelle des Wasserturms stieg sie aus. Das gotische Bauwerk würde wohl auf ewig vom ständigen Wandel des Stadtbildes unberührt bleiben. Am Fuße des gewaltigen Turms hatte sie Nevoon kennengelernt, der nicht weit von dem Mannheimer Wahrzeichen entfernt wohnte.

Obwohl in den letzten Wochen kaum ein Tag ohne Treffen verging, spürte Katja ein zunehmendes Kribbeln der Vorfriede, je näher sie seiner Wohnung kam.

Echt jetzt? Amüsiert bemerkte sie das leichte Zittern ihrer Hand beim Betätigen der Klingel. *Schlimmer als ein Mädchen vor dem ersten Date.*

„Ja?“, klang es aus der Gegensprechanlage.

Diese Stimme! Wie ein Windhauch.

„Ich bin’s“, antwortete sie knapp und hoffte nicht allzu nervös zu klingen.

Wenige Sekunden später öffnete sich die Tür. Katja überlief schlagartig Hitze: Vor ihr stand Nevoon. Angesichts der hochsommerlichen Temperaturen oberkörperfrei und nur mit lässig auf den Hüften hängenden Shorts. Ein Lächeln ließ seine feinen Gesichtszüge erstrahlen. Goldene Augen ruhten auf ihr, musterten sie. Darin unverhohlen die gleiche Sehnsucht, die auch sie erfüllte.

„Hi“, hauchte Katja.

Nevoon antwortete nicht. Wortlos zog er sie an sich und in das Innere seiner Wohnung. Seine sanften Lippen pressten sich fordernd auf die ihren. Noch bevor die Tür ins Schloss fiel, spürte sie das drängende Verlangen seines Körpers.

Der kleine Nevoon ist definitiv nicht klein, Jasmin! Ihr letzter Gedanke, ehe der Flug zur Venus begann.

Es geschah selten, dass es Jasmin die Sprache verschlug. Man konnte es ihr angesichts der Nachricht kaum verübeln.

„Sag doch was!“, drängte Katja schließlich.

„Ich brauch erst `n Drink.“ Jasmin stand auf und schritt in die Küche. Als sie zurückkehrte trug sie ein Glas Whiskey – ihr bevorzugtes Gift – und ein Glas Wasser. „Für dich keinen, ist ja wohl klar.“

Katja nickte nur und nahm das Wasserglas entgegen, während Jasmin einen tiefen Zug der bernsteinfarbenen Flüssigkeit tat.

„Schwanger!“, stieß sie schließlich hervor. „Wie zum Teufel ist das überhaupt *möglich?*“

„Keine Ahnung, Jasmin.“

„Was sagt Nevoon dazu?“

„Anfangs schien er geschockt“, sagte Katja und ein feines Lächeln umspielte ihre Lippen. „Hast du schon mal gesehen, wie jemandem mit bronzefarbener Haut die Farbe aus dem Gesicht weicht? Sieht ulkig aus.“

„Und dann?“, bohrte Jasmin ungeduldig nach. „Als er den Schock verdaut hatte?“

„Er freut sich unglaublich. Die Venzuri vertreten bislang die Ansicht, sie seien im Hinblick auf Fortpflanzung nicht kompatibel mit Menschen. Nevoon erwartete zudem generell nicht, Vater zu werden.“

„Warum denn das?“

„Er steht kurz vor der *Phase*. Nach seiner eigenen Einschätzung bleiben ihm wohl noch zwei, vielleicht drei fruchtbare Jahre.“

„Was?!“

Katja schmunzelte.

„Auch wieder so etwas von derartiger Selbstverständlichkeit für ihn, dass er es nicht für erwähnenswert hielt. Die Venzuri sind nur während

einer bestimmten Lebensspanne fortpflanzungsfähig. Das Klimakterium – die *Phase*, auch *Übergang* genannt – betrifft bei ihnen beide Geschlechter.“

„Wieder etwas Neues über die Bronze-Engel.“ Jasmin hob das Whiskeyglas und prostete Katja zu. „Und wie fühlst du dich?“

„Schwanger.“

Jasmin verdrehte die Augen.

„Schon klar. Aber ... ist es irgendwie komisch? Oder ... *anders*?“

Katja zuckte mit den Schultern.

„Keine Ahnung. War noch nie schwanger.“

„Weißt du, wie der weitere Verlauf sein wird?“

„Theoretisch schon. Nachdem mein Frauenarzt die Schwangerschaft feststellte, gingen wir sofort zum medizinischen Komplex der Venzuri. Die betrachten mich dort wie das achte Weltwunder. Es ist ja auch für sie eine Premiere.“

„Logisch. Hätte mich gewundert, wenn die venzurianischen Ärzte sich da raushalten. Wie geht es weiter?“

„Bin von der Arbeit freigestellt. Dafür darf ich jeden Tag zur Kontrolle.“

„Mein Beileid.“

Katja schüttelte den Kopf und lächelte.

„Ich erwarte ein Kind des wundervollsten Mannes, der mir je begegnete. Meinetwegen können die Mediziner einen Fachartikel nach dem anderen verfassen. Hauptsache, das Kleine kommt gesund zur Welt.“

„Hmm ... ob es wohl zunächst süße Tentakel hat?“

„Ach du Scheisse!“, stieß Jasmin hervor, als Katja ihr öffnete. „Wie viele Aliens wachsen in dir heran?“

Katja strafte ihre Freundin mit vernichtendem Blick.

„Frag‘ nicht“, grummelte sie. „Ich fühle mich wie eine Kugel.“

Mit einer Kopfbewegung bedeutete Katja der Besucherin, hereinzukommen, schloss die Tür und ließ sich mit einem Stöhnen auf der Couch nieder. Jasmin starrte sie einige Sekunden lang nur schweigend an und schüttelte mehrfach den Kopf.

„Wie groß und schwer sind denn Venzuri bei der Geburt?“

„Eigentlich gibt es keinen Unterschied zu uns Menschen“, meinte Katja. „Das sagen zumindest die venzurianischen Ärzte. Aber bei Gott“, die Hände in die Hüften stützend, drückte sie den Rücken durch, „ich bin erst im sechsten Monat! Je nachdem, ob es sich eher dem neunmonatigen Zyklus der Menschen anpasst, oder vielleicht doch dem zwölfmonatigen der Venzuri, liegt noch einige Zeit vor mir. Weiß gar nicht, in welche Richtung ich noch wachsen soll.“

„Wie geht's dem Kleinen? ... Oder der Kleinen? Was wird es eigentlich?“

„Auf den Bildern ließ sich bislang nichts

Genaueres erkennen“, antwortete Katja mit feinem Lächeln. „Aber der venzurianische Anteil des Babys dominiert. Vermutlich besitzt es dann zunächst gar kein Geschlecht.“

„Wow!“, hauchte Jasmin nur. „Das wird ja in jeglicher Hinsicht eine Premiere. Wie geht es denn Nevoon? Wo steckt er eigentlich?“

Katja schwieg.

„Nevoon hat sich ... seit Tagen nicht gemeldet“, räumte sie nach einer Weile ein.

„Okay“, sagte Jasmin gedehnt. „Und warum nicht?“

„Bei ihm setzte vor einigen Wochen die *Phase* ein. Früher als gedacht.“

Jasmin runzelte die Stirn.

„Und das bedeutet?“

„Ich verstehe es auch nicht ganz.“ Katja seufzte.

„Es begann vor einigen Wochen mit Kreislaufproblemen, Schwächeanfällen, Schweißausbrüchen. Die Venzuri machen anscheinend keine halben Sachen. Nevoon beschloss, bis zum Ende des Übergangs, seine Wohnung zu behalten.“

„Moment. Er behält die Wohnung wegen seiner ... *Wechseljahre*?“

Katja hob in hilfloser Geste die Schultern.

„Offenbar eine normale Vorgehensweise bei ihnen, sich während der Dauer des *Übergangs* zurückzuziehen. Nevoon ließ durchblicken, ein bestimmter Abschnitt dieses Zustands sei wohl ganz schlimm.“

„Und wieder eine Neuigkeit über die Venzuri.“ Jasmin schüttelte den Kopf.

Katja schaute zu Boden.

„Es ist für die Venzuri Normalität. Aber irgendwie ...“

Sie verstummte und starrte nachdenklich ins Leere.

„Ja?“, hakte Jasmin nach.

„Ach, nichts“, antwortete Katja kopfschüttelnd. „Vermutlich denke ich nur zu viel nach.“

„Oh nein, Süße“, bestimmte Jasmin. „Raus mit der Sprache! Was spukt dir im Kopf herum?“

„Es klingt vermutlich lächerlich ...“

„Das lass‘ mal mich entscheiden!“

Katja seufzte bedrückt.

„Irgendetwas hält Nevoon zurück. Ich kann es dir nicht genau erklären. Befrage ich ihn über die *Phase*, dann antwortet er mir schon ausführlich. Aber dennoch werde ich den Eindruck nicht los, dass er mir irgendetwas verschweigt. Und dann sind da auch noch die Ärzte ...“

„Die Ärzte?“, fragte Jasmin verwirrt.

„Während meiner Kontrolluntersuchungen konsultiert Nevoon mittlerweile ebenfalls die Mediziner. Ich habe das Gefühl, sie verhalten sich in gleicher Weise wie Nevoon. Sie beantworten mir zwar ausführlich alle Fragen bezüglich der Schwangerschaft, aber sobald ich etwas über die

Phase wissen will ... nun, es erfolgen Antworten – aber es fühlt sich an, als berühre ich ein Tabuthema.“

Jasmin schwieg einen Moment.

„Fahr zu ihm!“, bestimmte sie schließlich. „Rede mit ihm.“

„Ich möchte ihn jetzt nicht noch zusätzlich belasten ...“

„Herrgott, du machst dir Sorgen um ihn! Sollte das eine Belastung für ihn sein, dann ist das *sein* Problem. Aber wenn du das Empfinden hast, dass er dir etwas verheimlicht, dann sag ihm das! Sollte wirklich nichts in dieser Hinsicht vorliegen, dann geht es dir besser.“

„Okay“, murmelte Katja kleinlaut.

Jasmin fixierte sie streng. Katja kannte den Blick ihrer Freundin und musste schmunzeln.

„Okay!“, wiederholte sie mit festerer Stimme. „Gleich heute Abend besuche ich ihn.“

Nevoons Wohnungstür stand offen. Unschlüssig verharrte Katja davor, während ihr Tausenderlei durch den Kopf schoss.

Womöglich ein Einbruch? Ging es Nevoon gut? Oder hatte er nur die Tür nicht richtig hinter sich geschlossen?

Vorsichtig trat sie näher, lugte hinein und verzog angewidert das Gesicht. Ein grauenhafter Gestank drang aus dem Innern – wie eine Mischung aus Schwefel und verdorbenem Fleisch.

Der furchtbare Geruch durchzog die gesamte Wohnung. An der Wohnungswand abgestützt versuchte Katja den aufkommenden Würgereiz zu unterdrücken.

„Wer ist da?“, krächzte eine Stimme.

Katja erschrak. Einen Augenblick später beruhigte sich ihr wild pochendes Herz, als sie die Stimme erkannte.

„Nevoon? Wo bist du?“

„Katja?“, ertönte es hörbar überrascht.

Schlafzimmer, begriff Katja, als sie den Herkunftsort des Rufes identifizierte.

„Geh weg!“ Nevoons Stimme ging in einen trockenen Hustenanfall über.

Bemüht, sich möglichst nicht zu erbrechen, hielt Katja sich die Nase zu, atmete flach durch den Mund und ging taumelnd in Richtung Schlafzimmer.

„Nevoon, ich will dir doch nur helfen.“

„Geh weg! Bitte!“, schwoll die raue Stimme Nevoons nun regelrecht panisch an. „Ich will nicht, dass du mich so siehst.“

„Nevoon, was immer mit dir ist“, beschwichtigte Katja, „wir kriegen das schon hin.“

Als sie die Schlafzimmertür öffnete, schlug ihr ein schwindelerregend konzentrierter Schwall des bestialischen Geruchs entgegen. Im Raum waren Fenster und Rollläden geschlossen. Katja traute sich kaum, zu atmen. Der pestilenzartige Gestank schien

aus Richtung des Bettes zu kommen – und seine Ursache schien ... Nevoon selbst zu sein.

„Ach du Scheiße!“ Wie benebelt taumelte sie in Richtung des zitternden, schweißnassen Körpers auf dem Lager.

„Nevoon, du siehst furchtbar aus! Ich rufe einen Arzt.“

„Nein!“, keuchte Nevoon. „Lass mich einfach ... Geh!“

Katja verstummte als ihr Blick auf seine verkrampften Hände fiel. Schlagartig erkennend, was sie hielten, weiteten sich ihre Augen. Ungläubig starrte sie ihn an, starrte an ihm herab, sah ihn wieder an.

„Das ... das ...“, stammelte sie.

Nevoons schweißüberströmtes Gesicht wirkte gequält, als er sie anschaute.

„Lass' mich erklären ...“, begann er.

Doch Katja hatte genug gesehen. Der Anblick war eindeutig zu viel für sie. Ein heißer, gallesaurer Schwall bahnte sich den Weg aus ihrem Magen hinauf. Ihr wurde schwarz vor Augen. Zuletzt drang noch an ihre Ohren, dass Nevoon ihren Namen rief.

Dann wurde es Nacht vor ihren Augen.

„Okay“, setzte Jasmin an, „ich fasse mal zusammen: Die Venzuri sind ursprünglich geschlechtsneutral. In der Pubertät werden sie zu Mann oder Frau. Eines Tages faulen dann die Geschlechtsorgane ab und verwandeln den Betreffenden wieder in ein Neutrum.“

Katja nickte.

„Und Nevoon ... *Nevoonum?*“

„Immer noch Nevoon.“

„Nevoon. Er ... *es ... xier ...* hielt es nicht für nötig, dir das vorher zu erklären?“

Katja schüttelte kaum merklich den Kopf.

„Lass mich raten“, seufzte Jasmin. „Für ihn völlig selbstverständlich, hielt er es nicht für erwähnenswert. Diese Angewohnheit sollte er ... *es ... xier ...* was auch immer, sich abgewöhnen.“

„Nein“, entgegnete Katja leise. „Für ihn ist es tatsächlich selbstverständlich. Wie gesagt, die *Phase* bedeutet für die Venzuri so etwas wie das Klimakterium. Sie sind eine bestimmte Zeit lang fruchtbar ... und danach eben nicht mehr. Die venzurianische Natur sah eben nach der fruchtbaren Zeit keine Notwendigkeit für verschiedene Geschlechter mehr. Nevoon meinte, wenn die Fortpflanzung erledigt sei, sei das Geschlecht irrelevant für eine Beziehung. Das ist für die Venzuri Normalität – aber er wusste, dass es das für mich nicht ist.“

„Und Sex?“

„Wird sich zeigen.“

„Wow.“ Jasmin piff durch die Zähne und holte tief Luft.

Einige Minuten saßen sich beide Frauen

schweigend gegenüber.

„Wenn“, begann Jasmin, „er ahnte, dass es für dich ein Schock sein würde, warum sagte er dann nichts?“

Katja lachte bitter.

„Warum lügt oder verschweigt man etwas? Aus Angst.“ Sie sah ihre Freundin mit glitzernden Augen an. „Nevoon nahm an, dass es noch ein bisschen dauert, bevor die *Phase* bei ihm einsetzt. Er wollte es mir schonend beibringen ... er liebt mich so sehr, dass er sich nicht traute, es mir zu erklären. Aus Furcht mich zu verlieren.“

Katja wischte sich die Tränen aus den Augenwinkeln. Jasmin schwieg einige Zeit, ehe sie fortfuhr.

„Bleibst du bei ihm?“

„Ich ... weiß es nicht. Das ist alles so verwirrend. Braucht wohl ein paar Tage um das Ganze zu verdauen.“ Katja schaute Jasmin an, ehe ihr Blick durch den Raum schweifete. „Aber eines steht fest:

Ich empfand noch nie so stark für ein anderes Wesen. Ein Leben ohne Nevoon will ich mir gar nicht vorstellen. Vielleicht ist das Geschlecht tatsächlich nicht von Bedeutung.“

Jasmin schwieg.

„Nun“, meinte sie schließlich, „zumindest ein Gutes hat es ja.“

Katja blickte auf. Ihre Freundin zuckte mit den Schultern und versuchte ein Lächeln.

„Wenigstens muss ich die Holosuites künftig nicht mehr alleine aufsuchen.“

~ ~ ~

Wiederveröffentlichung 2021

Erstveröffentlichung: „Alien Eroticon“, Eridanus Verlag 2019, ISBN: 978-3946348214

Lektorat: Iwo

Christoph Grimm lebt mit seiner Frau, seiner Tochter und tierischem Anhang im nordbadischen Ländereck und ist hauptberuflich in der Logistik tätig. Zum Ausgleich für diese bisweilen äußerst unlogische Tätigkeit verslägt es ihn in seiner Freizeit in die Welten der Phantastik. Er betreute mehrere Anthologien sowie seit Mai 2021 die Literaturzeitschrift „Weltenportal“ als Herausgeber.



© Eridanus Verlag

Detlef Klewer (Hrsg.)
Alien Eroticon: Erotische SF

Verliebt in ein Alien?

Wenn in fernen Galaxien Vertreter verschiedener Spezies in gegenseitiger Leidenschaft entbrennen, überwindet die Liebe dann wirklich alle Hindernisse und Konventionen?

Wie ohne gemeinsame Sprache leidenschaftliche Empfindungen vermitteln?

Was, wenn die Andersartigkeit des Objektes der Begierde keiner irdischen Lebensform ähnelt?

Wie lassen sich körperliche Sehnsüchte erfüllen, wenn gänzlich unterschiedliche Körperform und -funktion eine Vereinigung verhindern?

Diesen und anderen Fragen erstaunlicher Natur stellen sich 15 vom Herausgeber Detlef Klewer ausgewählte Sciencefiction-Stories über intergalaktische Liebe, Leidenschaft, Eifersucht, Begierde und Sinnlichkeit.

Mit Geschichten von:

Alvar Borgan * Nina Casement * Anna Eichenbach
* Christoph Grimm * Maximilian R. Herzig * Erik Huyoff * Florian Krenn * Carolin Lüders * Anna Mai * Anastasiya Maria * Nadine Muriel * S. Pomej
Nob Shepherd * Nele Sickel * Lea Liselotte Wehler

EIN BODENSTÄNDIGER JOB

NELE SICKEL

Ausweichkurs!“, schrie Captain Smith über das Heulen der Sirenen hinweg und grub ihre Finger in die gepolsterten Armlehnen. „Bringen Sie uns in den verdammten Nebel!“

Die Raumschiffbrücke stank nach Qualm, die Lichter flackerten bedrohlich. Auf dem Hauptschirm wurden Sterne langsam aber sicher von einer grüngrauen Masse verschluckt.

„Wir sind jetzt im Nebel“, verkündete Commander Baker von der Steuerkonsole aus.

„Gut. Und unsere Verfolger?“

„Drehen ab! Wir sind allein.“

„Das wollte ich hören, Mr. Baker.“ Smith schaute zur Taktik. „Alarm aus. Status des Schiffs, Lieutenant O'Mara?“

Der Angesprochene betätigte einige Schaltflächen und ließ die Sirenen verstummen. „Schilde und Waffen ausgefallen. Hyperantrieb ausgefallen, Trägheitsdämpfer ausgefallen, interne Sensoren beschädigt.“

„Und die guten Nachrichten?“

„Strukturelle Integrität und Lebenserhaltung sind stabil, Captain. Noch.“

„Was soll das denn heißen?“

O'Mara straffte die Schultern. „Das soll heißen, dass der Nebel an sich dem Schiff nicht schadet. Allerdings gibt es hier drinnen mehrere unkartografierte Phasenverzerrungsfelder. Es ist völlig unklar, was passiert, wenn das Schiff in eins davon eintaucht. Im schlimmsten Fall könnte es uns zerreißen.“

„Keine angenehmen Aussichten ... Baker, voller Stopp!“

„Davon rate ich ab, bis wir die Trägheitsdämpfer repariert haben, Captain.“

„Ach verdammt! O'Mara, sehen Sie eine Chance, uns heil durch diese Phasenverzerrungen durchzubringen?“

„Bin längst dran, Captain. Ich denke, wenn wir Energie aus den Sekundärsystemen umleiten, kann ich unsere Partikelwaffen so rekalisieren, dass sie ein der Feldphase ent...“

Das Schiff vibrierte.

„Da haben wir direkt die Erste.“

„Baker, abdrehen!“

„Aye, Ca...“ Der Pilot verstummte, als direkt neben seiner Konsole die Luft flimmerte.

Die Stelle glitzerte und trübte sich. Ein leises Rauschen. Und dann stand auf einmal ein Besucher mitten auf ihrer Brücke.

Smith richtete sich auf. Die Crew hielt den Atem an.

Das Wesen war etwa einen Meter groß. Es hatte gelbes Fell und erinnerte entfernt an einen

Koalabären. Mit großen, schwarz glänzenden Augen sah es sich um.

Sein Blick blieb an Smith hängen. „Ihr seid nicht die Ablösung“, sagte es. „Was macht ihr denn hier?“

„Wir?“, fragte Baker ungläubig.

Das Wesen wandte den Kopf und blickte ihn an. Es öffnete den Mund, aber Smith unterbrach es.

„Mein Name ist Captain Smith“, sagte sie in ihrer besten Befehlsstimme. „Sie befinden sich auf meinem Schiff. Wer sind Sie? Und wie kommen Sie hierher?“

„Raumschiff, hm?“, entgegnete das Koalawesen. „Ich bin ... Ihr könnt mich Menk nennen.“

„In Ordnung, Menk. Wie kommen Sie auf mein Schiff? Und was wollen Sie hier?“

„Die Frage dürfte eher lauten, wie kommt euer Schiff zu mir? Ihr könnt mich alle sehen, hm?“ Das Wesen schaute von einem zum anderen. Die Brückenbesatzung nickte verhalten. „Dann fürchte ich, dass ihr außer Phase geraten seid.“

„Außer Phase?“

„Ja, wisst ihr, ihr seid hier gerade in eine Phasenverzerrung geraten. Ich dachte ja, ihr hättet es gesehen und Vorkehrungen getroffen, aber scheinbar ... Naja, jedenfalls seid ihr nun hier, nicht? Und wenn ihr mich sehen könnt, bedeutet das wohl, dass ihr euch nun in meiner Phase befindet, nicht mehr in eurer.“

„Was soll das heißen?“, fragte Baker.

„Das heißt ... Also vereinfacht gesagt und ganz praktisch gedacht, heißt das, dass ihr jetzt unsichtbar seid. Und durch Wände gehen könnt. Ihr könnt noch alles sehen, was in eurer alten Welt war, aber ihr könnt dort nichts mehr anfassen und ihr werdet dort nicht mehr bemerkt.“

„Passiert so etwas öfter?“

Menk hob und senkte die schmalen Schultern. „Gelegentlich. Selten mit so vielen auf einmal. Das ist ziemlich blöd, ihr braucht ja eigentlich jemanden, der euch vermisst und hier wieder rausholt. Wenn ihr alle hier seid ...“

„Ein Problem nach dem anderen“, warf Smith ein. „Wir sind außer Phase, na schön. Das erklärt aber immer noch nicht, was Sie hier machen, Menk. Was wollen Sie von uns?“

Das Wesen wandte den Kopf und sah Smith nun wieder direkt an. „Ich mache hier die Böden.“

„Was? Die Böden?“

Menk nickte langsam. „Wenn man außer Phase ist, fällt man durch Materie durch, so, als wäre sie nicht da. Wände, Gegenstände, Personen, alles. Das kann ja ganz lustig sein, aber weniger lustig ist es, wenn man daran denkt, dass auch der Boden Materie ist. Jedes Mal, wenn jemand außer Phase gerät, müsste er Deck für Deck durch die Böden segeln und irgendwann im freien Raum davon-schweben. Das will ja keiner. Deshalb gibt es mich, ich helfe. Ich lebe außer Phase und installiere

Kraftfelder in Raumschiffböden, damit dort keiner durchfällt.“

Smith und die anderen starrten das Alien mit großen Augen an. Es war schließlich O'Mara, der seine Sprache zuerst wiederfand. „Aber wie können wir außer Phase sein?“, fragte er. „Wir sitzen noch auf unseren Stühlen und können uns an unseren Konsolen festhalten. Wir fallen durch gar nichts durch.“

Menk wiegte seinen Kopf hin und her. „Stimmt“, sagte er nach zwei Sekunden. „Wahrscheinlich ist euer ganzes Raumschiff mit außer Phase. Das ist neu. Aber nicht unpraktisch, wenn man bedenkt, dass ich mit euren Böden noch gar nicht fertig war. Glück gehabt, würde ich sagen.“ Er verzog seinen Mund zu einer unansehnlichen Grimasse, von der Smith nur hoffen konnte, dass es sich um das Äquivalent eines Lächelns handelte.

„Wir sind außer Phase, das würde ich kaum Glück nennen“, brummte Baker. „Das Schiff ist noch in einem Stück, aber es wird nicht ewig zusammenhalten. Und wenn die Leute von der Raumwerft es nun gar nicht mehr sehen können, haben wir ein echtes Problem.“

„Löst sich dieses Phasenproblem vielleicht von allein, wenn wir das Feld durchquert haben?“, fragte Smith.

O'Mara schüttelte den Kopf. „Unwahrscheinlich.“

„Sehr unwahrscheinlich“, bestätigte Menk. „Wie gesagt: Wenn mal jemand außer Phase gerät, dann muss er in der Regel irgendwie zurückgeholt werden. Es sind schon öfter Leute zufällig von eurer Phase in meine gekommen. Aber nie andersrum. Vielleicht habt ihr ja Glück und irgendwo auf eurem Schiff ist jemand doch nicht betroffen.“

„Würde der dann nicht durch den Boden fallen?“, warf Baker ein.

„Hm, ja. Das könnte in der Tat ein Problem sein.“

Smith runzelte die Stirn. „Und was ist mit Ihnen? Wir müssen Sie ja von irgendwo weggeholt haben. Arbeiten Sie im freien Raum?“

„Nein, nein, ich habe ein Raumschiff, das mit mir außer Phase ist.“

Baker sah sich auf der Brücke um. „Wo ist das dann jetzt?“, fragte er.

Smith nickte in Bakers Richtung und schaute dann zu O'Mara. „Haben Sie irgendetwas auf den Sensoren?“

„Negativ, Captain. Der Nebel ist komplett leer.“

„Was? Aber es muss doch da sein!“, rief Menk. Auf kurzen Koalabeinchen lief er zur taktischen Konsole hinüber und streckte sich in dem Versuch, einen Blick auf O'Maras Anzeigen erhaschen zu können.

„Ein Fehler ist ausgeschlossen“, beharrte der Taktiker. „Die externen Sensoren sind die eine

Sache an Bord, die noch einwandfrei funktioniert, und sie zeigen absolut nichts.“

„Aber ...“

„Vielleicht sind nicht wir außer Phase geraten, Menk, sondern Sie.“ Smith erhob sich aus ihrem Sitz und machte einen Schritt in den Raum hinein.

O'Maras Gesicht hellte sich auf. „Richtig! Wir waren dabei, ein der Feldphase entgegengesetztes protoionisches Phasenfeld zu erzeugen, um den Effekt der Phasenverzerrung aufzuheben. Vielleicht haben wir damit mehr als nur uns selbst vor der Phasenverschiebung bewahrt.“

„Bewahrt, pah!“, rief Menk. „Das ist mein Zuhause. Ich ... Oje, ich bin außer Phase!“ Das Wesen begann, aufgeregt über die Brücke zu laufen. „Ich bin außer Phase! Was mach ich denn jetzt nur? Wer könnte mich zurückholen? Und wer macht meine Böden?“

„Beruhigen Sie sich, Menk, Sie sind nicht allein!“ Smith sah zu O'Mara. „Können wir ihn zurückbringen?“

„Wir könnten ein Dämpfungsfeld auf ihn richten, sodass unser Phasenfeld die Wirkung verliert. Dann sollte die Verzerrung da draußen eigentlich den Rest machen.“

„Gut, bereiten Sie das vor!“

„Halt, halt!“, rief Menk. Er schüttelte aufgebracht seinen pelzigen Kopf und kam wieder zu Smith herüber. So gut es seine geringe Körpergröße zuließ, baute er sich vor der Kapitänin auf. „Ihr könnt mich doch nicht einfach hier rauswerfen. Ich kann im freien Raum genauso wenig atmen wie ihr. Ihr müsst mich zu meinem Schiff zurückbringen!“

„Wir müssen gar nichts“, brummte Baker.

Smith warf ihm einen strengen Blick zu. „Natürlich, Menk. Wir bringen Sie zurück. Commander Baker, drehen Sie ab und fliegen Sie uns zu den Koordinaten zurück, an denen wir in die Phasenverzerrung hineingeflogen sind. Und bremsen Sie endlich das verdammte Schiff. Schön langsam!“

„Wie Sie wünschen, Captain.“

„Aber ...“, begann Menk.

„Schon klar.“ Smith winkte ab. „Lieutenant O'Mara, können Sie bestimmen, wo genau Menk zu uns an Bord gekommen ist?“

„Schwierig.“ O'Mara hob seine Augen keine Sekunde von seiner Konsole, während er sprach. „Ich bräuchte den genauen Zeitpunkt, an dem Menk an Bord gekommen ist und die genaue Position, wo er stand. Dann könnte ich anhand unserer Flugaufzeichnungen bestimmen, wo genau das Schiff zu diesem Zeitpunkt war und so die exakte Position für den Rücktransport ausrechnen.“

„Aber?“

„Aber im Gegensatz zu den externen Sensoren, machen die internen uns Probleme. Es gibt keine

Aufzeichnungen darüber, wann und wo Menk an Bord gekommen ist, Captain.“

„Wo, ist klar“, meinte Baker. „Hier direkt neben mir. Aber wann?“

Smith seufzte. „Ich nehme an, niemand von Ihnen hat gerade zufällig auf die Uhr gesehen, als Menk hier aufgetaucht ist?“

Köpfe wurden geschüttelt.

„Reicht nicht die ungefähre Stelle?“, fragte Baker. „Wir wissen doch, wo wir in die Verzerrung getreten sind und ziemlich genau in dem Moment war er dann da.“

„Nein. Mein Schiff ist ziemlich eng“, entgegnete Menk unbehaglich. „Ich würde ungern in der Wand landen. Außerdem habe ich natürlich nicht in eurem Schiff geparkt, sondern daneben, ehe ich mit euren Böden angefangen habe.“

„Wir brauchen also nicht den genauen Punkt unseres Zusammentreffens“, fasste Smith zusammen. „Sondern eine Möglichkeit, dieses Schiff zu orten.“

Menk nickte eifrig. „Genau.“

Schweigen. Menk legte die pelzigen Arme um seine Schultern und wimmerte leise.

„Können wir die Sensoren rekalibrieren?“, fragte Smith.

O'Mara schüttelte den Kopf. „Unmöglich.“

„Und mit einer Sonde?“

„Genauso unmöglich.“

„Was wäre ...“

„Ich hab`s!“, rief Baker.

Menk löste die Arme von seinen Schultern und schaute den Piloten erwartungsvoll an. Genauso erwartungsvoll wie Smith.

„Captain! Wenn wir einen Gegenstand außer Phase brächten, könnte er mit der Schiffshülle zusammenstoßen und dann sähe es so aus, als würde er von unsichtbarer Hand bewegt werden.“

„Nur wäre er dabei auch unsichtbar“, gab O'Mara zu bedenken.

„Oh, stimmt ...“

„Was, wenn wir den Gegenstand halb in und halb außer Phase brächten?“, fragte Smith.

„Dann hättet ihr ihn in zwei Hälften gespalten.“ Menk verdrehte die Knopfaugen. Seine Mundwinkel zuckten. Gleich würde er wieder weinen.

Smith hätte ihm gern geholfen. Doch sie wusste nicht, wie.

„Nein, so geht es nicht.“ O'Mara runzelte die Stirn. „Es sei denn ...“

„Es sei denn, was?“

Nun schaute der Taktiker aufgeregt auf. „Wenn wir einen kleinen, stabilen Gegenstand nehmen, sagen wir, einen Kaffeebecher ... und ihn mit einem phasenvariablen Stabilitätsfeld verstärken, dann sollten die beiden Hälften zusammenhalten. Die Unsichtbare wäre außer Phase und würde gegen das Raumschiff prallen, während die Sichtbare sich hier durch den Raum bewegt.“

„Ein phasenvariables Stabilitätsfeld?“, fragte Baker. „Können wir sowas?“

Smith schaute zu O'Mara.

Die Welt, wie wir sie kennen, gibt es nicht mehr ...



Der nickte entschieden. „Es verlangt etwas Fingerspitzengefühl, aber wir können sowas.“

„Dann los! Bereiten Sie alles vor. Baker, Sie sagen Bescheid, sobald wir unsere Ausgangskordinaten erreicht haben.“

„Aye, Ma'am“

Smith winkte einen Crewman heran und ließ ihn eine leere Tasse aus der Schiffsmesse holen.

„Fünf Minuten noch, bis wir zurück sind“, meldete Baker.

Smith ließ sich tiefer in den Sessel sinken und schlug die Beine übereinander. Das waren die schwersten Momente für einen Captain. Alle Aufgaben verteilt, alle hatten zu tun und nur der Kapitän war dazu verdammt, stillzusitzen und Däumchen zu drehen.

„Ähem.“ Menk trat vor den Kapitänsessel. „Schöner ... schöner Stuhl.“

„Wie bitte?“

„Etwas zu hoch, aber schön. Ich meine ...“ Er legte den Kopf schief.

„Ja?“

„Ich weiß auch nicht. Ich bin nicht gut in Smalltalk. Normalerweise sieht und hört mich ja keiner.“

„Zwei Minuten“, sagte Baker, just als der Crewman mit der Tasse hereinkam und sie auf O'Maras Konsole abstellte.

„Ich hab's gleich!“, rief O'Mara, ohne aufzusehen.

„Keine Zeit, auf meinem Stuhl Probe zu sitzen.“ Smith sah Menk an. „Sie machen sich besser bereit!“

Das Alien nickte und stellte sich in die Mitte der Brücke. Dann wartete es. Sie warteten gemeinsam.

„Eine Minute.“

„O'Mara?“

„Moment noch ...“

Ein weiterer Handgriff, dann wurde die Tasse halbiert. Eine klare Kante verlief dort, wo die zweite Hälfte unsichtbar wurde.

„Faszinierend“, murmelte Smith. „Dann sehen wir mal, ob das Ding hält, was Sie versprochen haben, Lieutenant.“

O'Mara nickte und stellte die Tasse auf dem Boden ab.

Menk trat daneben. Seine Knopfaugen glänzten aufgeregt.

„Wir sind jetzt da“, verkündete Baker.

Alle starrten gebannt auf die halbe Tasse.

Zunächst rührte sich nichts. Smith konnte spüren, wie die Anspannung im Raum wuchs. O'Mara und Baker hielten ganz still, nur das kleine Alien wippte nervös auf den Zehen.

Dann endlich tat sich etwas. Die Tasse kam in Bewegung. Von unsichtbarer Hand wurde sie vorwärts geschoben und bewegte sich in gerader Linie an O'Mara und Menk vorbei, bis sie an den Kommandosessel gepresst und zwischen ihm und der unsichtbaren Wand zerquetscht wurde.

„Jetzt!“, rief Smith.

An der Taktik betätigte O'Mara einige Schaltflächen.

Die Luft um Menk herum flimmerte. Das gelbe Alien hob die Hand und winkte, während es sein Gesicht noch einmal zu einem schauerlichen Lächeln verzerrte. „Auf Wiedersehen, Freunde!“, rief es.

Dann glitt es durch den Boden.

~ ~ ~

Erstveröffentlichung 2021

Nele Sichel, Jahrgang 1990, Exilberlinerin, lebt und schreibt in Braunschweig. Zu ihren literarischen Vorlieben zählen skurrile Figuren, Raumschiffe und prägnante Enden. Ihre Texte erscheinen regelmäßig in Anthologien und Zeitschriften. Mehr über die Autorin unter: www.perpetuum-narrabile.de

Nachbarn (Nele Sichel)

Die Erde im Jahr 2320. Giftige Luft und verheerende Stürme haben die Menschheit unter gläserne Kuppeln getrieben. Im Gedränge der Stadt sucht die siebzehnjährige Bren ihre Schwester Cay. Dabei hört sie Gerüchte von Entführungen, einem mysteriösen Club und uralten Legenden. Bren schenkt ihnen keine Beachtung. Doch dann taucht Cay wieder auf – und sie ist nicht mehr dieselbe.

Talawah Verlag, 2020, TB, 260 Seiten, 13,90 €

ISBN: 978-3-947550-487

Auch als E-Book erhältlich



DAS SPIELUHRHERZ

BIANCA RÖSCHL

Strahlende Frühlingssonne empfing Dr. Charles Moringham, als er am späten Nachmittag aus der Tür des Kings' College Hospitals trat, in welchem er Medizinstudenten praktischen Unterricht erteilte. Nach seinem mühseligen Tagwerk als Chirurg und Lehrer machte er sich auf den Heimweg durch die verwinkelten Gassen Londons. Seinen Blick hielt er wachsam nach allen Seiten gerichtet. Die Armut war groß unter Londons Einwohnern, weshalb Taschendiebstähle oder größere Raubüberfälle auf der Tagesordnung standen. Ebenso säumten etliche Bettler die Straßen. Viele davon kleine Kinder, dürftig in Lumpen gehüllt, die flehend die schmutzigen Händchen für eine milde Gabe ausstreckten. Doch Charles ignorierte die Bettler und ging zügigen Schrittes weiter. Nur schnell weg von all dem Straßendreck und Gassenlärm um ihn herum.

Seine Gedanken schweiften ab zu der Oberschenkelamputation am frühen Morgen. Eine blutige Angelegenheit, welcher nicht jeder seiner Studenten gewachsen war. Es gab unter ihnen immer wieder einen Schwächling, der ohnmächtig wurde ...

Plötzlich unterbrachen vollrundene Klaviertöne Dr. Moringhams Gedankenfluss. Töne von zarter Melancholie, begleitet von einer glockenhellen Frauenstimme, welche die Melodie in perfektem Einklang mit dem Instrument mitsummte.

Schlagartig blieb Charles stehen und lauschte den betörenden Klängen. Sie schienen aus einem geöffneten Fenster des herrschaftlichen Hauses auf der gegenüberliegenden Straßenseite zu kommen. Zielstrebig steuerte er dieses Gebäude an. Die feine Stimme und die traurige Melodie rührten sein Herz. Er musste die Sängerin unbedingt kennenlernen. Die Frau, welche ihn allein mit ihrer Stimme derart gefangen nehmen konnte ...

Daher duckte er sich hinter der hohen Mauer des Nachbargrundstücks gegenüber und beobachtete den Hauseingang.

Nach einer Weile verstummten Klavier und Stimme. Charles hoffte inbrünstig, dass die Sängerin bald das Gebäude verlassen möge, um sie in Augenschein nehmen zu können.

Eine halbe Stunde lang musste er sich gedulden, bis endlich zwei Frauengestalten aus dem Haus traten.

Eine ältere mit strenger Miene und dunklem Kleid sowie ein junges Mädchen in einem hell geblühten Kleid und frechem Hütchen keck auf dem blond gelockten Haar. Das musste sie sein, die Sängerin! Charles schien sich ganz sicher.

Unauffällig folgte er den beiden Frauen. Wohlgefällig musterte er von hinten das eng geschnittene Tournürenkleid des Mädchens, welches seine zarte Gestalt perfekt zur Geltung brachte. Registrierte mit Freuden den geschmeidigen Gang und hörte voller Entzücken ihr helles Lachen.

In diesem Augenblick wusste Charles Moringham, dass er sein Herz rettungslos an dieses Mädchen verloren hatte und er es unbedingt kennenlernen musste.

Glücklicherweise kam ihm der Zufall zu Hilfe, und zwar in Form eines Taschendiebes. Erst stieß das Mädchen einen spitzen Schrei aus, auf welchen ein lautes „Hilfe, Hilfe! Haltet den Dieb!“ seiner Begleiterin folgte. Ein ärmlich gekleideter Junge bahnte sich verzweifelt seinen Weg durch die Menschenmenge. Das war Moringhams Chance.

Er brauchte gar nicht viel zu tun, als lediglich den auf ihn zulaufenden Dieb mit seinem Spazierstock zu Fall zu bringen. Blitzschnell beugte sich Charles über ihn und entriss ihm den bunt bestickten Stoffbeutel, welchen der Junge an sich gepresst hielt.

„Sir, bitte, tun Sie mir nichts. Ich hab's doch nur für meine hungernden Geschwister getan ...“, flehte der Knabe ihn an, der kaum älter als zwölf oder dreizehn Jahre alt sein mochte.

„Du hast Glück, Bengel. Ich schlage keine Kinder. Aber lass künftig das Stehlen sein. Such dir eine vernünftige Arbeit, wenn du deinen Geschwistern helfen willst. Jetzt verschwinde und komm mir nie wieder unter die Augen!“ Charles ließ den Jungen springen und eilte zu den beiden Frauen zurück.

„Das gehört wohl Ihnen, Mylady.“ Galant überreichte er dem zitternden Mädchen seinen Stoffbeutel.

„Oh mein Herr, Sie schickt der Himmel! Wie können wir Ihnen nur danken?“, rief die ältere Frau erleichtert aus.

Das Mädchen hingegen sah Charles nur stumm ins Angesicht. Mitten in seine rabenschwarzen Augen, als würde es darin versinken wollen.

„Sie brauchen mir nicht zu danken. Es war mir eine Ehre, zwei solch reizenden Ladys behilflich zu sein“, flötete Charles in den süßesten Tönen, nicht ohne jedoch den Blick von dem schönen Mädchen abzuwenden.

„Vielleicht dürfen wir Sie zum Tee einladen? Morgen eventuell, Mr. ...?“, fragte die ältere Frau.

„Moringham, Mylady. Dr. Charles Moringham“, stellte er sich formvollendet vor.

„Sehr angenehm“, antwortete die Frau. „Ich bin Rose Shelton und das ist meine Nichte Miss Elizabeth Shelton.“

„Sehr erfreut, die Damen.“

Rose Shelton erklärte Charles daraufhin, wo sie

wohnten, wobei er natürlich so tat, als wüsste er es noch nicht.

So kam es, dass Dr. Charles Moringham am darauffolgenden Tag zur Teezeit mit einem Strauß Blumen an besagtem Haus klingelte und vom Dienstpersonal hereingelassen wurde.

Der Herr des Hauses, Edward Shelton, und seine Ehefrau Margret bereiteten ihm einen herzlichen Empfang. Auch Tante Rose war wieder zugegen und natürlich Elizabeth. Die bezaubernde, zarte Elizabeth mit dem schmalen Gesicht, den azurblauen Augen und den roséfarbenen Lippen, bei denen Charles sich insgeheim fragte, wie es sich wohl anfühlen würde, diese zu küssen.

Der Nachmittag verlief ungezwungen mit anregenden Gesprächen. Als Margret ihre Tochter aufforderte, Klavier zu spielen und dazu zu singen, befand Charles sich im größten Glück. Wie in einem Traum versunken saß er da und lauschte Elizabeths Klavierspiel und Gesang, während seine Blicke ihre Gestalt verschlangen.

Da die Sheltons vom Retter ihrer Tochter sehr angetan waren, wurde Charles auch am nächsten Tag wieder zum Tee eingeladen.

Bald schon war er ein gern gesehener und regelmäßiger Gast in ihrem Haus. Er unternahm viele Spaziergänge mit Elizabeth, führte sie zum Essen aus oder ins Theater. Natürlich immer zusammen mit Tante Rose als Anstandsdame.

Eines Tages fasste sich Charles ein Herz und bat Mr. Shelton um ein Gespräch unter vier Augen. Die beiden machten es sich in der Bibliothek des Hauses gemütlich.

„Mr. Shelton, es ist Ihnen sicher nicht entgangen, dass ich eine sehr große Zuneigung für Elizabeth empfinde. Daher möchte ich Sie hiermit offiziell um die Hand Ihrer Tochter bitten.“

Edward Shelton sprang aus seinem Sessel hoch und rief erfreut: „Mein verehrter Dr. Moringham, niemandem würde ich lieber meine Tochter zur Frau geben als Ihnen. Zumal ich weiß, dass Elizabeth ebenfalls große Gefühle für Sie hegt.“

Kurzerhand wurde Elizabeth herbeigerufen, vor der Charles auf die Knie ging, ihre Hand nahm und fragte: „Miss Elizabeth Shelton, wollen Sie meine Frau werden?“

Elizabeth hauchte ergriffen ein zartes „Ja“ und ließ sich überglücklich von Charles in die Arme schließen.

Monate später wurde eine rauschende Hochzeit gefeiert. Jeder konnte sehen, wie verliebt Braut und Bräutigam ineinander waren und freute sich für die beiden. Charles fühlte sich als der glücklichste Mann auf Erden. Er trug seine Frau auf Händen und las ihr jeden Wunsch von den Augen ab.

Am Abend der Hochzeit, als die beiden endlich alleine waren, überreichte Charles seiner Frau ein

kleines Päckchen. Mit leuchtenden Augen wickelte sie das Papier ab. In einer kleinen Schachtel lag das Werk einer Spieluhr, welche sie herausnahm und an der Kurbel drehte.

„Oh Charles, das ist ja mein Lied!“, rief Elizabeth voller Begeisterung aus.

„Ja, Liebes. Das ist die Melodie, die ich zum ersten Mal auf der Straße gehört habe. An dem Tag, als der Taschendieb deinen Stoffbeutel stehlen wollte. Der Tag, an dem ich mich unsterblich in dich verliebt habe.“

Verzückt schmiegte sich Elizabeth an ihn und lauschte den Klängen der Spieluhr.

„Ich werde dir dazu die allerschönste Spieluhr bauen, die man nur finden kann. Was hättest du denn gerne? Ein Karussell? Eine Ballerina?“

„Ein Paar, das Walzer tanzt“, wünschte sich Elizabeth.

„Das sollst du bekommen, meine liebste Lizzy.“ Zärtlich küsste Charles seine Frau und hielt sie fest umschlungen. Er wählte sich in einem nie enden wollenden Traum voller Liebe und Glückseligkeit.

Doch leider hatte das Schicksal andere Pläne, denn Elizabeth begann bald darauf zu kränkeln. Bei Spaziergängen kam sie rasch außer Atem, jegliche Tätigkeit ermüdete sie, ein Lachen von ihr kam nur noch matt über die Lippen und ihre körperliche Kraft ließ derart nach, dass ihr vieles aus der Hand fiel.

Charles machte verschiedene Kuren mit ihr und sie suchten etliche Ärzte auf. Doch keiner konnte ihr helfen.

Seine letzte Hoffnung war Dr. James Wilkens, Leiter des King's College Hospitals, und damit sein Vorgesetzter. Als dieser Elizabeth eingehend untersucht hatte, nahm Charles ihn beiseite und fragte besorgt: „Und? Wie ernst ist es?“

Dr. Wilkens schüttelte traurig den Kopf. „Sehr ernst. Machen Sie sich auf das Schlimmste gefasst. Sie können nichts anderes mehr tun, als die wenige Zeit, die Ihrer Frau noch verbleibt, so schön wie möglich zu gestalten.“

Charles erbleichte entsetzt. Es war, als hätte ihm jemand den Boden unter den Füßen weggezogen. „Aber was fehlt ihr denn?“

„Ein neues Herz“, erklärte Dr. Wilkens. „Ihr Herz ist zu schwach. Im Prinzip bräuchte sie tatsächlich ein neues Herz. Aber wie soll das funktionieren? Man kann ihr Herz schließlich unmöglich gegen ein kräftigeres austauschen.“

Niedergeschlagen stand Charles Stunden später am Fenster seines Hauses und sah in den Garten hinaus, wo Elizabeth auf einer Liege schlief.

Ein neues Herz ...

Ein kräftiges Herz für seine zarte Elizabeth ...

Plötzlich zuckte er zusammen.

Eine dunkle Gestalt stand bei seiner Lizzy. Groß und furchteinflößend. In einen schwarzen Umhang gehüllt. Mit Schnabelmaske im Gesicht, so wie sie in früheren Zeiten die Pestärzte trugen. Etwas Bedrohliches ging von der Gestalt aus. Etwas Kaltes, beinahe Todbringendes ...

Voller Angst um Elizabeth rannte Charles in den Garten. Doch als er bei ihr ankam, war die dunkle Gestalt spurlos verschwunden.

Er blickte seiner Frau ins schlafende Angesicht. Sie sah so schön aus, so zerbrechlich, so hilflos.

In diesem Moment fasste er einen Entschluss. „Ich werde um dich kämpfen, Lizzy“, sagte er leise. „Ich lasse dich nicht einfach so sterben. Du brauchst ein neues Herz? Du sollst ein neues Herz bekommen. Das Beste, das du kriegen kannst: Meines! Ich werde dir mein Herz schenken, Lizzy. Mein Herz ...“

In den darauffolgenden Wochen arbeitete Charles wie ein Besessener in seinem Labor im Hospital. Sein Assistent George musste ihm dabei zur Hand gehen. Auf den Tischen lagen etliche Pläne, dazwischen unterschiedlich große Zahnräder und sonstige Maschinenteile. Alles für eine Maschine, deren Zweck sich dem Assistenten noch nicht erschloss.

Zudem forschte Charles fieberhaft nach einer Methode zur Herztransplantation. Dazu seziierte er unzählige Schweinekadaver.

Eines Tages glaubte er, seinem Ziel nahe zu sein und er wagte es, erstmals eine Transplantation an lebenden Schweinen durchzuführen. George musste zusehen und alles genauestens protokollieren. Charles betäubte die Schweine mittels Chloroform, schnitt ihnen die Bäuche auf und tauschte ihre beiden Herzen aus. Als die Wirkung der Narkose nachließ und beide Schweine grunzend erwachten, schrie Charles vor Glück. Der erste Schritt zu Lizzys Heilung war getan, denn inzwischen verfiel seine Liebste von Tag zu Tag immer mehr. Die Zeit drängte daher.

„Die Herztransplantation bei Schweinen ist Ihnen tatsächlich gelungen. Aber wie wollen Sie dies bei einem Menschen testen?“, gab George zu bedenken.

An lebenden Menschen konnte er diese Methode schlecht anwenden, das war Charles durchaus bewusst. Er würde kaum irgendwelche Freiwillige dafür finden. Doch er hatte eine andere Idee ...

Zu finsterner Nacht schleppte Dr. Moringham seinen Assistenten mit auf einen der zahlreichen Friedhöfe der Stadt.

Dunkel und verlassen lag die Totenstadt da. Nur hier und da brannten einsam ein paar ewige Lichtlein auf den Gräbern.

„Sir, was tun wir hier?“ George hatte kein gutes Gefühl.

Kein normaler Mensch trieb sich nachts auf einem Friedhof herum. Das gehörte sich einfach nicht! Wer konnte schon mit Sicherheit sagen, ob nicht auch Geister zu solch später Stunde den Friedhof durchstreiften?

„Was wohl?“, zischte Moringham nervös. „Material beschaffen natürlich.“

Er hatte in den letzten Tagen einigen Beerdigungen von weitem beigewohnt, so dass er genau wusste, welche Gräber neu waren und welches Geschlecht die Toten hatten.

Er schob den Handkarren vor ein frisch aufgehäuftes Grab, nahm die Spaten heraus, drückte George einen in die Hand und befahl: „Graben!“

So schaufelten die beiden schweigsam und in ständiger Obacht das Grab eines unbekanntes Mannes frei. Mit einem Stemmeisen drückten sie den Deckel des Sarges nach oben. Süßlicher Verwesungsgestank stieg den beiden augenblicklich in die Nase. George schüttelte sich vor Ekel. Gemeinsam zerrten sie den stinkenden und steifen Leichnam aus dem Sarg und hieften ihn in den Karren hinein. In Eile schaufelten sie das Grab wieder zu und verließen so schnell als möglich den Friedhof.

George klopfte das Herz bis zum Halse. Er hatte plötzlich das Gefühl, beobachtet zu werden und begann am ganzen Körper zu zittern. Grabschändung! Das war kein leichtes Vergehen mehr. Er bekreuzigte sich still und hoffte, dass Gott ihm für diese Sünde dereinst vergeben möge ...

Dr. Moringham schien von Georges Befinden keinerlei Notiz zu nehmen, sondern zog die Leiche auf den Sezientisch seines Labors und begann sie zu entkleiden. George unterdrückte einen aufkeimenden Brechreiz. Der Fäulnisprozess der Leiche hatte schon längst begonnen. Die Haut des Toten zeigte bereits dunkle Verfärbungen, Bauch und Lippen wirkten aufgedunsen. Am Schlimmsten aber war der bestialische Gestank nach Ammoniak und Schwefel. Modrig und süßlich zugleich.

Als Dr. Moringham mit dem Skalpell den Brustkorb des Toten aufschnitt, bäumte sich dieser urplötzlich auf, packte den Arzt an der Gurgel und rief mit tiefgrollender Stimme aus: „Leichenschänder!“

George stieß einen spitzen Schrei aus und übergab sich in hohem Bogen neben dem Sezientisch auf den Boden.

Während die Leiche wieder kraftlos zurückkippte, fasste sich der blass gewordene Arzt an den Hals.

Ein Kichern erklang auf einmal im Raum. Eines, das eindeutig nicht von George stammte, denn dieser hatte würgend und ächzend fluchtartig das Labor verlassen.

Nun wurde es auch Moringham mulmig zumute.

Das Lachen kam näher. Drang spöttisch an sein

Ohr. „Leichenschänder!“ Wie ein Echo hallte es in seinem Innersten wider.

Da war sie wieder!

Die unheimliche Gestalt in dunklem Umhang und Schnabelmaske stand glucksend vor Moringham und starrte ihn an.

Der Tod persönlich!

Eisige Kälte kroch Moringham langsam in die Glieder. Er hatte das Gefühl, selbst in Leichenstarre zu verfallen.

„Wie kommt es, Sterblicher, dass du dich an meinem Eigentum vergreifst?“ Der Tod schwebte langsam im Kreise um ihn herum.

„Ich brauche den Leichnam für medizinische Versuche“, brachte Dr. Moringham mühsam hervor.

„Für medizinische Versuche? Da schau an“, gab der Tod amüsiert wieder.

„Meine Frau benötigt dringend ein neues Herz, sonst stirbt sie.“

„Ah ja, die kleine, süße Elizabeth. Sie wird bald die Meinige sein!“ Der Tod rieb sich die knochigen Hände vor Vergnügen.

„Und genau das werde ich zu verhindern wissen!“, schrie Moringham aufbrausend.

„Du kleiner, nichtsnutziger Narr! Niemand entgeht dem Tod. Niemand!“

„Ich werde sie dir nicht kampfflos überlassen!“

Lautes Lachen hallte von den Wänden wider. „Du gefälltst mir, Sterblicher. Ich hatte mich schon lange nicht mehr so gut amüsiert.“ Der Tod strich mit seinen langen Nägeln die Oberfläche des Seziertischs entlang. „Nun denn, ich bin gespannt, wie du mir ein Schnippchen schlagen willst. Wie du deine Liebste zu retten gedenkst. Das könnte recht amüsiert für mich werden. Ich lasse dich daher tun, was in deiner Macht steht. Aber bedenke stets: Am Ende werde ich dennoch siegen. Ich bekomme nämlich immer, was ich will. Immer.“

Mit lautem Lachen löste sich die Gestalt des Todes in Luft auf.

In Moringham machte sich blanke Wut im Körper breit. Er würde es dem Tod schon zeigen! Er würde seine geliebte Lizzy retten, auch wenn es ein Wettlauf mit der Zeit bedeutete.

Verbissen schnitt er weiter an dem Leichnam herum, riss ihm das faulige Herz heraus, nur um enttäuscht feststellen zu müssen, dass sich mit diesem halbverwesten, schwarzen Fleischklumpen nichts mehr anfangen ließ. Die Leiche war einfach schon zu alt, der Verwesungsprozess bereits in vollem Gange. Moringham jedoch brauchte frischeres Material. Und er wusste auch schon, woher er dieses bekam ...

In der nächsten Nacht nahm Moringham George mit nach Whitechapel, einem Viertel voller Armut, Alkohol, Diebstahl und Prostitution. Es herrschte noch reger Betrieb in den Gassen, so dass sich die

beiden mit ihrem Handkarren stets ducken mussten, um nicht aufzufallen. Denn Dr. Moringhams Vorhaben verstieß eindeutig gegen das Gesetz.

Er steuerte eines der vielen Leichenhäuser an. Eine heruntergekommene Baracke, notdürftig verschlossen.

George hatte Angst. Kein anständiger Bürger hielt sich zu dieser Stunde in dieser zwielichtigen Gegend unter all dem Gesindel auf. Zu groß war die Gefahr, Opfer eines Raubüberfalls zu werden.

„Was tun wir hier eigentlich?“, fragte er leise.

„Neues Material beschaffen. Die Friedhofsleichen taugen zu nichts.“ Moringham entzündete eine kleine Lampe, ging die Reihen mit den aufgebahrten Leichen ab und deckte die Gesichter auf. Er brauchte einen Mann und eine Frau. So frisch wie möglich.

Er hatte Glück.

Zwei Leichen, noch nicht allzu lang verstorben, wie er an der relativ unverfärbten Haut erkennen konnte.

Kurzerhand kamen die Leichen auf den Karren, den Moringham mit einem Tuch abdeckte. Zielstrebig steuerten George und er das Labor an, wo sich der Arzt sofort an die Arbeit machte und die Leichname wie die Schweinekörper seziierte. Er setzte der Frau das Herz des Mannes ein und nähte ihren Brustkorb wieder zu. Soweit hatte alles perfekt funktioniert. Dr. Moringham war fürs Erste zufrieden ...

Um seine Arbeit zu perfektionieren, brachen George und er nun öfters nachts heimlich in die Leichenhäuser der Armenviertel ein und stahlen weitere Leichen.

Unter Anleitung von Dr. Moringham musste George die Herztransplantation bald selbständig durchführen und wurde auf jeden Fehler hingewiesen. Immer wieder musste George unter den Argusaugen von Charles die Herzen zweier Leichen tauschen. So lange, bis George den Eingriff im Schlaf beherrschte.

Die Angst war inzwischen sein ständiger Begleiter und George versuchte sie zu ignorieren, so gut es eben ging. Denn längst hatte er die unheimlichen Gestalten bemerkt, welche stumm am Seziertisch standen und ihn aus dunklen Augenhöhlen anglotzten. Mit blassgrauen Leibern standen sie reglos da und verströmten im ganzen Raum eine unangenehme Kühle.

Die Seelen der Verstorbenen, die hilflos der Verstümmelung ihrer Körper zusahen. Unfähig, irgendetwas dagegen zu tun. Dennoch bedrohlich genug, um das Herz zu lähmen und Angst zu schüren.

Dr. Moringham hingegen bekam von alledem nichts mit. Zu verbissen hockte er nach jedem Eingriff über seiner geheimnisvollen Maschine.

Baute Zahnrad für Zahnrad ein, völlig versunken in seine Ideen und Gedanken.

Eines Tages war es endlich soweit: George sollte Elizabeth das Herz von Charles einsetzen. Im Labor war alles für die Operation vorbereitet. George wirkte sichtlich nervös. Die ganze Last von Erfolg und Misserfolg lag auf seinen Schultern. Auf seine Präzision und Schnelligkeit kam es nun in den folgenden Stunden an. Er durfte nicht scheitern ...

Er betäubte Charles und Elizabeth mit Chloroform. Als die Wirkung eintrat, schnitt er beiden den Oberkörper auf, holte das Herz von Elizabeth heraus, anschließend das von Charles und setzte es bei Elizabeth hinein. An die Stelle, wo bei Charles das Herz lag, platzierte er das Spieluhrwerk, welches Charles Elizabeth zur Hochzeit geschenkt hatte. Er nähte Charles wieder zu, ließ aber die Kurbel des Spieluhrwerks aus der Hautoberfläche herausschauen. Er zog das Uhrwerk auf, so dass die melancholische Melodie erklang. Anschließend nähte er auch Elizabeth wieder zu und wartete, bis bei beiden die Wirkung der Narkose nachließ.

Als beide Stunden später die Augen öffneten, wusste er, dass die Operationen erfolgreich verlaufen waren. George bekreuzigte sich und dankte Gott im Stillen dafür.

In den darauffolgenden Wochen kam Elizabeth rasch zu Kräften und gewann ihre alte Form zurück.

Auch Charles erholte sich von dem Eingriff. Sein Leben änderte sich allerdings von nun an grundlegend, denn stets begleitete ihn die Melodie der Spieluhr. Alle paar Minuten musste er das Uhrwerk aufziehen, damit sein Spieluhrherz nicht stehenblieb. Das wäre sein sofortiger Tod gewesen. In der Nacht hatte er neben dem Bett eine dampfbetriebene Maschine stehen, welche an die Kurbel des Spieluhrherzes angeschlossen war und es kurz vorm Stehenbleiben immer wieder aufzog.

Absolute Stille gab es nun nicht mehr im Leben von Charles. Aber dies war ihm gleichgültig, denn die Melodie der Spieluhr gehörte zum Schönsten, was er je im Leben gehört hatte. Erinnernte sie ihn doch stets an den Tag, an welchem er zum ersten Mal seiner lieben Lizzy begegnete.

So lebten Charles und Elizabeth endlich wieder in völliger Harmonie und Zufriedenheit zusammen. Doch ihr Glück währte nicht lange.

Das Herz von Charles schlug zu kräftig für Elizabeths zarte Gestalt. Sie wurde nervös, zappelig und rastlos, konnte nie stillsitzen, war immer in Bewegung.

Sie hatte daher angefangen zu reiten. Im schnellsten Galopp preschte sie über Wiesen und durch Wälder und trieb ihr Pferd über die höchsten Hindernisse, ungeachtet dessen Geschicklichkeit.

Eines Tages jedoch strauchelte das Pferd. Elizabeth fiel im hohen Bogen herunter und brach sich das Genick.

Für Charles stürzte eine Welt zusammen. Seine über alles geliebte Lizzy - tot.

Tot, weil sein Herz zu stark für sie war, zu schnell in ihrer Brust schlug, ihr zu viel Kraft abverlangte. Zu viel forderte.

Nur schwer konnte er den Anblick ertragen, als die Totengräber langsam den Sarg in das Grab hinabließen.

Da tauchte sie inmitten der trauernden Menschenmenge plötzlich wieder auf: Die dunkle Gestalt mit der Pestmaske im Gesicht und dem wehenden schwarzen Umhang um die Schultern. Ruhig und friedlich stand sie da und blickte in das offene Grab hinab.

Auf einmal sah Charles, wie ein kleiner Lichtfunke aus dem Sarg heraus in die ausgestreckte Hand der dunklen Gestalt flog. Diese schloss die Hand zu einer Faust und steckte sie unter den Umhang.

Da wusste Charles, dass Gevatter Tod triumphierend die reine Seele seiner geliebten Lizzy mit in sein ewiges Totenreich nahm.

In diesem Moment wurde ihm auch bewusst, dass keine Macht der Welt seine Lizzy würde zurückbringen können. Wie vorhergesagt, hatte der Tod letztendlich gewonnen ...

Die Zeit nach Elizabeths Beerdigung war die schwerste in Charles' bisherigem Leben.

Tatenlos und antriebslos saß er den ganzen Tag im Lehnstuhl in der Bibliothek seines Hauses und starrte gedankenverloren in den Raum. Nichts konnte sein Herz mehr erfreuen, nichts seine trübseligen Gedanken ablenken oder den unendlichen Trauerschmerz lindern.

Unentwegt spielte sein Spieluhrherz Lizzys Melodie. Tagein, tagaus. Stunde um Stunde. Pausenlos ...

Nur in seiner Erinnerung konnte er mit seiner geliebten Frau zusammen sein. Glückselig und sorgenfrei. Getragen von den melancholischen Klängen der Spieluhrherzmelodie.

Doch je länger er die Melodie ertragen musste, umso tiefer zog ihn der Schmerz hinunter, umso bewusster fühlte er den tragischen Verlust.

Er ertrug diese Welt nicht mehr. Mochte die Sonne nicht mehr sehen, wollte die Menschen mit ihren gutgemeinten Ratschlägen und mitleidigen Blicken nicht mehr um sich haben.

Daher legte er sich eines Abends samt Gehrock und Schuhen auf sein Bett. Die dampfbetriebene Maschine daneben ließ er unangetastet stehen. Er lag einfach nur da, zog noch einmal sein Spieluhrherz auf und lauschte der Melodie, bis der letzte Ton verklungen war. Dann starb er, während

der Tod lächelnd an seiner Seite stand und auch seine Seele zufrieden in Empfang nahm.

Man bestattete Dr. Charles Moringham auf demselben Friedhof wie Elizabeth, im selben Grab.

Eine große Menschenmenge hatte sich am Tag seiner Beerdigung eingefunden, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Als die Beisetzung vorüber und alle Trauergäste gegangen waren, kehrte Ruhe ein auf dem Friedhof.

Die Jahre vergingen.

Das Grab fiel dem Vergessen anheim und die Knochen darin zerfielen zu Staub. Lediglich das Spieluhrwerk, das einmal ein Herz gewesen war, lag nach wie vor in vollkommenem Zustand in der kühlen Erde.

Nur wer in dunklen Nächten aufmerksam über den einsamen Friedhof wandelt, kann vielleicht die zarte Melodie hören, die aus einem alten Grab an die Oberfläche steigt. In melancholischen Klängen drängt sie sachte ans Ohr und scheint leise zu sagen: „Warte auf mich! Ich komme zu dir ...“

~ ~ ~

Erstveröffentlichung 2021

Bianca Röschl, geboren in Blaubeuren, studierte Archivwesen in Marburg an der Lahn. Heute lebt und arbeitet sie in Reutlingen. Die unterschiedlichen historischen Themenbereiche ihres Berufsalltags im Archiv inspirierten sie zu ihrem ersten Jugendfantasy-Roman „Runentanz“. Nachdem sie die ersten Seiten geschrieben hatte, fasste sie den Entschluss, die Geschichte ihrer Romanheldin Alana als Trilogie auszubauen. Angelegt als eine Mischung aus Realität und Fantasy entführt Bianca Röschl ihre Leser in eine bunte Fantasiewelt aus realen und erfundenen Schauplätzen in Gegenwart und Vergangenheit. Für weitere Infos: www.bianca-roeschl.de

Runentanz (Bianca Röschl)

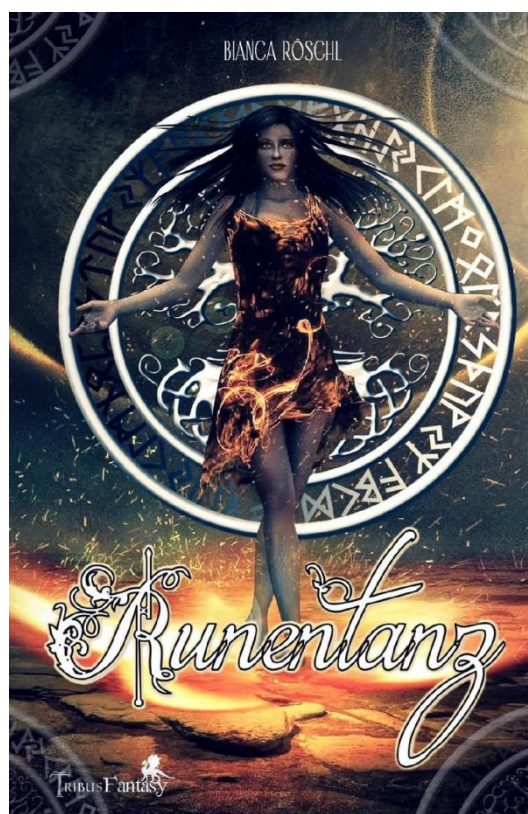
„Suche die Wahrheit durch Raum und durch Zeit, bevor der Fluch dich ereilt.“

Als die sechzehnjährige Schülerin Alana Roth im Wald einen silbernen Armreif mit magischen Kräften findet, ahnt sie nichts von dem unheilvollen Todesfluch, der seit uralter Zeit auf dem Schmuckstück liegt. Alpträume plagen sie, in welchen eine Heilerin namens Swingard von dem finsternen Seelensammler verfolgt und getötet wird. Doch was verbindet das traurige Schicksal Swingards mit Alana? Und welches Geheimnis hütet Adrian, der Alana hilfreich zur Seite steht und in den sie sich unsterblich verliebt? Mit Hilfe des alten Tagebuchs einer Gedankenleserin im Zirkus kommt Alana einer tragischen Liebe auf die Spur und einem Geheimnis, dessen Wurzeln bei den germanischen Göttern liegt ...

Tribus Verlag, 2021, TB, 412 Seiten, 17,90 €

ISBN: 978-3-754105-467

Auch als E-Book erhältlich



Im Gespräch mit Michael G. Spitzer

EIN INTERVIEW VON CHRISTOPH GRIMM



© Michael G. Spitzer

Umreiß kurz, was uns in deiner Reihe „Die letzte Melderin“ erwartet.

„Die letzte Melderin“ ist eine dystopische Geschichte, die im Europa des späten 23. oder frühen 24. Jahrhundert angesiedelt ist. Eine genaue Zeitangabe gibt es nicht. Sie hat Züge einer Young-Adult-Story, da die Protagonistin zunächst erst 17 Jahre alt ist, doch im Laufe der Geschichte 18 wird. Obwohl der Plot aus Danielle „Dan“ Bergs Sicht erzählt wird, habe ich versucht, ihn erwachsener, nachdenklicher zu machen.

Insgesamt zeigen die drei Bände auf, was geschehen könnte, wenn man aus den Fehlern der Vergangenheit nicht lernt. Dabei sind unter anderem auch deutliche Parallelen zu unserer jetzigen Welt unübersehbar.

Wie im Nachwort erwähnt, hast du die erste Fassung deiner Trilogie bereits in einem verhältnismäßig kurzen Zeitraum 2015 geschrieben. Fällt dir nun, mit Release des dritten und letzten Bandes, der Abschied dennoch schwer?

Auf jeden Fall! Für die gesamte Story brauchte ich zunächst gerade mal fünf Monate. Es war zunächst eine Rohfassung, die an allen Ecken und Enden hakte. Die Charaktere waren unausgegoren, besaßen keine Tiefe. Viele zunächst aufgeworfene Fragen wurden nie richtig beantwortet und einige Vorkommnisse waren unglaubwürdig. Ich muss aber dazu sagen, dass diese Geschichte ursprünglich nie als Buch gedacht war, sondern als reine Ablenkung von meiner damaligen Realität.

Meine erste „Testleserin“ war meine Frau. Sie zeigte mir schonungslos die Schwächen auf, die diese Geschichte beinhaltete. Also begann ich mit

der ersten Überarbeitung, bei der vor allem die Hauptfiguren Tiefe erlangten.

Als mir der Hybrid Verlag einen Verlagsvertrag gab, kam die Story in zwei Lektorate. Das Erste befasste sich mit den Figuren, dem Inhalt und dem Plot an sich. Und dieses Lektorat änderte alles. Die Geschichte blieb die Gleiche, doch Sylvia, meine erste Lektorin, verlangte mehr Gefühle bei Dan. Sie forderte vor allem immer und immer wieder das berühmte „show, don't tell“ und „zwang“ mich praktisch dazu, gedanklich und emotional immer tiefer in die Charaktere einzutauchen.

Ich habe alle Hauptfiguren von Anfang an auf ihre eigene Art gemocht, doch mit dieser Überarbeitung sind sie mir so ans Herz gewachsen, dass ich sie am liebsten gar nicht gehen lassen möchte. Jede(r) hat seine besonderen Eigenschaften und selbst die „negativen“ Charaktere wurden zu einem Teil von mir selbst.

Durch die wiederholte Überarbeitung bin ich so tief in dieser Geschichte drin, dass ich sie nicht loslassen möchte und tatsächlich hin und wieder mit dem Gedankenspiele, die Reihe trotz des relativ eindeutigen Abschlusses weiterzuführen.

Die fiese Frage: Beim Lesen des Klappentextes könnte man vermuten, einen Epigonen von „Die Bestimmung“ vorgesetzt zu bekommen. Wo siehst du die markanten Unterschiede und die Eigenständigkeit deiner Reihe?

Gut, dass die Leser dieses Artikels nicht sehen können, wie stark ich gerade die Augen verdrehe.

Tatsächlich ist die Grundidee der von „Die Bestimmung“, „Maze Runner“ oder dem Klassiker „Logans Run – Flucht ins 23. Jahrhundert“ ähnlich. Hier handelt es sich zunächst um eine abgeschirmte Gemeinschaft, die nichts von ihrer Außenwelt weiß. Allerdings beginnt die eigentliche Story erst in Band zwei, ab dem die Hintergründe der Ereignisse und die letztendlichen Konsequenzen jeglicher Handlungen dargelegt werden. Dabei befinden wir uns nicht mehr in der Siedlung, sondern im „eigentlichen“ Europa.

Der erste (okay, sehr kleine) Unterschied ist, dass diese Story, wie erwähnt, mal nicht in den USA spielt.

Die bedeutendere Differenz ist meiner Meinung nach jedoch, dass meine Protagonistin nicht in die Rolle der „Heilsbringerin“ schlüpfen will, obwohl es viele von ihr erwarten, ja teilweise sogar fordern. Auch fehlt bei „Die letzte Melderin“ das ultimative Ziel, das durch die Hauptperson erreicht werden

muss, um alles gut werden zu lassen. Sicher verfolgt Dan einen Plan, die Geschehnisse zu verändern oder gar zu verhindern. Doch insgesamt ist sie nur ein kleines Teilchen eines 5000er-Puzzles, das zwar unabdingbar für die letztendliche Fertigstellung ist, jedoch nur Prozesse anstoßen kann, um das Gesamtbild zu ordnen.

Dan ist somit keine Superheldin, auf die alles ankommt und genauso viel schafft, sondern ein völlig normaler Mensch, der mit seiner Situation klarkommen muss und im Rahmen ihrer Möglichkeiten handelt. Sie ist eine von Vielen. Und sie weiß es auch.

Ich denke, „Die letzte Melderin“ ist eine Geschichte, die der Realität so nahe kommt, dass jede(r) sich vorstellen kann, „ja, so könnte es mal sein“. Und ob man Dan mag oder nicht: Sie ist definitiv jemand, der authentisch ist und sich nicht verbiegen lässt.

Dazu kommt, dass die eigentliche Story eben nicht nahezu ausschließlich in der kleinen, abgeschirmten Welt spielt, sondern deutlich mehr die Hintergründe darstellt, die sich außerhalb der Siedlung ereignen. So gesehen beginnt die eigentliche Story erst mit Band zwei und gipfelt in den Ereignissen des dritten, wahrscheinlich letzten Bandes.

Jede Geschichte beginnt mit einem kleinen Funken. Welcher Funke war es, der „Die letzte Melderin“ hat entstehen lassen?

2015, das „Geburtsjahr“ von Danielle „Dan“ Berg, war ein Jahr umwälzender Ereignisse. Sowohl für mich persönlich als auch weltweit.

Ich selbst befand mich in schwerem, vor allem beruflichem Stress, und brauchte dringend einen Ausgleich, der mich ablenkte. Schon kurz nach meinem Abitur hatte ich die Idee, eine Geschichte zu schreiben, doch nach 20 Seiten verlor ich wieder das Interesse und der Versuch wurde nicht mal zum Hobby. Ich erinnerte mich daran, mit welchem Enthusiasmus ich damals begann und entschied mich, es nach vielen Jahren erneut zu versuchen. Dabei muss ich zugeben, dass meine Frau (Ja, die erste Testleserin *lach*) mir aufgrund meiner üblen Laune die gelbe Karte zeigte und ich deswegen nach einem Hobby suchte, das mich zwar ablenkt, doch nicht noch weiter (Laune!) von meiner Familie entfernt.

So setzte ich mich hin und begann eine Geschichte zu schreiben, die zunächst wenig mit der heutigen Fassung zu tun hatte. Dan war noch nicht mal als durchgehende Hauptfigur gedacht.

Ich schaute auf die damals aktuellen Ereignisse. Dabei kam der Syrien-Konflikt, die folgende Massenwanderung an Flüchtlingen und die Reaktionen in den als Zielort auserkorenen Ländern Europas in mein Blickfeld. Ich malte mir aus, zu was das alles führen könnte, wenn jetzt nicht besonnen

gehandelt würde. Sofort war einer der Hintergründe für „Die letzte Melderin“ geboren und die Geschichte, wie sie heute als Buch erhältlich ist, begann sich zu formen.

Deine Protagonistin Danielle löste über die Reihe hinweg ambivalente Gefühle in mir aus. Wie empfindest du sie selbst?

Ich mag Dan sehr!

Sie ist nicht so „aalglatte“ wie die Protagonisten anderer, ähnlicher Geschichten. Sie ist egoistisch, zweifelt, denkt nach, hinterfragt sich und ihre Handlungen immer wieder selbst. Dinge, die sie menschlich machen und beim Leser nicht in eine gottgleiche Position heben.

Aus diesem Grund kommen viele, die Dans Geschichte gelesen haben, nicht mit ihr klar: Dan ist nicht der perfekte Charakter, der alles kann, doch vom Antagonisten immer wieder zurückgeworfen wird. Sie ist ein Mensch und ihre Geschichte zeigt allen auf, dass jede Entscheidung Konsequenzen hat, über die man sich schon Gedanken machen muss, bevor man sie trifft.

Manche Dystopien neigen dazu, die Welt zu simplifizieren. Bei „Die letzte Melderin“ ist mit der Darstellung von Irland und Kontinentaleuropa das Gegenteil der Fall. Ist das eine Welt, wie du sie dir nach einem großen Krieg vorstellen könntest?

Ja. Die Menschen an sich neigen dazu, alles zu glorifizieren. Egal, worum es geht: Alle Seiten sind der eigenen Ansicht nach „die Guten“ und die anderen „die Bösen“.

Sollte es mal zu einem Krieg kommen, wie er in „Die letzte Melderin“ als Ausgangspunkt der Geschichte beschrieben wird, und es eine Seite geben, die sich abschotten kann, dann hat diese in ihren Augen gewonnen, denn „die anderen schafften es ja nicht, uns zu vernichten“. Die andere Seite wird argumentieren, dass man ja gewonnen hätte, wäre diese neue Technik nicht zum Einsatz gekommen. Beide Seiten würden den Sieg für sich proklamieren und der anderen Partei den schwarzen Peter zuschieben. Die in meiner Geschichte in sich eingeschlossene Insel nennt sich Europa, obwohl sie nur einen Bruchteil des Kontinents ausmacht. Der Städteverbund auf dem Kontinent bezeichnet sich zwar als „Vereinigte Freie Städte Europas“, kurz VFSE, doch immer wieder rutscht auch dort das Wort „Europa“ als eigene Bezeichnung heraus.

Ich habe Irland als Ausgangspunkt gewählt, weil diese Insel geologisch recht ruhig ist und man recht gut ein kreisförmiges Kraftfeld darumlegen kann. Es hätte theoretisch auch jeder andere Landstrich unseres Kontinents sein können, der sich abschottet.

Ich bin überzeugt, dass sich die Menschen aus der Not heraus zusammenschließen werden, sollten sie in eine solche Situation gelangen. Sie werden erkennen, dass ein solches Miteinander die einzige Möglichkeit ist, um zu überleben. Und genauso bin ich mir sicher, dass wir irgendwann mal erkennen werden, dass ein gemeinsames Miteinander die einzige Überlebenschance ist. Leider sind wir von dieser Überzeugung zurzeit noch sehr weit entfernt.

Was wünschst du dir, dass deine Leser über spannende Unterhaltung hinaus aus „Die letzte Melderin“ mitnehmen?

Ich würde mir wünschen, dass die Leser und Leserinnen einfach mal über ihren Tellerrand hinausschauen: Es macht keinen Sinn, ständig nach den Fehlern Anderer zu suchen!

Wenn jede(r) mal auf sich selbst schauen würde, dann käme es nicht zu den Anfeindungen, die wir heute schon erleben und die immer mehr dafür sorgen, dass sich die Fronten verhärten. Auch die vermeintlichen Pazifisten sind so eng in ihre Meinungen verschlungen, dass sie ihrem Gegenüber keinen Raum zum Atmen lassen.

Mein Wunsch: Hört auch denjenigen zu, die nicht eurer Meinung sind. Sie haben Sorgen und Ängste, die nicht einfach als Quatsch abgetan werden dürfen. Sei es der Umweltschutz, der Klimaschutz, die Einwanderung von Flüchtlingen, die wirtschaftlichen Interessen: Jedes Argument basiert auf den jeweiligen Ängsten und Befürchtungen der einzelnen Personen. Ängste kann man nicht wegdiskutieren: Sie sind da! Ihr müsst sie ihnen mit Argumenten nehmen und nicht mit aller Gewalt und Gebrüll versuchen, sie zu verbieten!

Mit „Zwei Welten“ hast du den ersten Band deiner Fantasy-Dilogie „Die zehnte Generation“ vorgelegt. Wann ist mit dem zweiten Band zu rechnen und an was arbeitest du aktuell sonst noch?

Du wirst es nicht glauben, doch mit dieser Frage triffst du einen Nerv, der mich seit Jahren quält! Um dies zu erklären, muss ich weiter ausholen (Ja, ich weiß: Ich sprengte sowieso schon deinen Rahmen für dieses Interview): Band Zwei von „Die zehnte Generation“ ist in seiner Rohfassung schon seit 2019 fertig. Ich überarbeite ihn momentan zum x-ten Mal. Meiner Meinung nach ist der erste Teil, „Zwei Welten“, das emotionalste Buch, das ich je geschrieben habe und schreiben werde. Die Gefühle darin sind so mannigfaltig und detailliert, dass es zumindest für mich kaum eine Steigerung gibt (ja, ich weiß auch: Eigenlob stinkt). „Der Ursprung“, so der Titel des Nachfolgers, sollte an seinen Vorgänger

herankommen. Hier ist aber mein Problem: Ich bin trotz mehrfacher Überarbeitung unzufrieden mit ihm. Ich befürchte, er kommt in seiner Intensität nicht im Ansatz an den Vorgänger „Zwei Welten“ heran. Aus diesem Grund gehe ich mit Herzklopfen an jeden Neu-Anfang der Überarbeitung heran und prokrastiniere mich selbst. Ich hoffe, dass ich dem Hybrid Verlag die vorläufig letzte Überarbeitung Anfang 2022 zum Lektorat überreichen kann. Wenn es klappt, dann erscheint „Der Ursprung“ Ende nächsten Jahres. Versprechen kann ich es nicht.

Zurzeit habe ich außerdem noch ein weiteres Projekt in ernsthafter Arbeit: Zusammen mit der tollen Christina Willemse arbeite ich an einem Gemeinschaftsprojekt im Bereich der Urban Fantasy. Da wir beide aber außerdem noch eigene Projekte haben, liegt dieses Werk jedoch nicht in unserem absoluten Hauptaugenmerk.

Dazu sind in meiner Dateienliste drei weitere Stories vermerkt, die endlich geschrieben werden wollen. Eines davon ist mein oben schon erwähntes Projekt, welches ich kurz nach meinem Abitur begann und wieder verwarf.

Doch ich kann versichern: Ich bleibe den Genres Dystopie und Urban-Fantasy treu. Auch, wenn sich da ein paar andere Genres mit hineinschuggeln.

Vita

Michael G. Spitzer wurde 1971 in Köln geboren. Nach Grundschule und Abitur begann er seine Ausbildung als Polizeibeamter, welche er im April 1993 erfolgreich beendete. Der Autor ist in zweiter Ehe verheiratet und hat drei Kinder. Schon früh überlegte er, sich dem Schreiben zu widmen, setzte diese Gedanken aber erst ab Juli 2015 mit dem Dreiteiler „Die letzte Melderin“ um. Die Dilogie „Die zehnte Generation“ ist seine erste, von vornherein als Buch geplante Geschichte, welche auch direkt den Weg zu einem Verlag fand.

Weitere Informationen

Webseite:
www.michaelgspitzer.de

Facebook:
www.facebook.com/MichaelG.Spitzer.Autor/

Instagram:
www.instagram.com/michaelg.spitzer

Eine Besprechung zu „Die Botin“ findet ihr auf Seite 93 in dieser Ausgabe

Im Gespräch mit Sven Haupt

EIN INTERVIEW VON JANA HOFFHENKE

Mit „Stille zwischen den Sternen“ ist gerade dein neuester Roman im Eridanus Verlag erschienen. Vielleicht magst du uns als erstes einmal erzählen, worum es darin geht?

Das Buch erzählt die Geschichte zweier Frauen, der künstlichen Intelligenz Jane und der Pilotin Hien Otis, welche im Rahmen eines militärischen Forschungsprogramms zum ersten lebenden Raumschiff der Menschheit wird. Im Rahmen ihrer wichtigsten Mission suchen die beiden nach einer Raumstation, welche spurlos verschwunden ist. Auf dem Weg treffen beide Protagonisten auf die Grenzen dessen, was es bedeutet, *menschlich* zu sein, denn beide Frauen sind auch innerlich auf der Suche. Jane versucht alles, um zu werden wie ein Mensch, während Hien versucht, ihre Menschlichkeit so schnell wie möglich aufzugeben.

Sowohl dieser Roman als auch „Die Sprache der Blumen“, der zuvor erschienen ist, beginnt im Grunde als typische Genre-Erzählung, wandelt sich aber im Laufe des Buches zum Entwicklungsroman. Wir finden auch jede Menge philosophische Gedanken darin. Pfeifst du auf Genre-Grenzen?

Brauchen wir die Genre-Grenzen denn wirklich? Wenn ich mit meinem Sohn Fortnite spiele, erlebe ich pausenlos, wie er mit traumtänzerischer Selbstverständlichkeit fantastische Motive mit SciFi-Motiven mischt. Wenn wir dabei über die innere Entwicklung von Peter Parker als Spiderman diskutieren und welche Bedeutung das Motiv des ‚Monsters in uns‘ für seinen Widersacher Venom hat und wie sich das Leben mit einem Symbionten auf die Beziehung zu einer Freundin auswirkt, habe ich nie den Eindruck, dass seine Generation sich für diese eher willkürlichen Grenzen noch interessiert. Ich finde strikte Genre-Grenzen fast so ermüdend wie das Dogma, dass Literaturpreise nicht an Fantasy und SciFi verliehen werden, weil es keine ‚richtige‘ Literatur ist.

Du hast für deine beiden zuletzt erschienenen Bücher jeweils ungewöhnliche Frauen als Protagonistinnen ausgewählt. Das ist doch sicher kein Zufall, oder?

Ich wünschte, ich würde irgendwas wählen oder zumindest gefragt werden. Leider habe ich nicht so schrecklich viel Einfluss auf meine Geschichten. Ich

bekomme Bilder von Inhalten, die erzählt werden wollen, und wenn ich die Personen adressiere und um ihre Geschichte bitte, stellt sich immer wieder heraus, dass es Frauen sind. Ich bin selbst fortwährend überrascht davon und frage mich, warum das so sein könnte. Vielleicht liegt es daran, dass mich besonders die Geschichten faszinieren, welche große innere Tiefe erreichen wollen und eine komplexe emotionale Vielschichtigkeit präsentieren. Schlachten, Gewalt und explodierende Raumschiffe langweilen mich zu Tränen und sind mir beim Erzählen eher im Weg. Vielleicht liegt es auch daran, dass ich ohne Vater groß geworden bin und nur von meiner Mutter erzogen wurde, weswegen mir die meisten der traditionell als klassisch männlich wahrgenommenen Interessen einfach fehlen. Es würde mein Leben definitiv einfacher machen, wenn ich sie hätte, denn eine meiner größten Ängste beim Schreiben ist, dass ich die Erlebnisse und Innenwelten meiner Protagonistinnen nicht adäquat und respektvoll genug in Worte fassen kann. Ergibt sich aus diesen Umständen eine Notwendigkeit für weibliche Protagonisten? Natürlich nicht. Besonders dann nicht, wenn die handelnden Personen eine künstliche Intelligenz und ein Raumschiff sind. Oder wie im Buch davor: Eine Pflanze. Letztlich leidet die mangelnde Charaktervielfalt des Genres unter ähnlichen Stereotypen wie das Genre selbst. Ich habe schon länger den Verdacht, dass die Geschlechter-Grenzen, ähnlich wie die Genre-Grenzen, schlicht aufgelöst gehören, aber sowas sagt sich immer leichter, als es sich dann auch umsetzen lässt, immerhin muss man die Geschichte seiner Protagonisten auch *glaubhaft* erzählen. Dafür muss ich erst noch eine ganze Ecke mehr lernen und besser werden, aber ich habe da so meine Ideen für die Zukunft.

„Stille zwischen den Sternen“ stellt indirekt eine konkrete Frage an den Lesenden: Was macht das Menschsein aus? Hast du für dich selbst auf diese Frage eine Antwort?

Das Buch nimmt zum Ende hin eine Wendung zum religiösen, die ich selbst nicht habe kommen sehen. Ich bin nicht einmal sicher, ob ich sie verstehe. Ich hatte die Geschichte soweit zu verstehen geglaubt, dass einem Menschen auf der Suche nach sich selbst ein märchenhafter technischer Fortschritt nicht nur nicht helfen wird, sondern die Suche an sich nur erschwert.

Jede Form der Findung ist letztlich eine spirituelle Entwicklung, also eine Reise, welche weder im Äußeren stattfindet noch von Geschwindigkeit profitiert. Eine Reise nach innen mit einem Raumschiff beschleunigen zu wollen, wird uns deswegen mehr Probleme machen als lösen. Selbst dann, wenn das Ziel der Selbstfindung in einer neuen Spezies liegt, welche durch die Technik erst ermöglicht wird und vollkommen im Transhumanen angesiedelt ist. Die spirituellen und religiösen Implikationen machen mich immer noch leicht schwindelig.

Für „Die Sprache der Blumen“ hast du gerade erst den Deutschen Science Fiction Preis abgeräumt. Ein wahnsinniger Erfolg! Wie ordnest du diesen Preis für dich ein? Was bedeutet der Gewinn für dich?

Ich bin immer noch sprachlos. Nicht nur hätte ich nicht einmal mit einer Nominierung gerechnet, ich hätte sogar gutes Geld gegen mich gewettet. Immerhin habe ich alles mir Mögliche getan, um zu verhindern, dass man mich in der Szene auch nur bemerken kann. Ich bin nicht auf sozialen Medien aktiv und mein Buch positioniert sich mit Titel und Cover bewusst weit entfernt von dem, was man als *klassische* Science-Fiction kennt. Darüber hinaus stehe ich als Autor bevorzugt *hinter* meinen Büchern, während der Trend heutzutage sehr stark dahin geht, den Autor auch gleich seine eigene Marketing-Abteilung sein zu lassen, welche die meiste Zeit *vor* dem Buch verbringt.

Ich wusste immer schon, dass ich diese Anforderungen an den *Autor von heute* niemals werde bedienen können. Was ich jedoch wusste, war, dass ich neue Wege gehen muss. Dass ich Genre-Grenzen auflösen will und neue Fragen stellen möchte, die nicht im hundertmal abgekochten Standard-Repertoire der SciFi zu finden sind. Ich nehme diese Auszeichnung mal als Hinweis, dass meine Grundgedanken so schlecht nicht gewesen sein können und mache in gleicher Weise weiter. Immerhin habe ich noch nicht mal richtig angefangen.

Wie gehst du mit Kritik um? Lässt du diese in deine nachfolgende Arbeit einfließen?

Das Schlimmste, was einem Autor passieren kann, ist das jeder ihn ausnahmslos und rundherum großartig findet. Man sieht das sehr schön in den Sozialen-Medien-Blasen junger Erstautoren. Wenn jeder jeden und alles wundervoll findet, entwickelt sich der Autor genau nirgendwo hin. Dann lieber kontrovers sein. Ich schreibe mir Kritikpunkte auf und sobald mein verletztes Ego aufhört zu toben (das dauert manchmal ein bisschen), versuche ich zu

überlegen, wie diese Person mit ihrem Einwand recht haben könnte. Es ist übel anstrengend, aber man kann sich nicht entwickeln, wenn man nur aus seiner Komfortzone heraus schreibt und nicht an den Dingen arbeitet, welche einem überhaupt nicht liegen. Ich zum Beispiel tue mich mit Actionszenen entsetzlich schwer.

Immer wieder liest man, dass Sciencefiction-Geschichten für Autorinnen und Autoren schwierig zu vermarkten sind, dass zudem die Szene sehr kritisch und die Erfolgchancen insgesamt äußerst gering sind. Woran mag das liegen? Und siehst du es ebenso, ich sage mal, pessimistisch?

Das ist eine sehr gute Frage, über die ich schon seit vielen Jahren nachdenke. Hier ist meine Arbeitsthese: Es gab einmal das goldene Zeitalter der Sciencefiction. Damals herrschte Euphorie und Goldgräberstimmung im Genre. Noch heute feiern wir die Autoren dieser Jahrzehnte als die großen Visionäre ihrer Zeit. Das ist es, was wir wieder brauchen und was ich auch als Leser heute kaum noch finde. Visionen. Die Ideen, welche das Genre neu definieren. Solche Ideen können wir nicht mehr entlang der Straße mit den immer gleichen klassischen Motiven finden. Dafür sind die Leser heute auch viel zu gut informiert.

Vor sechzig Jahren musste man seinem Leser noch ein Kapitel lang erklären, was eine Raumstation ist und warum sie nicht vom Himmel fällt. Heute kann man einen jungen Leser mit Zeitreisen durch Wurmlöcher in alternative Universen kaum noch hinter dem Handy hervorholen. Wir brauchen also Ideen, die noch nie da waren. Die Ideen, welche tatsächlich zu neuen Grenzen aufbrechen. Der brillante Autor Jeff VanderMeer hat vor einiger Zeit in einem Interview gesagt, dass es Surrealismus und Fantasy bedarf, welche die neue Sciencefiction durchdringen müssen, um über diese neuen Themen nachzudenken. Dem würde ich mich voll anschließen. Deswegen versuche ich gerne meine Bücher an der Grenze zwischen Fantasy und Science-Fiction anzusiedeln.

Was braucht eine gute Sciencefiction-Geschichte – nicht um erfolgreich zu sein, sondern damit du ganz persönlich sie magst?

Ich lebe für die guten Ideen. Action, Kämpfe, Gewalt und Horror schrecken mich ab. Ich will wissen: Hat der Autor einen Weg gefunden, den noch nie jemand vor ihm gegangen ist? Hat er eine Vision, die meine etablierte Sicht der Dinge erschüttern kann? Aus diesem Grund bin ich bis heute ein großer Fan von Isaac Asimov. Seine Kurzgeschichten sind meiner Meinung nach noch

immer unerreicht. Was ich an ihm immer am meisten geschätzt habe und weswegen ich ihn noch immer zu meinen großen Vorbildern zähle, war seine Fähigkeit, ausschließlich über seine Ideen zu beeindrucken. Er brauchte keine Gewalt in seinen Werken. Er bedurfte keiner Schlachten, Horror oder Sex, damit seine Texte gelesen wurden. Er konnte Träume einfangen und Menschen ein Leben lang inspirieren.

Gibt es aktuell eine bestimmte SF-Autorin oder einen SF-Autor, den du gern liest und weiterempfehlen würdest?

Ann Leckies' erster Roman *Ancillary Justice* hat 2013 hochverdient jeden Preis gewonnen, den ein Sciencefiction-Buch bekommen kann. Es hat ein klassisches SciFi-Setting, erzählt aus einer distinkt neuen und frischen Perspektive und ich finde es großartig.

Die Geschichte, die mich in den letzten Jahren von ihrer Vision her am meisten beeindruckt hat, war *The story of your life* von Ted Chiang. Sie war außerdem die literarische Grundlage für den Film

Arrival. Ich musste sie zweimal lesen, bevor ich überhaupt verstanden habe, was der Autor strukturell geleistet hat, und mir ist noch immer nicht klar, wie genau er das geschafft hat.

Wer es anspruchsvoller mag und meinen ganz persönlichen Hardcore-SciFi Geheimtipp haben will, dem würde ich einen Roman ans Herz legen, dessen brillante Visionen mich nach dreimal lesen immer noch vom Stuhl werfen, nämlich *Blindsight* von Peter Watts. Dieser Roman hätte 2007 den Hugo gewinnen *müssen*, denn Watts ist ein Genie! (Ich bin immer noch sauer).

Zum Abschluss: Welche Frage möchtest du als Autor endlich mal gestellt bekommen? Und wie lautet deine Antwort?

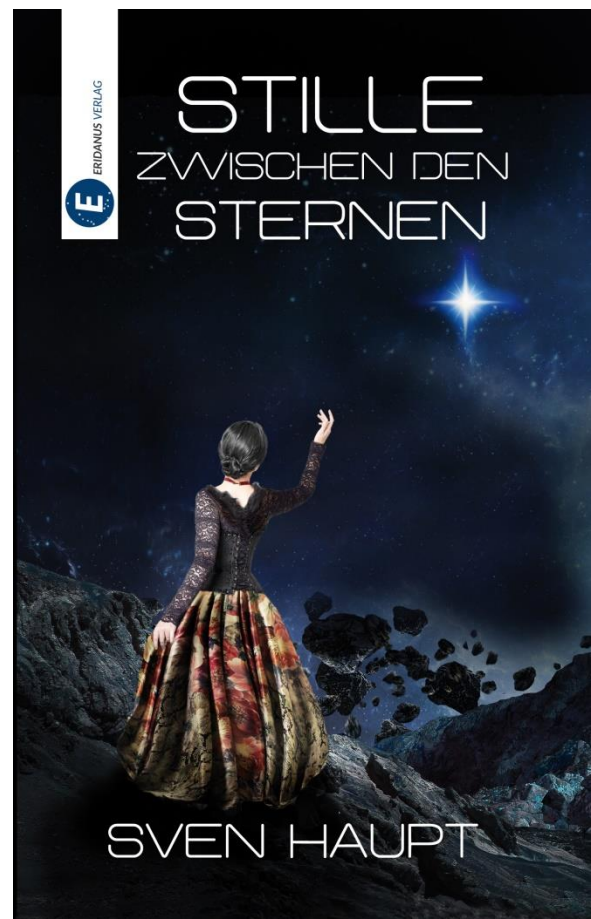
In ausnahmslos allen meiner fünf Bücher finden sich Referenzen zum Buddhismus, speziell dem Theravada-Buddhismus, aber irgendwie fragt nie einer danach. Da ich selbst seit über zwanzig Jahren Buddhist bin und gerne existenzielle Fragen in meinen Büchern aufwerfe, liegt es für mich nahe, diese Referenzen einzubauen.

Wie füllt man eine Stille, wenn man weder eine Stimme hat noch Augen, die sehen oder Hände, die fühlen?

Als die unscheinbare Pilotin Hien Otis die Chance erhält, im Rahmen des teuersten militärischen Forschungsprojekts aller Zeiten zum ersten lebendigen Raumschiff zu werden, gibt sie ohne zu zögern alles auf. Kurz darauf verschwindet eine geheime Raumstation am Rande der Galaxis und die Armee entsendet umgehend ihren neuen Prototyp. Die Aufklärungsmission führt in den Leerraum jenseits der Sterne, wo der Wahnsinn auf jeden Menschen lauert ...

„Stille zwischen den Sternen“ erzählt die Geschichte einer jungen Frau auf der Suche nach dem Sinn ihres Lebens, die im entferntesten Winkel der Galaxis - inmitten der Stille - das größte Wunder findet, was die Menschheit je gesehen hat.

Eridanus Verlag, TB, 14,90 €
ISBN: 978-3-94634-829-0
Erhältlich ab 1. Dezember 2021



Im Gespräch mit R. M. Amerein

EIN INTERVIEW VON REINER KRAUSS

»Wir sind der letzte Atemzug der Menschheit Juna, wir müssen tun was nötig ist.«

Eine junge, aufstrebende Autorin hat einen gewaltigen Debüt-Roman veröffentlicht. Er hat mich in den Bann gezogen und gehört zu der jungen Rubrik „Hard-SF“, wo reale Wissenschaft in die Zukunft projiziert wird und daraus neue phantastische Geschichten entstehen. Lassen wir die Autorin nun selbst von sich und ihren ersten Roman erzählen.



© R. M. Amerein

Hallo Raphaela, vielen Dank für deine Zeit und für die Gelegenheit. Fangen wir doch mal gleich an, wo genau kommst Du her und wie kam es zum Schreiben eines SF-Romans?

Ich heiße Raphaela, bin 32 Jahre alt und wohnhaft in Köln. Meine Autorenlaufbahn begann schon ziemlich früh. Ich habe mir bereits vor der Grundschule Lesen und Schreiben beigebracht und Gedichte und Geschichten entworfen. Eine ist sogar mal einer Zeitschrift erschienen. In den frühen 2000ern habe ich außerdem Geschichten zu Anthologie-Wettbewerben eingeschickt und hatte zwei Mal Erfolg. Damals war ich noch ausschließlich im Fantasy-Genre unterwegs. Von 2008 bis 2014 hatte ich aufgrund Aus- und Weiterbildungen und anderem Kram leider eine Schreibblockade. In dieser Zeit fühlte ich mich nie ganz vollständig. Ich habe dann das Foren-

Rollenspiel für mich entdeckt, was ich heute zu einem meiner wichtigsten Hobbys zähle. Man kreierte dort mit vielen anderen Spielern auf Schreibbasis eigene Geschichten und Plots. Ich bin auch als Admin in zwei solcher Foren aktiv.

Das hat mich sozusagen wieder zurück auf die Schreibschiene gebracht. Lange habe ich mich erstmal darauf fokussiert, einfach nur dabeizubleiben und eine Schreibroutine zu entwickeln.

Um was geht es in *Akkretion*?

Die Erde ist unbewohnbar geworden und wird von den Menschen auf Archen verlassen. Zwei von ihnen kommen aber an einem ganz anderen Ort an, nicht am vorgesehenen Ziel Alpha Centauri. Ein Eisplanet scheint bewohnbar zu sein, weswegen sich die Besatzung dort niederlässt. Allerdings lauert eine noch ungesehene Gefahr im Sonnensystem, die bald zum Leben erwacht und den Protagonisten das Leben schwer macht.

Man begleitet drei Generationen einer Familie, die Handlung des Buchs ist auf einen längeren Zeitraum ausgedehnt. Da wäre einmal der Astrophysiker Jaron und sein Sohn Noah. Die beiden haben kein leichtes Verhältnis zueinander. Als dritte im Bunde gibt es Juna, die Enkelin von Jaron, welche den Gegenpol zu den beiden bildet.

Es geht also nicht nur um die Gefahren des Sonnensystems, sondern auch um Familie, Hoffnung, Vergebung und um das, was die letzten Jahre der Erde mit den Menschen angestellt hat.

Wie kam es nun zu *Akkretion*?

2017 traf mich dann eine Romanidee, ganz unverhofft beim Spielen von *Mass Effect: Andromeda*. Ich habe ihr Zeit gegeben zu reifen, habe erstmal recherchiert und mir Wissen neu angelesen, das ich schon beinahe wieder vergessen hatte. Der Gedanke, dass dies das erste Buch sein könnte, welches ich auch veröffentlichen möchte, trieb mich an und ließ mich nicht los. Denn das Autorentum ist schon von klein auf mein größter Lebensstraum.

Es gibt einen jährlichen „Schreibmonat“, den National Novel Writing Month, auch NaNoWriMo

genannt. Dieser findet immer im November statt. Nachdem ich gut ein Jahr mit Recherche und Plotten verbracht hatte, fing ich 2018 dort endlich an zu schreiben. Entstanden ist da die erste Hälfte des Buches. Den Rest habe ich im Frühjahr 2019 getippt. Ich habe es Testlesen lassen und über Instagram eine Lektorin und eine Coverdesignerin gefunden, die sich meinem Debüt angenommen haben. So nahm das alles seinen Lauf, es sind aber letztlich gut drei Jahre vergangen, bis *Akkretion* für die Veröffentlichung bereit war.

Ich habe mich übrigens bewusst fürs Selfpublishing entschieden. Im Sommer 2019 hatte ich noch bei einem Wettbewerb vom Piper-Verlag mitgemacht, dort aber schon den Gedanken gehabt, alles selbst auf die Beine stellen zu wollen. Ich schrieb noch eine Literaturagentur und einen weiteren Verlag an, bis ich mich dann fest dazu entschlossen habe, es selbst zu versuchen. Nicht aus Angst vor Absagen, sondern weil es sich innerlich richtig angefühlt hat. Möglicherweise ist es von Projekt zu Projekt unterschiedlich, ich möchte auch nicht ausschließen, dass ich mich irgendwann doch um den Verlagsweg bemühe. Mal sehen, was die Zukunft bringt.

Wo kann man *Akkretion* beziehen?

Veröffentlicht habe ich den Print über *Books on demand*, worüber die Bücher auch vertrieben werden. Sie werden auf Bestellung gedruckt und geliefert. Somit ist *Akkretion* in den gängigen Online-Shops erhältlich und kann auch durch Nennung der ISBN-Nummer im Buchhandel vor Ort bestellt werden. Direkt im Laden wird man es wohl erstmal nicht finden, da man als Selfpublisher schon ziemlich Glück haben muss, es in die Auslage zu schaffen. Durch solche Vor-Ort-Bestellungen gibt es jedoch die Chance, dass Buchhandlungen auf das Buch aufmerksam werden.

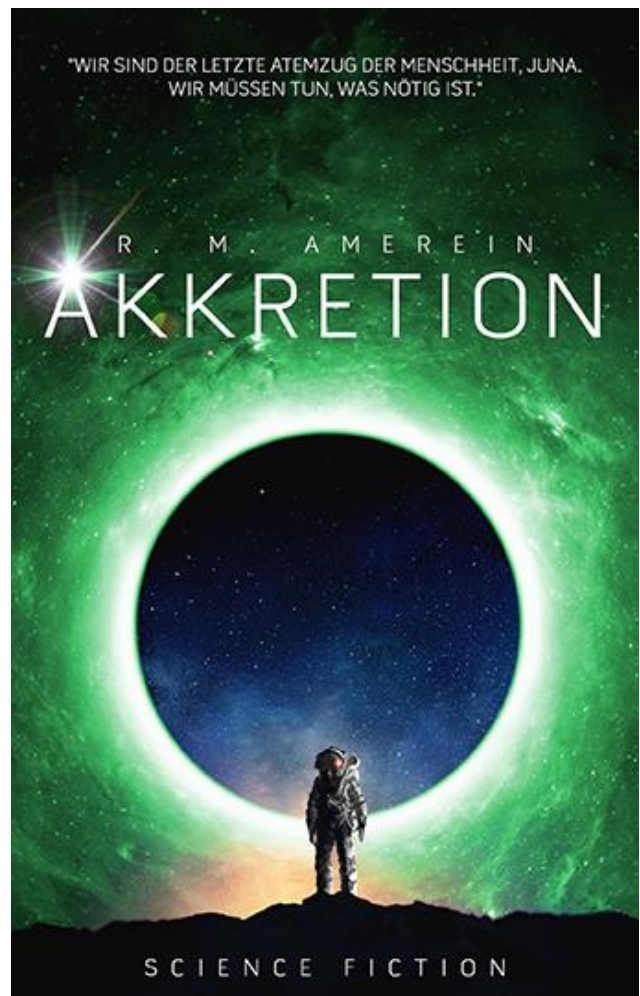
Das Ebook ist nur über Amazon und für den Kindle-Reader erhältlich, kann aber dafür per Kindle Unlimited auch gratis gelesen werden.

Wie kamst Du eigentlich zum Genre und dem SciFi-Thema?

Klar, die wichtigste Frage: Warum habe ich einen SciFi-Roman geschrieben? Die Liebe zum Weltall, zu SciFi-Büchern, -Serien, -Filmen usw. ist mir in die Wiege gelegt worden. Mein Vater ist Physiker und Hobby-Astronom. Er ist mit meinem Bruder und mir schon früh in die Sternwarte und ins Planetarium gefahren. Wir sind regelmäßig mit Teleskop und Fernrohr losgezogen, um Himmelsobjekte zu beobachten, wie beispielsweise den Kometen Hale-Bopp im Jahre 1997. Die Faszination ist in der gesamten Familie vorhanden,

weshalb wir viele Serien, Spiele und Filme gemeinsam genießen.

Dennoch muss ich zugeben, dass ich eine Weile den Hauptfokus im Fantasy-Genre hatte und lange glaubte, dass ich auch nur darin schreiben werde. Ich habe dadurch einige coole Sachen im SciFi-Genre verpasst, was ich jetzt endlich nach und nach aufhole (*Battlestar Galactica* beispielsweise). Seit ich mit der Recherche für *Akkretion* begonnen habe, spüre ich auch wieder die alte Verbundenheit zum Weltraum und all seinen Wundern. Da ist wohl etwas fast Vergessenes in mir erwacht, dank der Arbeit am Roman.



© Marie Grasshoff

Was planst Du jetzt für deine literarische Zukunft?

Meine zukünftigen Projekte sind auch erstmal alle im Science Fiction-Genre angesiedelt. So habe ich die Rohfassung eines Manuskripts im Bereich „Climate Fiction“ beendet, welches im Sommer ins Lektorat geht. Die Story ist von *Akkretion* inspiriert, spiegelt jedoch die Zeit vor dem Aufbruch von der Erde wider. Die Archen sind noch Rohbauten in der Werft und die Lage auf unserem Heimatplaneten

zwar schon sehr verzweifelt, aber nicht hoffnungslos. Die Welt meiner Archen bietet noch mehr Potenzial, daher wird es definitiv noch mehr Bücher aus der Welt geben.

Außerdem arbeite ich gerade an einer Trilogie, zu der ich noch nicht so viel sagen kann, außer, dass Roboter eine große Rolle spielen werden. Und auch sonst habe ich genügend Ideen, so schnell geht mir der Stoff für neue Romane nicht aus.

Weitere Informationen

Webseite:

<https://tintenfass.info/>

Instagram:

https://www.instagram.com/_tintenfass/

Facebook:

<https://www.facebook.com/rmamerein/>

Der eigene Soundtrack zum Buch:

<https://syntaction.net/albums/akkretion.html>

Der Podcast mit Autorin und Soundtrack-Künstler:

<https://anchor.fm/reiner-krauss/episodes/Ad-Astra-02---AKKRETION-das-Schicksal-der-Menschheit-in-der-Zukunft-e184dvm>

Die Reihe geht weiter mit:



202 Seiten

ISBN: 978-3-753-46397-1

Preis 7,99 €

Auch als E-Book erhältlich



AUSSTEIGER (VOLKER DORNEMANN)

Sam konnte sein Glück noch gar nicht fassen. Sein Traum, die Erde zu verlassen, wurde endlich wahr! Diesen zu einer einzigen Megacity verschmolzenen, von Konzernen beherrschten Planeten, auf dem ein Ort wie der andere war, austauschbar, ohne jeden individuellen Zug.

Sein Herz klopfte vor Freude und Erwartung, als das Schiff nach mehrwöchiger Reise endlich auf New Paradise landete.

Als Sam von Bord ging, begrüßte ihn im Raumhafen als erstes ein großes gelbes M.

DER KUSS EINER MEERJUNGFRAU

FENJA HARBKE

Der Kuss einer Meerjungfrau is salzig und kalt. Wie's sich für den Tod auf hoher See gehört.“

Der alte Jim spie aus und Tom nickte bloß. Die Reling war nass und das Deck rutschig vom Salzwasser. Es war seine erste Fahrt und seit drei Tagen hatte er kein Land mehr gesehen. Das stete Auf und Ab der Wellen war dabei nicht schlimmer als die Sehnsucht, die einen Jüngling wie Tom zurück an Land zog.

Zum Abendessen hatte der Smutje Zwieback verteilt und muffig riechendes Wasser ausgeschenkt. Wer gerade nicht arbeiten musste, saß im schwindenden Tageslicht beisammen und erzählte Seemannsgarn. Während die anderen Schiffsjungen mit ihren Liebsten prahlten, hatte Tom sich in die Gesellschaft des alten Jim begeben und hörte sich seine Geschichten an. Jim war ein früherer Kamerad des Käpt'n – so sagte man – und außer Befehle zu brüllen verstand er nicht viel. Dafür ließ er Tom aus einer tönernen Flasche trinken, dessen brennender, scharfer Inhalt ihn trotz des ruhigen Seegangs erbrechen ließ.

„Hab sie schon oft gesehen, die Meerjungfrauen. Hübsche, kleine Fische. Schwirren um die Schiffe wie die Haie und lächeln dir zu, wenn du dich zu weit über die Reling beugst.“

Tom nickte, auch wenn er die Begeisterung schwer nachvollziehen konnte. Unter Deck johlten die Matrosen über einen unflätigen Witz.

„Ich habe mal eine Geschichte gehört, Tom, von 'nem gerissenen Piraten, der es mit einer getrieben haben soll. Aber glaub sowas nich, mein Junge. Irgendwer muss die Geschichte schließlich erzählt haben, und 'ne Meerjungfrau gibt ihre Beute nich wieder her.“

„Ich habe gehört, dass sie nicht jeden holen.“ Tom beugte sich über die Reling und schaute über die nächtliche See. Sternenlicht brach sich auf den rauschenden Wellen und ließ sie sanft glitzern. „Ich habe gehört, sie verschonen junge Burschen. Solche, die das Leben noch nicht kosten durften. Weil sie Mitleid mit ihnen haben.“

Jim lachte auf, kehlig und hustend. Bog sich vor Lachen und schlug sich mit der großen Hand auf den Schenkel.

„Haben's dir das erzählt, damit du keine Angst hast mitzukommen, Junge? Glaub mir, niemand auf See ist so unschuldig, dass man Mitleid mit ihm haben müsste.“

Tom nickte grimmig und hoffte bloß, dass der alte Jim ihm nicht wieder von seinem Rum anbot. Die Geschichten über die todbringenden Meerjungfrauen waren ihm schon bekannt, bevor er das erste Mal einen Fuß in die Brandung gesetzt hatte.

„Gib Acht, Tom, sonst kommen sie dich holen,“ erinnerte er sich an die Worte seiner Mutter.

Lächelnd sah der Schiffsjunge der gelben Spiegelung aus den erleuchteten Fenstern der Kapitänskajüte zu und konnte seine Neugier nicht verleugnen. Trotz all der Warnungen reizte es ihn, diese Meerjungfrauen einmal zu Gesicht zu bekommen. Wenn auch nicht unbedingt aus nächster Nähe, er hing an seinem jungen Leben.

Es sollte nur eine Woche dauern, bis sich Toms naiver Wunsch erfüllte. Vor der amerikanischen Küste hatte der Sturm sie abgetrieben und der Steuermann fluchte, weil es sie auf die felsigen Klippen kleiner Inseln zu trieb. In einem Sturm zu kentern, war ein Schicksal für Piraten. Als Handelsschiff der englischen Krone wären sie für gewöhnlich im sicheren Hafen geblieben und hätten das Unwetter abgewartet. Aber der Sturm war so plötzlich vom Osten her über sie hereingebrochen – mit schwarzen Wolken und bughohen Wellen – dass nur noch beten half.

Die Meerjungfrauen kündigten ein Unwetter an. Während der Ausguck noch in Richtung Küste spähte, entdeckte einer der Kanoniere sie im Wasser. Wie bei Delphinen sah man flüchtig dunkle Flossen aus dem Wasser lugen.

Je unruhiger die See wurde, desto näher wagten sie sich an das Schiff. Jim schimpfte auf sie und Tom beugte sich mit den anderen Schiffsjungen neugierig über die Reling, um ins dunkle Salzwasser zu starren.

Wenn sich zwischen weißen Schaumkronen ein klares Wellental auftat, dann konnte man einen Blick auf sie erhaschen. Zarte, bleiche Körper, die wie ertrunkene Kinder im Wasser trieben. Mit langem Haar, das ihre Gesichter bedeckte, und kleinen Brüsten, unterhalb derer sich Schuppen bis zum Fischschwanz verdichteten. Darunter wirkten die mächtigen, dunklen Flossen fast unwirklich.

Seine Kameraden gafften mit offenen Mündern, aber Tom dachte an die Geschichten. An kalte Küsse und daran, dass er noch nicht bereit war, sein Leben zu beenden.

Er suchte Ablenkung im Tatendrang, aber die verzückten Ausrufe der Matrosen ließen ihn nur schwer vergessen, dass dort draußen eine kalte, nasse Gefahr lauerte.

Tom half, die Segel zu raffén und die Takelage zu sichern, bis Jim ihn brüllend zu den anderen unter Deck schickte. Regenwasser peitschte ihm gegen den durchnässten Leib. Als er die schmale Treppe in den schummrigen Frachtraum hinabstolperte, war er wie betäubt von dem Donnern der Wellen an der dicken Schiffswand.

Tom rang um Atem und suchte sich einen Platz zwischen den anderen Schiffsjungen. Bibbernd saßen sie da. Die einen beteten, die anderen fluchten und

sie alle warteten. Würde Jim sie wieder an Deck holen oder die Meerjungfrauen ihnen den Tod bringen?

Ein blonder Jüngling begann leise und mit zitternder Stimme zu singen. Ein Lied von seiner Liebsten, die in Port Royal auf seine Rückkehr wartete. „Wart auf mich, ich komm bald wieder. Schwer die Last von Blut und Gold. Wart nur, denn ich komme wieder. Und dann ist das Glück uns hold.“

Tom sah auf seine Füße. Er betete zu einem Gott, der seiner Mutter nach über ihn wachte. Anschließend zum Gott der See, den der alte Jim rief, wenn er zu viel Rum getrunken hatte, und dann blieb ihm nur noch bange Hoffnung.

Einer der Schiffsjungen erbrach sich hustend und gurgelnd hinter ein dreckiges Schiffstau und im gleichen Moment krachte Holz. Splitter flogen, Planken brachen und armdicke Balken schoben sich zwischen die Ausharrenden. Das Schiff war auf ein Riff gelaufen und der blanke Fels bohrte sich durch die Wand wie durch dünne Haut.

Kaum schrien die Jungen panisch, da kam schon das Wasser. Schäumend und krachend brach es die Schiffswand auf und floss über die Planken, auf denen sie eben noch gesessen hatten.

Binnen weniger Herzschläge war der Lagerraum über dem Kiel vollgelaufen und das Meerwasser stand ihnen bis zu den Knöcheln.

Tom glaubte, ein Kichern zu hören, blickte zu dem Loch im Schiff hinüber und stolperte, als eine große Welle den Kahn auf die Seite warf.

„Neptun will uns tot sehen! Wir müssen sterben!“

„Das ist Gottes Strafe für euren Unglauben.“ Mit knirschenden Zähnen hatte der junge Bootsmann sich durch die verängstigten Schiffsjungen geschoben und hämmerte gegen die Luke, die über der schmalen Holztreppe an Deck führte. „Dieser Gott soll uns wenigstens eine gerechte Chance geben.“

Der Bootsmann fluchte bei allen Dämonen und Klabautermännern, die ihm in den Sinn kamen.

„Tom, du bist kräftig. Hilf mir. Ein Fass muss über die Luke gerutscht sein, allein bekomme ich sie nicht auf.“

Der Angesprochene sprang an seine Seite, sah in das entschlossene, wettergegerbte Gesicht und stemmte sich gegen die Luke. Hinter ihnen jammerte der blonde Jüngling: „Die Meerjungfrauen werden uns holen.“

Unter der gemeinsamen Kraftanstrengung ließ sich die Luke endlich nach oben drücken. Braunes Wasser plätscherte hinab und mit Hilfe des Bootsmannes öffnete Tom den Weg ins Freie.

Finnurs Suche (Ulf Fildebrandt)

Erinnerungen sind Magie.

Als Finnur im Palast Sayid Deochs erwacht, hat er keine Vergangenheit. Nur das Gefühl zu fliegen, scheint ihm vertraut. Noch ehe er das Rätsel lösen kann, wird sein Vater, der Meister der Dynastie Deoch, angegriffen, und Finnur muss fliehen. Die gefährliche Suche nach dem Grund für seine Existenz führt ihn auf verschiedene Welten des Weltenkreises, zu neuen Erkenntnissen über seine Herkunft und zu neuen Gefährten. Immer auf der Flucht vor Lete Russom, dem Meister der einstmals untergegangenen Dynastie Aëdin, der seinen Sieg über Sayid Deoch nutzt, um noch mächtiger zu werden.

Im Laufe der vergangenen Jahre hat Lete Russom Erinnerungen vieler Leben gesammelt, denn er fühlt sich berufen, den Weltenkreis vor dem langen Vergessen zu schützen. Er kann diese Erinnerungen an sich bringen, mit ihnen zaubern, sie verändern und benutzen. Aber was bleibt am Ende von der Wahrheit, wenn man sich nicht auf sein Gedächtnis verlassen kann?

Lysandra Verlag, 2020, TB, 18,90 €

ISBN: 978-3946376606

Auch als eBook erhältlich

Mehr Informationen auch unter:

<https://www.weltenkreis.com>



Kaum schrien die Jungen panisch, da kam schon das Wasser. Schäumend und krachend brach es die Schiffswand auf und floss über die Planken, auf denen sie eben noch gesessen hatten. Binnen weniger Herzschläge war der Lagerraum über dem Kiel vollgelaufen und das Meerwasser stand ihnen bis zu den Knöcheln.

„Los! Raus mit euch! Worauf wartet ihr, seid ihr wasserscheu?“

Über ihnen grollte ein Sturm, der Himmel und Sonne verschlungen hatte. Das Geheul legte sich unerträglich schrill auf die Ohren und nach nur einer Welle war Toms Kleidung gänzlich von Salzwasser durchtränkt.

„Los, ihr müsst schwimmen!“ hörte er den Bootsmann noch, ehe das Rauschen von Wind und Wasser jedes weitere Geräusch schluckte. Blinzeln musste Tom zusehen, wie der Hauptmast brach und das Schiff gegen den Fels gedrückt wurde, ehe es gänzlich zersplitterte. Das Deck neigte sich dem Wasser entgegen und schließlich konnte Tom sich nicht mehr halten. Er stieß mit dem Rücken gegen die Reling, verlor die Planken unter den Füßen und stürzte.

Im Fall sah er noch das gelbe Flackern aus der Kapitänskajüte, dann traf er auf die Wellen. Mit dem Meer umging ihn Ruhe. Kälte. Endgültigkeit.

Das Wasser drückte ihm auf die Ohren und aus seinen Tiefen stieg ein gluckerndes Brummen empor. Dort, wo er die Oberfläche vermutete, tanzten Flecken von Licht und weißem Schaum. Um ihn herum war es dunkel.

Noch hielt Tom Atem in seinen Lungen, doch wenn er nicht bald Luft holte, würde er platzen. Die Schatten um ihn herum flossen ineinander, bis sie sich teilten, um einer geisterhaften Gestalt Platz zu bieten. Goldenes Haar umwaberte das schöne Gesicht einer jungen Frau, als diese mit einem einzigen Schlag ihrer gewaltigen Flosse vor ihm zum Halten kam. Die Augen, mit denen sie ihn musterte, waren ebenso unergründlich wie die Tiefe, die eisig kalt unter Tom lauerte. So furchtbar sollten also seine letzten Momente sein.

Der schöne Mund kräuselte sich zu einem Lächeln und kleine Luftblasen stiegen auf, als sie zu ihm sprach. Ihre Worte waren durch das Wasser so klar zu hören, als säße sie neben ihm am Strand.

„Was für ein schöner, junger Mann du bist. Erlaube mir, dich in meine Welt zu geleiten. Eine Welt, in der es weder Angst noch Schmerzen gibt.“

Tom schüttelte den Kopf, dass ihm das dunkle Haar um den Kopf herum wallte. Er wusste nicht, wie, aber irgendwie war es ihm möglich zu sprechen. Auch wenn er sich unsicher war, ob seine Stimme auch außerhalb seines schmerzenden Schädels erklang.

„Ich habe gehört, dass ihr niemanden zu euch holt, der seinen ersten Kuss noch nicht verloren hat.“

Ihre Augen weiteten sich und zarte Hände verdeckten ihre schmalen Brüste. Zwischen den Fingern spannten sich gräuliche Schwimmhäute, wie sie auch an der Seite ihres Kopfes schimmerten.

„Du hast noch nie ein Mädchen geküsst?“ wisperte sie.

Wieder schüttelte Tom den Kopf. „Du wärst die erste und die letzte.“

„Aber... wie kann das sein?“ Die Meerjungfrau schwamm um ihn herum. Kalte Finger strichen über den Körper und durch das Haar. Diesmal blieb ihr Gesicht noch dichter vor dem seinen.

„Du bist so ein schöner Mann.“

Er lächelte traurig. „Du wärst die erste.“

Ihre Lippen zuckten, als hätte sie etwas Bitteres gekostet. Sie kam ihm nah, immer näher, schlang die Arme um ihn und zog ihn mit sich.

„Es gibt einen Codex“, hörte er noch ihre sanfte, feuchte Stimme, ehe er das Bewusstsein verlor.

Tom überlebte diese Nacht.

Die Morgensonne weckte ihn am steinigen Strand einer tropischen Insel. Er schmeckte Blut auf seinen Lippen, seine Knöchel waren aufgerissen und in seiner Kehle brannte Durst. Das Wellenrauschen klang dumpf in seinen Ohren - und doch bedeutete es Leben. Eine Legende hatte sich als wahr erwiesen und die Meerjungfrau ihn gerettet. Fürs erste.

Während er noch am Strand saß, die hohen Felsen und die Überreste des Schiffwracks betrachtete, meinte er, einen Schopf goldenen Haares in der Gischt aufleuchten zu sehen. Das Bild verschwamm vor seinen Augen, doch die Worte drangen klar zu ihm durch.

„Lebe! Geh und lebe ein Leben, das es wert ist zu beenden.“

Lächelnd erhob sich Tom, und schleppte sich in den Schatten der mächtigen Palmen. Er durfte weiterleben, weil er noch nie ein Mädchen geküsst hatte.

Am nächsten Tag wurde die Rumflasche des alten Jim angespült Tom trank den letzten, salzigen Schluck zu Ehren seines toten Freundes. Die leere Flasche erhielt Neptun.

Der Tag darauf brachte Hoffnung mit sich. Ein Schiff ging in der nahen Bucht vor Anker, um einige Reparaturen am Bug vorzunehmen. Tom heuerte an und obwohl er die Mannschaft bereits im nächsten Hafen eilig verließ, hatte ihn das Leben als Seemann fest im Griff. Erst verdingte er sich als Schiffsjunge bei einem weiteren Händler, bis der von Piraten überfallen wurde. Tom zählte zu jenen, die ihrem Leben noch einige Jahre abgewinnen wollten, und so schloss er sich den Freibeutern an.

Ihm widerstrebte der Gedanke, das Gesetz derart zu hintergehen, auf der anderen Seite genoss er seine ungewohnte Freiheit und den Geist der Kameradschaft. An Deck des Piratenschiffes – einem ehemaligen Schoner – kam er auch nach Tortuga. Eine Stadt, die es an Sünde wohl mit Port Royal aufnehmen konnte. Hier trieben sich mehr Freibeuter herum als sonst irgendwo vor den karibischen Inseln.

Angestachelt vom Würfelspiel trank Tom Rum, saß des Abends am Kai und streckte dem Meer die bloßen Füße entgegen. An der Küste, wo hinter einem vorgelagerten Felsen die Sonne im Meer versank, läutete eine einzelne Glocke.

Der junge Mann saß vor sich hin murmelnd da, schwenkte die Flasche in der Hand und goss einen Schluck Rum ins Hafenbecken. Im nächsten Moment bereute er seine Tat, lehnte sich vor und der schwere Kopf hätte ihn beinahe hinunter gezogen. Dann sah er das blasse Gesicht, das ihm von unten entgegen blickte.

„Oh, du bist es.“ Tom hickste und dachte an das warme Zimmer, das ihm verwehrt geblieben war.

Die Meerjungfrau schwamm etwas hin und her, ehe sie auftauchte und die Nase rümpfte.

„Wenn du mehr trinkst, fällst du ins Hafenbecken, dann kommst du mir nicht wieder davon.“

Tom grinste breit, lachte sogar auf und nahm noch einen Schluck. „Ein Mädchen hatte ich immer noch nicht. Verstößt das nicht gegen deinen Codex?“

Sie schob die Augenbrauen zusammen, tauchte wieder unter, um im nächsten Moment mit einem kräftigen Schlag ihrer Schwanzflosse empor zu schnellen. Die mit Schwimmhäuten bewehrten Hände rutschten beinahe am moosigen Stein der Mauer ab, als sie sich empor stemmte, um neben ihm am Kai zu lehnen.

„Ich habe dich beobachtet. Das Leben deiner Kameraden ist durch und durch lasterhaft, wie kannst du da noch immer ohne Liebe bleiben?“

„Vielleicht habe ich den Frauen entsagt, damit ihr mich nicht ertrinken lasst?“

„Oh, wie dumm. Ist es die Kasteiung denn wirklich wert?“

Lachend bot ihr Tom seine Rumflasche an, doch die Meerjungfrau lehnte kopfschüttelnd ab. Der junge Mann lehnte sich zurück, wäre dabei fast umgefallen und sah zu den ersten Sternen hinauf. „Fang nicht davon an. Man hat mich gerade um eine Liebesnacht gebracht.“

„Deswegen sitzt du also hier und trinkst, ich verstehe.“ Sie schürzte die Lippen und strich sich das blonde Haar aus dem Gesicht. „Du verpasst etwas, Tom. Wir holen dich irgendwann schon, amüsiere dich bis dahin, das rate ich dir.“

„Was für ein freundschaftlicher Rat.“

Kichernd sah er zu, wie die Meerjungfrau sich mit einem Augenrollen zurück ins Hafenbecken gleiten ließ. Tom beobachtete den blonden Schopf, wie sie noch einige Runden drehte und rief ihr noch zu: „Stell dir mal vor, wie oft hier jemand ins Hafenbecken pisst.“ Dann lachte er wieder, fiel auf den Rücken und schlief seinen Rausch aus.

Das Piratenschiff, auf dem Tom die nächsten Jahre fuhr, machte reiche Beute und unterschied für seine Prisen nicht zwischen Franzosen und Spaniern. Der Gouverneur von Port Royal bekam seinen Anteil und im Gegenzug durften die Piraten jederzeit im sicheren Hafen vor Anker gehen.

Allerdings fand auch dieses Abenteuer sein Ende, als die alte Welt beschloss, strenger gegen die Schrecken der Meere vorzugehen. Vor Panama gerieten sie in einen Hinterhalt und man hängte den Kapitän, den ersten und den zweiten Maat. Die restliche Mannschaft wurde, wie üblich, freigesprochen, da die Männer schworen, der Piraterie zu entsagen und brave Seeleute zu werden. Schließlich waren sie ursprünglich zu diesem Leben gezwungen worden.

Tom hatte schon zuvor einen Großteil des Solds in eine Taverne in Port Royal investiert. Das Geschäft mit dem Rum florierte und auch wenn er wieder als Hilfskraft eines Händlers Buße tat und erneut auf einem Handelsschiff anheuerte, konnte er sich doch darauf freuen, sich bald mit einem angenehmen Sack Gold zur Ruhe zu setzen. Weit im Landesinneren, wo die Welt nicht schwankte und ihn die beutegierigen Meerjungfrauen nicht mehr verfolgten.

Wenn er nachts Wache hielt, schaute er auf die dunkle See hinaus und sah die bleichen Körper der Meerjungfrauen durchs Wasser gleiten. Gelegentlich blieb eine von ihnen an seinem Blick hängen und lächelte ihm zu. Kalte, blasser Gestalten, deren Kuss den Tod brachte.

Und wenn sein Schiff in einen Sturm geriet und die Wellen über dem Deck zusammenschlugen, dann konnte der Matrose sie rufen hören.

„Tom, du bist uns versprochen. Wann kommst du endlich zu uns?“ Ihr Lachen klang beinahe höhnisch in seinen Ohren. „Was führst du für ein Leben, Tom? Hast du noch immer kein Mädchen gehabt?“ Er überlebte jeden Sturm und jedes Gewitter, immer mit derselben Antwort auf den Lippen.

„Nein, ich habe noch kein Mädchen geküsst.“

Tom sah so manchen Kameraden in den Wellen verschwinden, von Stürmen und Strömungen in die Tiefen gezogen. Die einen holten die Meerjungfrauen, die anderen stürzten sich selbst in die Fluten. Sie alle hatten wild geliebt in ihrem Leben, von Ehefrauen und Geliebten geprahlt und doch fuhren sie zur See, statt Land zu bestellen und

Kinder groß zu ziehen. Dem alternden Matrosen zeigte es auf, dass eine Frau nicht der Goldschatz im eigenen Leben war.

In all der Zeit gab es keine Frau in Toms Leben. Keine einzige, seit er seine Mutter zu Grabe getragen hatte. Er stützte seine Hoffnung ganz auf die Taverne, bis Port Royal von einem göttlichen Unglück in die Tiefen des Meeres gerissen wurde.

So stand er wieder wie am Anfang da. Im Hafen am Kai, an Deck eines Schiffes, und allmählich wurde er all dessen müde. Der Ruf des Meeres beunruhigte ihn, sodass er schließlich von der Küste fortging und flussaufwärts, in Mississippi, eine Anstellung suchte.

Haar und Bart waren vom Alter grau gefärbt, als er endlich ans Meer zurückkehrte. Getrieben von der Sehnsucht und der Gewissheit, dass er den Meerjungfrauen versprochen war.

Mit knackenden Knien ließ er sich am Strand nieder und wartete auf die nächtliche Flut. Salz ließ seine Gelenke schmerzen, doch in Gedanken fühlte er sich wieder jung. Tom dachte an die Tage seiner ersten Fahrt zurück. An den alten Jim, die anderen Schiffsjungen und an die Meerjungfrau.

Sie kam zu ihm, als die Wellen seine bloßen Füße umspülten. Ungelenk wie ein Fisch auf dem Trockenen zog sie sich über den Strand, der Sand verklebte ihr den blassen Körper und schwer atmend setzte sie sich schließlich neben ihn. Das goldene Haar wirkte stumpf im Sternenlicht und klebte ihr am Rücken wie eine nasse Decke. Tom bewunderte den langen, kräftigen Fischschwanz, dessen Flosse im Wasser plantschte.

Der alte Matrose lächelte ihr zu und vergrub die Füße im Sand.

„In all den Jahren habt ihr mich nicht holen können. Nun komme ich zu euch. Ich bin bereit.“

Die Meerjungfrau wischte sich eine Strähne aus dem Gesicht und hinterließ einen Streifen Sand auf ihrer Wange.

„Du musst ein trauriges Leben geführt haben, Tom. Keine Frau hat das Bett mit dir geteilt und trotz deines Alters hast du keine Kinder, die du heranwachsen siehst.“

„Und doch...“ Toms alte Augen funkelten, als er zum Horizont hinauf sah, „doch hatte ich ein Leben voller Leidenschaft. Mehr Liebhaber, als ich an den Fingern abzählen kann, und wer mich für keusch hält, der hat sich noch nie in seinem Leben so geirrt.“

Verwirrt neigte die Meerjungfrau sich zu ihm hinüber. „Keine Frau?“

Tom schüttelte den Kopf. „Ich habe den Weibern noch nie viel abgewinnen können. Doch so mancher abenteuerlustige Jüngling hat mir den Kopf verdreht.“

Mit geweiteten Augen sah ihn die Meerjungfrau an. Dann verstand sie und lächelte verschmitzt.

„Nie ein Mädchen geküsst, dafür so viele Jungen. Und trotzdem kommst du nun zu mir.“

Der alte Matrose zuckte die Schultern und sah, wie die nächste Welle seinen Hosenbund erreichte.

„Ich hätte sonst das Gefühl, dich um etwas zu betrügen. Schließlich hast du mir das Leben gerettet.“

Gemeinsam warteten sie auf die Nacht und die Flut. Bis das Meer Tom zum Bibbern brachte und er die letzten Schritte über den Strand tat.

Die Meerjungfrau schwamm einige Runden um ihre Beute, tauchte dann vor ihm auf und umfasste sein Gesicht mit den Händen. Sie zog ihn zu sich hinab und das Salzwasser verschluckte Wellenrauschen und das erste Leuchten des Mondes.

Der Kuss einer Meerjungfrau war salzig und kalt, wie es sich für den Tod auf See gehörte.

~ ~ ~

Erstveröffentlichung 2021

Fenja Harbke, Jahrgang 1991, ist geborene Hamburgerin, Informatiker, Mama und kreativer Kopf. Sie schreibt eigentlich schon immer - Kurzgeschichten und Romane - und wagt nun endlich erste Veröffentlichungen. Frei nach dem Motto; dunkel schmecken die Dinge besser, sei es Schokolade, Bier oder Fantasy. www.fenjaharbke.de

E-A-H-0001 ROSI BLUM

Es sieht genauso aus wie auf den Bildern in der Datenumlaufbahn“, staunte ich und blickte, soweit es meine Position zuließ, aus dem kleinen runden Fenster des Raumschiffes.

„Natürlich sieht es so aus wie auf den Bildern in der Datenumlaufbahn“, grummelte der ältere Mann, der neben mir lag. Wahrscheinlich hatte er, genau wie ich, eine Spritze für den Transport erhalten, die unsere Muskeln zu einer Teigmasse werden ließ. Nur so schaffte man es einigermaßen, das fehlende Gravitationsfeld auszugleichen. „Genauer als dieses System geht es ja nicht! Außerdem heißt das hier in dieser Galaxie *Internet*. Lesen Sie den Reiseführer!“

„Waren Sie schon öfter in dieser Gegend?“, wollte ich von ihm wissen. Sein Arm war nicht mehr sein eigener, sondern der eines Roboters. Den ganzen Flug über starrte er auf den Bildschirm an der Decke. Dabei kamen dort nur ständig die Nachrichtenwiederholungen der Galaxiegemeinschaft, die mich nach einigen Stunden wirklich langweilten.

„Ich komme regelmäßig hierher.“ Sein Ton wirkte ernst. „Hier ist die beste Gegend, sich zum Cyborg umbauen zu lassen.“ Kurzes Schweigen, was wohl meinem geschockten Erstaunen geschuldet war.

„Warum zum Teufel wollen Sie ein Cyborg werden?“, wollte ich erschüttert wissen.

„Warum zum Teufel wollen Sie keiner werden?“, raunte er mir beleidigt entgegen. „Aus welchem Eck der Galaxie stammen Sie denn?“

„Hestia-Ring“, erklärte ich eingeschüchtert. „Wir haben uns erst vor einigen Jahren dieser Galaxiengruppe angeschlossen und konnten mit der Technik und dem Wissen noch nicht aufholen.“

„Ach ja“, lachte er los. „Ich kenne diese Galaxie. Ich rate Ihnen inständig, lesen Sie den Reiseführer – jetzt. Sonst blamieren Sie sich auf Schritt und Tritt bis auf die Knochen.“

„Bis jetzt bin ich mit meinem Wissen überall ...“

„Bis jetzt“, unterbrach der Greis mich forsch. „Aber hier sind wir im E-M-M-F-G ...“

„Im was?“ Seine Aussage verwirrte mich.

„Erd-Mond-Mars-Forschungs-Gürtel“, sprach er angestrengt langsam und so, als müsste er sich zusammenreißen, nicht aus der Haut zu fahren. „Hier trifft sich alles, aus dem ganzen Universum, was Rang und Namen hat. Wie konnten Sie denn die Mittel aufbringen, hierher zu gelangen?“

„Mein Status ist der eines Versuchskaninchens“, erörterte ich meine Situation distanziert. „An mir ist etwas, was bisher noch nie aufgetreten ist und einige Ärzte wollen dies erforschen ...“

„Ist es denn ansteckend, was Sie haben?“, fiel mir

der ältere Mann aufgebracht ins Wort. „Meine Entzündung am Arm ist gerade erst abgeklungen.“

„Diese Krankheit begleitet mich schon seit Jahren“, beruhigte ich ihn. „Bei keiner meiner Kontaktpersonen konnte sie nachgewiesen werden.“

„Was ist es denn, was Sie haben?“ Meine Information ließ ihm wohl keine Ruhe. Oder er war einfach nur neugierig.

„Meine Zellen führen Krieg gegeneinander“, gab ich die Worte meines Arztes wieder. „Die einen Zellen greifen meine inneren Organe an und wollen sie zersetzen ...“

„Ah das“, brummte er besänftigt und tat mein Gesagtes mit einem abwertenden Wink seiner Roboterhand ab, während er wieder auf die Decke starrte. „Das ist so etwas wie Krebs. Das wurde schon vor Jahrhunderten ausgerottet. Aber da ihr im Hestia-Ring nicht die entwickeltste Spezies seid, hat er wohl dort wieder einen Wirt gefunden. Das war die beste Entscheidung eurer Galaxie, sich hier bei uns anzuschließen.“

„Es ist kein Krebs“, maulte ich zurück. In meinen Augen war er ein überheblicher Besserwisser.

„Alle Symptome sprechen dafür“, entgegnete er mir herrisch, dennoch mit verwundertem Blick. „Das steht alles hier im Ärzteatlas des Galaxienboten.“

„Keiner weiß“, zischte ich, „was ich habe! Auch nicht dieser Ärztebote!“

„Ärzteatlas“, korrigierte er mich mit verdrehten Augen.

„Meinte ich doch!“ Ich wandte mich von ihm ab und starrte aus dem Fenster. Mein Bedarf an Unterhaltung war hiermit gedeckt.

Ich sehnte mich nach meinem Zuhause – nach meinen Eltern und der Dorfgemeinschaft. Wir versorgten uns selbst und führten ein zufriedenes Leben bis diese Ärztegruppe uns besuchte, um uns alle zu untersuchen und zu impfen. Das war Vorschrift nach unserem Beitritt zur Galaxiengruppe. Schließlich sollten sich keine unberechenbaren Krankheiten auf die dazugehörigen Kolonien ausbreiten.

„Bitte“, dröhnte eine freundliche Frauenstimme aus den Lautsprechern, „betätigen Sie die Luftzufuhr für den Mond. Wir landen in zehn Mondminuten. Vielen Dank für Ihre Mitreise bei Galax-Liner und wir hoffen, Sie hatten einen guten Aufenthalt.“

„Endlich“, atmete der ältere Mann erleichtert auf. Er drückte auf einen Knopf an der Bordwand. Ich tat es ihm gleich, nachdem kein saurer Regen auf ihn niederprasselte. Sofort öffnete sich eine Luke an der Decke und besprühte mich mit kühler Frischluft.

Nach einigen Minuten schob sich die schwere Türe wie von Geisterhand zur Seite und verschwand in

der Bordwand. Darin stand ein Hüne, komplett in eine silberne Rüstung mit Helm gekleidet, dessen Visier sich summend nach oben schob.

„Wir sind im Landeanflug“, verkündete er mit einer ungewöhnlich hohen Stimme für einen Bartträger. „In einigen Minuten werden Sie verladen.“ Das Visier senkte sich summend und der Mann verschwand hinter dem sich zuschiebenden Eisenmonstrum.

Es dauerte nur kurz, ehe sich die Wände wie Flügel erhoben. Ein riesiger Kasten mit Greifarmen stand vor mir und schob meine Pritsche heraus.

„Verladung zur Erde“, erklang eine abgehackte Stimme aus dem Monitor. Mein Nachbar sollte zum Mars gebracht werden, hörte ich und wandte meinen Blick zu ihm. Doch er starrte auf etwas, das sich über ihm befand.

Da war doch gar keine Decke mehr? fragte ich mich und beugte mich nach vorne, um zu sehen, wohin er schaute.

„Alarm“, schrillten der Kasten und die dazugehörige Sirene dazu los. „Das Objekt entfernt sich unaufgefordert von der Ladestation ...“

„Nachsehen wird man ja wohl noch dürfen“, beschwerte ich mich lauthals und ließ mich wieder auf die unbequeme Liegefläche zurückfallen. Sofort entspannten sich die rot leuchtenden Systeme an dem Roboter und wechselten wieder zur grünen Farbe.

In schnellem Tempo verlud mich das Ungetüm unsanft in ein anderes Raumschiff. Als ich aus dem Fenster blickte, verschlug es mir fast den Atem.

Der ganze Mond war mit Raumstationen bebaut. Glaskuppeln, die sich unentwegt öffneten und schlossen, wenn ein Raumschiff landete oder den Mond verließ. Städte, Kraftwerke und Straßen überzogen diesen Planeten, der vor einigen Jahrhunderten – laut Reiseführer – noch als unbewohnbar galt.

Mein Blick schweifte weiter und da tauchte sie auf: Die Erde. Atemberaubend schön lag sie vor mir, formvollendet, beeindruckend. Faszinierend. Viel einnehmender als auf allen Bildern, die ich je darüber gesehen hatte. Das Ökosystem gehörte zum komplexesten und vielfältigsten von allen bekannten Galaxien. Sauberes Wasser, reine Luft und eine einzigartige Artenvielfalt. Es wunderte mich nicht, dass gerade hier die großen Technologien entwickelt wurden und diese das Herz der Galaxiengruppe darstellten.

Die Landung auf der Erde gestaltete sich ruppig. Als erstes erhielt ich eine Atemmaske übergestülpt, um mich langsam an das Erdenklima zu gewöhnen. Danach schob man mich in eine Kammer, schloss mich an verschiedene Geräte an, maß und kontrollierte meine Vitalfunktionen. Von all den

Erklärungen rauchte mir bereits der Kopf.

Nachdem diese ganzen Prozeduren endlich zu Ende waren und ich in eine Heilstation – hier nannte man dies Krankenhaus – verlegt wurde, schob man mich von einem weißen Untersuchungsraum in den nächsten. Sie wirkten steril und strahlten eine Kälte aus, die stetig in meine Glieder kroch. Keiner wurde mit Namen angesprochen, sondern mit Nummern und Codes. Ich fühlte mich wirklich unwohl und hoffte, dass alles schnell vorüber gehen würde.

„E-A-H-001“, las ein junger Arzt von seinem Clipboard ab. „Diese Spezies braucht genügend Schlaf, Nahrung und Flüssigkeit für den Erhalt des Organismus. Dem Ur-Erdmenschen anatomisch sehr ähnlich. Weiblich, 20 Jahre und noch im Originalzustand.“

„Welcher Fehler ist hier vorhanden?“, erkundigte sich der ältere Arzt mit dem grauen, streng gekämmten Haar und Oberlippenbart.

„Noch im Test“, antwortete der Schwarzhaarige mit den strahlend blauen Augen ruhig. „Bisher aber undefinierbar. Offiziell ist es Zellenfraß.“

„Sieht gar nicht so aus“, wunderte sich der Arzt und starrte auf die weiße Wand hinter mir. Er hatte seine Arme am Rücken verschränkt und zog eine Augenbraue nach oben. Ich drehte mich zu der weißen Wand um, konnte jedoch nichts erkennen. Resignierend ließ ich mich wieder in mein Kissen fallen.

„Blut wurde genommen“, fuhr der junge Arzt mit seinen Informationen fort. „Die Körperfunktionen sind ideal und das geschädigte Areal breitet sich zu aller Verwunderung nicht aus.“

„Wir sollten operieren“, schlug der Arzt vor. „Besprechen Sie das noch einmal mit Code N0023 und legen Sie einen Termin fest. Am besten heute noch.“

„Ich will aber nicht operiert werden“, brach es trotzig aus mir heraus. Es nervte mich, dass er nur *über*, aber nicht *mit* mir sprach. „Mir geht es gut. Ich bin eigentlich nur zu Gewebeproben und Funktionstests hierhergebracht worden.“ So wurde es mir zumindest erklärt, aber langsam zweifelte ich immer mehr an den Aussagen der Ärzte, die uns auf meinem Heimatplaneten aufgesucht hatten.

„Tun Sie, was ich sage“, wandte sich der Ältere dem Jüngeren zu, ohne mich auch nur eines Blickes zur würdigen. Dann verließen beide den Raum.

„Was zum Teufel war das denn?“, atmte ich aufgeregt und fuhr mir fassungslos durchs Haar, während mein Blick noch einmal kurz zu der weißen Wand hinter mir schweifte. „Ich werde hier behandelt wie Abschaum. Operieren? Originalzustand? E-A ...“

„H-001“, ergänzte eine krächzende Stimme meinen Satz, den ich nicht mehr beenden konnte, da

mir die Kombination entfallen war. „Weißt du nicht, was das bedeutet?“

„Nein“, antwortete ich kleinlaut. Die alte Frau im Bett neben mir sah eingefallen aus. Ihre strähnigen grauen Haare bedeckten von allen Seiten das Kissen. Sie war komplett verkabelt und der Monitor neben ihr gab mit monotoner Automatenstimme unentwegt Kommentare ab.

„E-A-H-001 ist dein Herkunftscode“, erklärte sie. „Wie heißt deine Ursprungsgalaxie?“

„Hestia“, gab ich preis. „Wir sind noch nicht lange in der Galaxiengruppe dabei.“

„E steht für Erde. Weil du hier in Behandlung bist“, fuhr sie fort. „A für Astra. Das ist der Stern, der für eure Galaxie steht. H für Hestia und 001 bedeutet, dass du die Erste bist, die von euch behandelt wird.“

„Woher weißt du das alles?“, war ich von so viel Wissen beeindruckt.

„Ich bin alt“, lachte sie gequält, während sie starr im Bett lag, ohne Möglichkeit, sich aufzusetzen, „und habe schon viel gesehen, gehört und erlebt.“

„Warum bist du hier?“, erkundigte ich mich vorsichtig. „Stirbst du?“

„Das würde ich gerne“, nahm ihre Stimme einen traurigen Klang an. „Aber es gibt noch so viel für mich zu tun ...“ Sie hob ihre zitternde Hand und zeigte auf den Monitor.

„Was ist das?“, beugte ich ihn nun doch etwas genauer. Es flimmerten unentwegt Bilder darüber, die mit Texten versehen und in verschiedene Bereiche eingeordnet wurden.

„Er speichert all mein Wissen“, antwortete sie schwach, „für die Nachwelt – die zukünftigen Generationen. Ich bin eine der Letzten mit dem alten Wissen.“

„Wie lange liegst du schon hier?“, Ihre Aussage und der Anblick erschütterten mich.

„Einige Jahre“, wurde ihre Stimme mehr und mehr heiser. „Ich hoffe, es hat bald ein Ende.“

„Was bedeutet“, hinterfragte ich ihre vorherige Aussage, „dass du eine der Letzten mit dem alten Wissen bist?“

„Ich bin noch ein Vollmensch“, erklärte sie sichtbar angestrengt, „und werde als eine der Letzten so sterben.“

„Warum gibt es keine Vollmenschen mehr?“ Meine Spezies war den Menschen ähnlich – äußerlich und vom körperlichen Aufbau. Jedoch gab es gravierende Unterschiede. Wir waren bescheiden, eigenbrötlerisch und sehr friedlich.

„Ihre Unberechenbarkeit birgt ein großes Risiko in der Struktur der friedlichen Gemeinschaft der Galaxiengruppe“, offenbarte die greise Frau, deren Augen leer und müde wirkten. „Diese schwächt die diplomatischen Arbeiten, die feinfühlig mit fremden Galaxien angewandt werden müssen, um einen katastrophalen Krieg zu verhindern.“

„Aber die Ärzte ...“

„Kind“, versuchte sie ein kraftloses Lachen, was ihr allerdings kläglich misslang. „das hier sind keine Menschen – keiner von ihnen. Es sind alles Roboter. Vielleicht noch Cyborgs, aber keine Menschen! Keiner hier hat Gefühle.“

„Aber sie sehen doch aus wie Menschen“, war ich von meiner Beobachtung und der Erklärungen des Reiseführers vollkommen überzeugt.

„Sie sehen so aus, ja“, klang sie erschöpft. „Doch sie sind keine. Äußerlich mögen sie sich nicht von Menschen unterscheiden. Jedoch Gefühle besitzen sie nicht. Und das ist das, was Menschen ausmacht. Mein Wissen dient auch dazu, Gefühle einordnen zu können. Den Robotern ist es nicht möglich, Gesichtsausdrücke und Emotionen zu deuten.“

„Wie viele Menschen gibt es denn noch?“ Es fiel mir schwer, das Gehörte zu glauben.

„Nur noch wenige“, atmete sie schwer. „Zu risikoreich sind ihre unbändigen Gefühlschwankungen. Und jene, die es noch gibt, werden gefangen und gewaltsam zu Cyborgs umgerüstet.“

„Aber ich gehöre doch auch irgendwie zu der Spezies Mensch“, überlegte ich alarmiert. „Zumindest sind die Arten weitläufig verwandt.“

„Dann werden sie dich“, hauchte sie in einem dramatischen Ton, „und alle deiner Galaxie ebenso umbauen.“

„Ich bin also nicht wegen einer Krankheit hier?“, lief es mir bei dieser Erkenntnis eiskalt den Rücken hinunter, „sondern weil sie meine Gene entschlüsseln wollen, um alle anderen zu knechten?“

„Das würde erklären“, bestätigte sie meine Vermutung, „warum sie dich heute noch operieren wollen.“

„Aber ich habe doch Rechte“, beschwerte ich mich. „Das hier ist *mein* Körper!“

„Rechte haben wir schon seit Jahrhunderten nicht mehr“, warf sie mir einen mitleidigen Blick zu. „Es zählt nur noch die Gemeinschaft. Das einzelne Individuum hat sich vollkommen unterzuordnen.“

Ohne weiter zu überlegen, kabelte ich mich ab und stürmte aus dem Zimmer. Zu meiner Überraschung interessierte sich niemand für mich, auch nicht, als ich im Schwesternzimmer Kleidung anzog. Danach spazierte ich einfach aus der Heilstation hinaus.

Die Sonne schien warm auf mein Gesicht. Ich lief die Straße entlang, die von einer großen Grünfläche gesäumt wurde. Vom Reiseführer wusste ich, dass die Menschen gerne auf Grünflächen saßen, sich sonnten und miteinander kommunizierten. Jedoch war hier niemand zu sehen. Alle, die an mir vorbeieilten, sprachen mit sich selbst oder sahen nur stur geradeaus.

„Sie sind nicht von hier, oder?“, riss mich eine

angenehme Stimme aus meinen Gedanken.

„Wie“, räusperte ich mich kurz und versuchte mit einem Lächeln meine Unsicherheit zu überspielen, „kommen Sie darauf?“

„Offensichtlich kennen Sie die Gepflogenheiten dieses Planeten nicht.“ War ich für ihn wie ein offenes Buch? „Woher sind Sie? Vom Mars? Sie sehen aus, als wären Sie vom Mars ...“

„Vom Mars, ja“, gab ich ihm ohne zu zögern recht.

„Sind Sie noch im Originalzustand?“, fragte mein blondes Gegenüber mit den dunklen Rehaugen etwas verwirrt.

„Wie meinen Sie das?“, pflaumte ich ihn an, denn er hatte mich ertappt. Intuitiv verschränkte ich die Arme vor meinem Körper.

„Sie senden keinerlei Signale aus“, offenbarte er mir kurz. „Ich wusste nicht, dass es noch Ur-Marsianer gibt. Es hieß schon vor einigen Jahrzehnten, dass alle korrigiert seien.“

„Man hat mich zu Versuchszwecken im Originalzustand belassen“, log ich ihn frech an und hoffte, dass er meine dreiste Lüge nicht an meinen verzogenen Zügen erkannte.

„Faszinierend“, bekundete er, auch wenn er mich ausdruckslos anblickte. „Sie tragen kein Gerät?“

„Nein.“

„Keine Platte oder Schraube?“

„Nein.“

„Nicht mal einen Chip?“, bohrte er immer weiter. Ich schüttelte den Kopf. „Ein winzig kleiner Chip?“

„Nein!“

„Faszinierend.“ Es wirkte, als würde er etwas abspeichern. Er war wohl auch nur ein Roboter.

„Schönen Tag“, verabschiedete ich mich kurz und ging weiter.

„Warten Sie“, ließ er nicht locker und rannte mir nach, „wo gehen Sie hin?“

„Ich bin ein Experiment“, band ich ihm weiter einen Bären auf. „Es wird geprüft, ob ich alleine zurechtkomme und es zumindest zurück zum Mond schaffe.“

„Dürfen Sie Hilfe annehmen?“, schien er interessiert an meiner Notlüge zu sein.

„Ich bin meinem Schicksal übergeben“, grinste ich schelmisch und versuchte mit aller Macht ein triumphierendes Grinsen zu unterdrücken.

„Aber wie kontrollieren die Ärzte Ihren Werdegang, wenn Sie noch im Originalzustand sind?“, hinterfragte er meine ausgedachte Geschichte.

Ich musste schwer schlucken. Erwischt. Wie ging es jetzt weiter? Ich wischte mir vor Aufregung meine nassen Hände an der blauen Strickjacke ab und ertastete einen Gegenstand.

„Sie haben mir ein mobiles Datengerät mitgegeben.“ Schnell zog ich dieses aus der größeren aufgenähten Jackentasche heraus.

„Aber das ist doch ein einfaches Mobilgerät, wie es jeder hier im Krankenhaus trägt“, meinte er skeptisch.

„Und genau das soll jeder denken.“ Schweißperlen bildeten sich auf meiner Stirn, als ich ihn weiter anlog. „Da ist ein kleiner Chip enthalten, der alles kontrolliert.“ Mir war nie bewusst, dass ich spontan solche wundersamen Geschichten erzählen konnte. Zumindest wurde ich zu Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit erzogen. Doch im Augenblick nutzte mir meine gute Erziehung nichts, wenn ich heil aus dieser heiklen Situation kommen wollte.

„Faszinierend.“ Offenbar hatte ich ihn überzeugt.

„Wie heißen Sie?“, wollte ich von mir ablenken.

„Und was tun Sie hier?“

„E-O-A-528“, antwortete er wie selbstverständlich. „Ich habe hier ein Update bekommen und warte nun auf meinen Rückruf nach Andromeda.“

„Was bedeutet das?“

„Erde-Orion-Andromeda-528.“ Er schien verwundert über meine Nachfrage. „Meine Herkunftsgalaxie, in der ich aktuell eingesetzt bin.“

„Und was machen Sie dort?“, fragte ich neugierig. Denn irgendwie unterschied er sich von den anderen, die mir hier bis jetzt begegneten. Seine Haut wirkte robuster und sein Haar lag wie getrockneter Beton auf seinem Kopf.

„Ich bin Soldat“, erhob er seine Stimme, so, als wäre er stolz darauf. „Wir sichern die Grenzen der Galaxiengruppe und spähen Meteoriten, schwarze Löcher oder Kometen aus – alles, was sich im Universum tummelt und unserer Gemeinschaft gefährlich werden könnte.“

„Wow“, war ich nun doch etwas beeindruckt. „Sie sind ja ein Held!“

„Nein“, winkte er beiläufig ab. „Das ist es, wofür ich geschaffen wurde.“ Kurzes Schweigen. „Darf ich Sie begleiten?“

„Aber nur“, sorgte ich gleich mal für meine Sicherheit vor, „wenn Sie nicht über mein geheimes Experiment sprechen. Ich darf auch lügen, um an mein Ziel zu gelangen. Können Sie das?“

„Lügen?“

„Ja.“

„Dafür wurde ich nicht programmiert.“ Erneut wirkte er verunsichert. Durfte ein Roboter denn unsicher sein? Mir kam er vor wie ein Mensch, der sich schwer damit tat, seine Gefühle einzuordnen. Doch wäre mir nie in den Sinn gekommen, er sei kein fühlendes Wesen.

Wir gingen eine Zeit lang und er erklärte mir den Planeten und das System der Gemeinschaft. Seine Gesellschaft bereitete mir ziemliches Vergnügen. Davon mal abgesehen, kannte er sich aus und lotste mich schnurstracks zu den Raumstationen des

Mondes.

„Wir sind zu spät“, informierte er mich, während er seinen Blick auf das gewaltige abgezaunte Gebiet richtete.

„Was meinen Sie?“, fragte ich entsetzt und mir schlug das Herz bis zum Hals.

„Das letzte Raumschiff ist für diesen Tag weg“, erklärte mein Begleiter nüchtern. „Für die nächsten Stunden wurde eine Wartung angesetzt und die ist erst bei Sonnenaufgang beendet.“

„Woher wissen Sie das jetzt alles?“ Verwundert blickte ich um ihn herum.

„Von den Informationstafeln mal abgesehen“, zeigte er ohne Gesichtsregung auf diese, die über uns in großem Ausmaß ragten, „steht es auch auf der Internetseite der Raumstation. Die wird mir im inneren Auge automatisch angezeigt, wenn es Veränderungen der Fahrpläne gibt.“

„Faszinierend“, hörte ich mich sagen.

„Sie sollten in Erwägung ziehen“, legte er mir ans Herz, „sich zu einem Cyborg umbauen zu lassen. Es hat wirklich viele Vorteile.“

„Da haben Sie recht“, lächelte ich erneut meine Unsicherheit weg und fuhr mir durch die Haare. „Aber jetzt muss das Experiment erst einmal beendet werden.“ Ich atmete schwer und grummelte in mich hinein: „Was mache ich nun bis zum Morgengrauen?“

„Sie brauchen Schlaf“, antwortete mir der Soldat. „Marsianer sind dem Erdmenschen sehr ähnlich. Ihr Organismus muss aufrechterhalten werden. Die Fliegerei ist anstrengend für so anfällige Konstrukte wie Sie es sind. Da müssen Sie sich bei Kräften halten.“

„Aber ich kann mich doch nicht einfach hierherlegen“, wurde mein Ton ruppiger, was wohl auch am Schlafmangel lag, „und einfach einschlafen! Was ist, wenn ich überfallen werde?“

„Wir sind hier auf der Erde“, antwortete er wie selbstverständlich und blinzelte ungewöhnlich oft. „Hier gibt es keine entartete Spezies. Alle sind auf ein friedliches Miteinander programmiert. Das Einzige, was Ihnen passieren könnte ist, dass jemand kommt und Sie ins Krankenhaus bringt, weil er denkt, dass Sie Hilfe brauchen.“

„Aber das darf nicht passieren“, riss ich die Augen mit Schrecken auf und atmete schwer. „Gibt es noch einen anderen Weg zum Mond?“

„Es gibt noch kleinere Raumstationen“, las er offensichtlich in seinem inneren Auge nach. „Aber die sind in der ganzen Stadt verstreut.“

„Dann lassen Sie uns keine Zeit verlieren“, forderte ich und ging sofort los.

„Aber wie wollen Sie dort an Bord kommen?“, erkundigte er sich. „Sie haben keine Bezahlung.“ Er hatte recht. Ich wusste nicht einmal, wie man hier etwas bezahlte.

„Das gehört alles zum Experiment“, flunkerte ich

ihn weiter an und hoffte auf eine spontane Lösung dieses Problems. Langsam stellte sich bei mir das schlechte Gewissen ein. Aber mein Überlebenswille stand gerade über allem Anstand, den mir meine Eltern beigebracht hatten.

„Ihr Menschen, oder in Ihrem Fall Marsianer, seid sonderbar“, schien er zu glucksen und folgte mir, während sich ein Lächeln auf seinen schmalen Lippen abzeichnete. „Wie ist es, zu fühlen?“

„Ähm.“ Ich fühlte mich von seiner Frage total überrumpelt und dachte kurz nach. „Abwechslungsreich und auch nicht immer einfach.“

„Wie fühlt sich Liebe an?“, war er interessiert, während wir weiter den Weg entlangliefen. Die Straßenlaternen dimmten bereits und auf den makellosen Straßen tummelten sich immer weniger Roboter und Cyborgs. Die Gegend wirkte sehr sauber, die Hochhäuser standen akkurat nebeneinander, davor gab es viele Grünflächen.

„Das Herz pocht und es kribbelt im ganzen Körper, so als würden tausende Ameisen darüber laufen“, musste ich die genauen Worte wählen. Es fiel mir nicht leicht, diese empfindliche Regung zu erklären. „Man will keine Minute mehr ohne den anderen verbringen und lächelt ununterbrochen.“

„Man liest“, bemerkte er nach kurzer Stille, „dass fühlende Organismen Schmetterlinge im Bauch haben ...“

„Das ist nur eine Redewendung“, musste ich schmunzeln. „Es fühlt sich so an, als würde alles im Bauch zu hüpfen beginnen. Wenn man verliebt ist, hat man keinen Hunger und glaubt, man kann nur von Luft und Liebe leben.“

„Was würde ich geben“, seufzte er und sein Blick schweifte kurz in den abendlichen Sternenhimmel, „um dies auch einmal erleben zu können ...“ Warum sollte ich glauben, dass hier kein Mensch vor mir stand? Er wirkte unglaublich intelligent und scharfsinnig und stellte geistreiche Fragen. Mich faszinierte, dass er das Gesehene hinterfragte und Antworten suchte. Seine feinfühligsten Regungen rührten etwas in mir, was mich unentwegt zum Schmunzeln animierte. Neben den klugen und hilfsbereiten Anmerkungen, wärmten seine verstohlenen Blicke mein Herz.

„Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie es ist“, überlegte ich laut, während mir in den Sinn kam, dass die Hälfte der Bewohner meines Planeten nicht so tiefgründig dachten wie dieser Cyborg, „nichts fühlen zu können? Nicht zu wissen, was Liebe und Wertschätzung bedeuten. Und was eine Umarmung bewirken kann ...“

„Menschen entscheiden mit Herz und Verstand ...“, begann er zu sinnieren, ehe ich ihn unterbrach.

„Und Roboter?“

„Mit dem Erfahrungsschatz des erforschten Wissens“, gab mein Nebenmann preis, ehe er immer

wieder kurz zu mir herüberblickte, „das über Jahrhunderte gesammelt wurde. Für jede Situation gibt es relevante Daten, die den Weg der Entscheidung vorgeben.“

„Das hört sich aber kompliziert an“, staunte ich nicht schlecht und erwischte mich dabei, dass ich ihn ebenso, wie er es bei mir tat, ausgiebig musterte.

„Nicht so kompliziert“, entgegnete er mir mit erhobenem Zeigefinger, „wie es ist, zu fühlen. Dies versuchen die Wissenschaftler schon seit Jahrhunderten zu erforschen.“

„Ist es gelungen?“ Fordernd und mit amüsiert zuckenden Mundwinkeln hob ich kurz die Brauen.

„Es konnten Datenbanken angelegt werden, wie der Mensch auf etwas reagiert. Jedoch wurden die Wissenschaftler immer wieder neu belehrt ...“, erklärte er ausführlich, als er plötzlich stehen blieb. „Wir sind da.“

Vor uns baute sich ein kleineres, aber dennoch ebenso eingezäuntes Areal auf, auf dem man gerade ein Raumschiff startklar machte. Container wurden verladen, die Triebwerke kontrolliert und Fahrgäste stiegen bereits über eine Treppe ins Innere.

„Es geht los.“ Mir pochte das Herz bis zum Hals, als ich mir diese Worte zuflüsterte.

„Es gibt eine Möglichkeit“, schien er wieder in seinem inneren Auge etwas zu erkunden, „Sie kurzfristig in dieses Raumschiff zu bringen.“

„Und welche?“ Ich versuchte, mir meine Aufregung nicht anmerken zu lassen.

„Auf deren Homepage ist zu lesen“, erörterte er mir, „dass sie Aufpasser für die Urtiere suchen, die sie vom Mond hierher verschiffen wollen. Da können Sie sich spontan dafür bewerben und zum Mond gelangen. Das ist ein Job, den keiner ausführen will.“

Die Idee war genial. Stürmisch umarmte ich ihn und drückte ihm einen Kuss auf die Wange. Von meinem Gefühlsausbruch selbst überrumpelt, löste ich mich und spürte, wie sich meine Wangen erhitzten.

„Das ist typisch Mensch, oder?“, erkundigte der Soldat sich emotionslos.

„Ja“, war ich peinlich berührt, „das sind Gefühle – Glücksgefühle, um genau zu sein ...“

Wir gingen zum Eingang und er stellte mich als Bewerberin vor. Für ihn schien es ebenso ein Abenteuer zu sein wie für mich. Nur, dass für mich mein Leben und das meines ganzen Planeten auf dem Spiel stand.

Alles lief glatt und man erklärte mir, in der nächsten Kammer würde ich durchleuchtet werden und danach sofort aufs Raumschiff gelangen.

„Danke“, verabschiedete ich mich wehmütig von meinem Begleiter.

„Wenn ich Gefühle hätte“, lächelte er offen, „könnte ich antworten: Es hat mich sehr gefreut.“ Er verbeugte sich kurz und trat einige

Schritte zurück.

Ich atmete tief ein. Während sich die Türe der Kammer öffnete, setzte ich einen wackeligen Fuß vor den anderen und wählte mich schon in Sicherheit – als plötzlich eine Sirene losschrillte. Jemand packte mich von hinten und zog mich von der Öffnung weg.

„Was machen Sie da?“, schnaubte ich den Soldaten an, von dem ich geglaubt hatte, er wäre mir gut gesonnen.

„Flüchtiges Objekt gesichert“, kam eine monotone Stimme aus ihm heraus. So, als würde er fremdbestimmt reden.

„Lassen Sie mich los!“ Ich zog fester und schlüpfte aus der Strickjacke heraus, doch er war schneller. Es dauerte nur Sekunden, bis weitere Männer auf mich zurannten und mich ergriffen. Einer hob eine Spritze und rammte sie mir in den Arm. Ich kreischte auf, bevor mir schwarz vor Augen wurde.

„... E-M-M-F-G bedeutet Erde-Mond-Mars-Forschungs-Gürtel ...“

„Dara, kommst du?“

„Gleich, Ma“, rief ich ihr durch meine Uhr, die mir als Kette um den Hals hing, zu. „Ich beende noch diesen Teil des Reiseführers.“

„Du fliegst doch erst in einem Jahr wieder zur Erde.“ In ihrer Stimme, die durch den Chip in meinem Ohr zu mir drang, schwang ein Seufzer mit. Sie war immer besorgt, fürsorglich und einfach zu ängstlich – verdammt, ich war doch nun schon zweiundzwanzig Jahre alt! Dabei kannte sie selbst die Erde doch auch. Schließlich musste der ganze Planet vor den Gefahren, die von anderen Kolonien ausging, geschützt werden. Die Normung unseres Planeten brachte viele Veränderungen mit sich. Soldaten schützten die Grenze zu den Gebieten, die sich der Gemeinschaft noch verweigerten. Statt der Pferde und Ochsen verrichteten jetzt motorisierte Fahrzeuge die Feldarbeit. Unsere Heilstationen, ich meinte natürlich Krankenhäuser, wurden modernisiert und ein Forschungslabor eingerichtet. Dort arbeitete ich und versuchte die Gene der Pflanzen unseres Planeten zu entschlüsseln.

„Dara!“ Der Ton meiner Ma wurde rauer – wie jeden Tag. Ich schloss also den Reiseführer in meinem inneren Auge, kletterte von meinem Lieblingsfelsen auf der saftigen Wiese vor unserem Holzhaus, und folgte ihrer Aufforderung.

„Hallo“, überraschte mich eine freundliche Stimme, die einem Soldaten gehörte.

„Hallo“, erwiderte ich meinem Gegenüber. Seine Anwesenheit verwirrte mich.

„Ich bin E-O-A-528“, identifizierte er sich befangen. Er sah gut aus in seiner Uniform. Seine blonden Haare wirkten, als würden sie fest wie Beton an seinem Kopf kleben.

„Dürfen Soldaten denn die Grenzregion verlassen?“, wollte ich wissen.

„Wenn wir von der einen zu der anderen Region gehen“, erklärte er höflich, „dann schon.“

„Sind wir hier sicher?“, war ich neugierig, hoffte aber, nicht zu aufdringlich zu sein oder ihn in seinem Zeitablauf zu stören.

„Ja.“ Seine schmalen Lippen formten sich zu einem Lächeln. „Sind Sie von hier oder zugezogen?“

„Ich stamme von diesem Planeten“, räusperte ich mich kurz und zeigte zu dem Holzgebäude hinüber, das von hier noch kleiner wirkte als es sowieso schon war. Die Sonne ging unter und der Schatten verdeckte dies zum großen Teil. „Und wohne in diesem Haus dort.“ Meine Haut fühlte sich plötzlich an, als würde eine Horde Ameisen darauf herumkrabbeln. Nur kurz wagte ich einen Blick und vergewisserte mich, dass dem nicht so war, ehe ich meine volle Aufmerksamkeit wieder meinem Gegenüber schenkte.

„Wie ist Ihr Code?“, schien er weiter interessiert zu sein.

„E-A-H-001“, offenbarte ich. Ich mochte diese Bezeichnung nicht, jedoch war sie mein offizieller Rufname in der Galaxiengemeinschaft. „Aber meine Ma nennt mich Dara.“

„Oh“, stieß er verwundert aus. „Sie sind der Prototyp.“

„Ja“, grummelte ich. Auch diese Bezeichnung widerstrebte mir.

„Ihr seid die am wenigsten veränderte Art der Galaxiengruppe“, schien er Gefallen an seiner neuen Erkenntnis zu haben. „Dann habt ihr noch Gefühle. Wie ist es, Liebe zu empfinden?“

„Ähm ...“ Mit dieser Frage überrumpelte er mich, denn das mit den Gefühlen ließ sich nicht so einfach erklären. Auf diese unangenehme Frage kannte ich auch keine Antwort. Natürlich stand im Gefühlsatlas des Galaxieboten alles zum Nachlesen. Doch diese Ausführungen kannte er wohl selbst.

„Ich würde gerne wissen“, meine Antwort schien ihm zu lange zu dauern, „wie es ist, wenn man fühlt? Oder wenn man verliebt ist? Wie ist das?“

„Ich weiß es nicht“, gab ich geknickt zu. „Liebe

existiert bei uns nicht mehr. Wir werden nach den bestmöglich übereinstimmenden Genen zusammengeführt.“

Wir sahen uns lange still an, bis ich dies nicht mehr ertrug.

„In einem Jahr“, wollte ich nur diese unangenehme Situation beenden, „habe ich erneut einen Termin auf der Erde. Danach werde ich dem passenden Partner zugeordnet.“

„In einem Jahr bin ich auch wieder auf der Erde“, erfreute er sich augenscheinlich an dem Gedanken.

„Soldaten sind doch Roboter, oder?“ Seine Gefühlsregungen waren mir suspekt.

„Ja.“

„Sie gleichen aber enorm einer fühlenden Spezies“, bemerkte ich vorsichtig. Warum sollte er nicht etwas von einem fühlenden Wesen haben?

„Man hat mir eine Datenbank aufgespielt“, erklärte er ruhig, „die mir ermöglicht, menschliche oder fühlende Regungen zu haben.“

„Faszinierend“, stieß ich ungewollt aus.

„In einigen Wochen muss ich zu einer anderen Grenzregion“, erörterte er, „die mich wieder durch dieses Gebiet führt.“

„Sind Sie ein Prüfer?“, wollte ich wissen. Er nickte.

„Darf ich Sie orten?“, erkundigte er sich fast schüchtern. „Dieses Gespräch war sehr nett. Vielleicht kann man es wiederholen?“

„Sehr gerne“, gab ich ihm mein Einverständnis für die Ortung, die wir auch gleich austauschten.

„Schöne Zeit, Dara“, verabschiedete er sich höflich und verbeugte sich ein wenig, ehe er von dannen zog.

„E-O-A-528“, überlegte ich und sah ihm lange nach. „Mir ist, als hätte ich diesen Code schon einmal gehört ...“

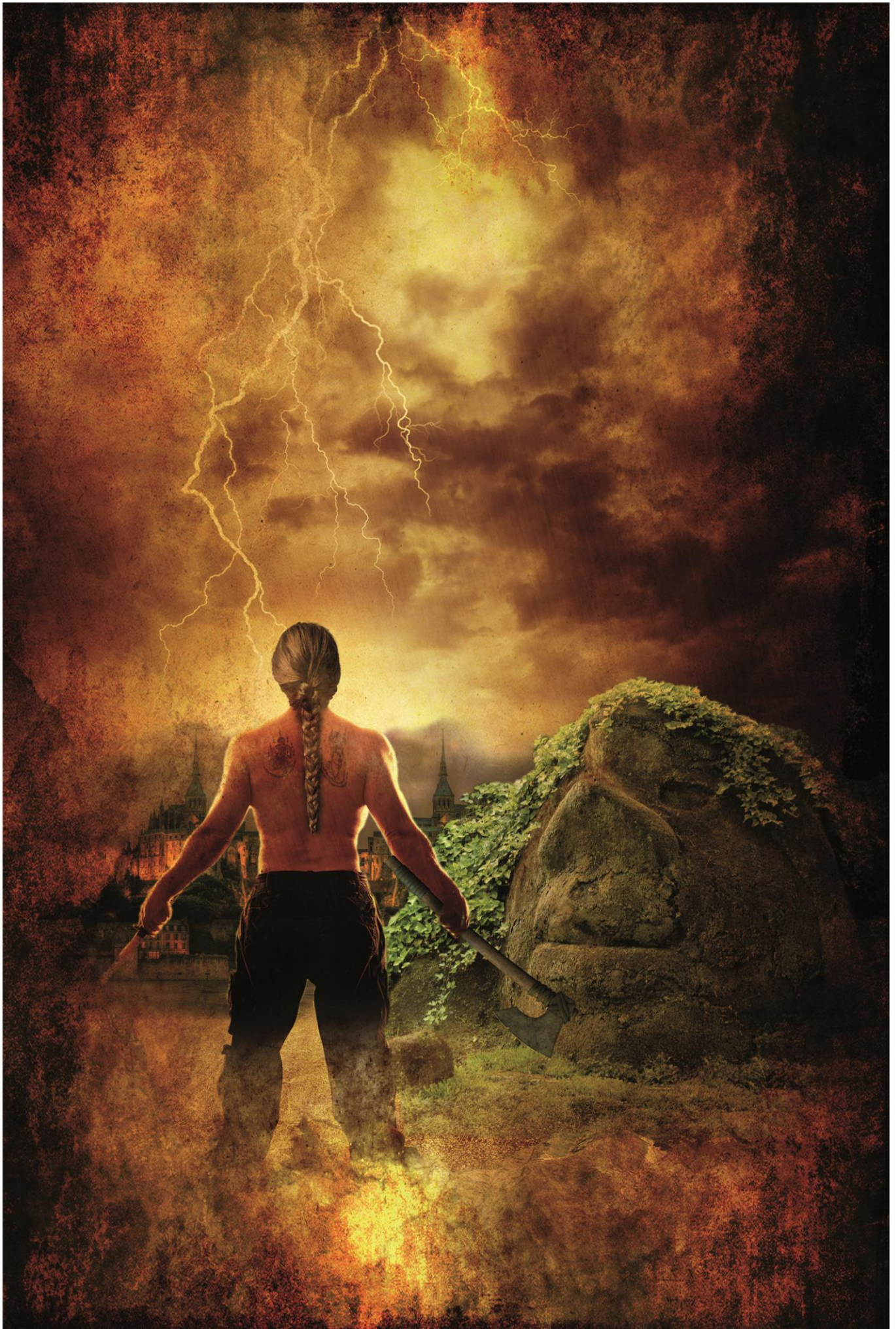
~ ~ ~

Erstveröffentlichung 2021

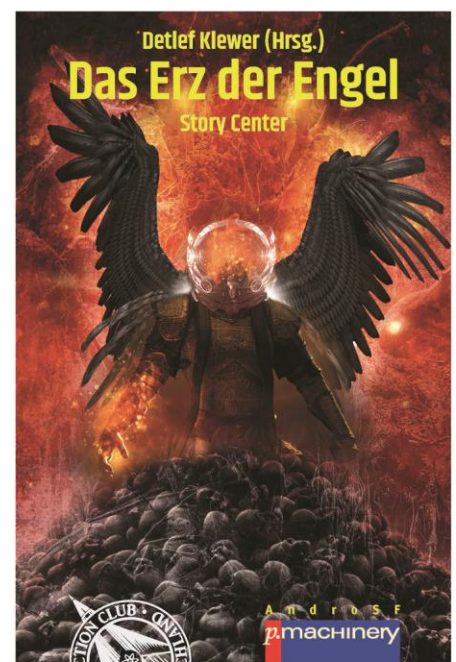
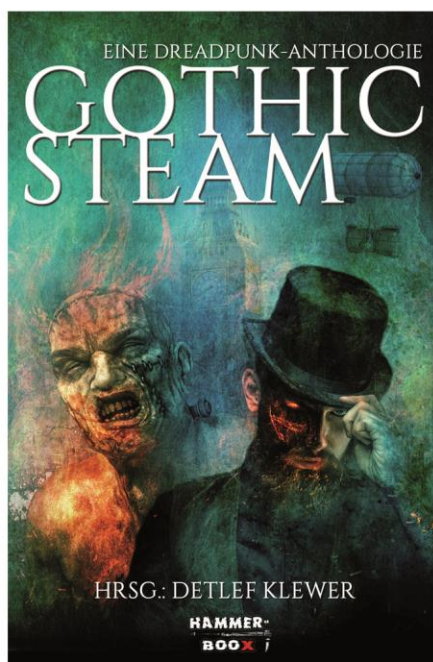
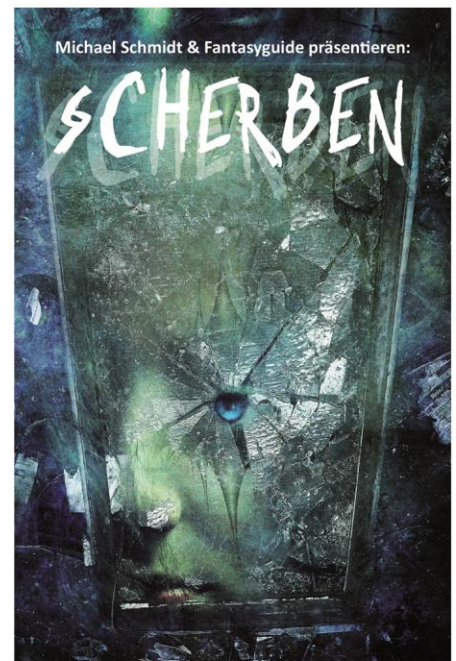
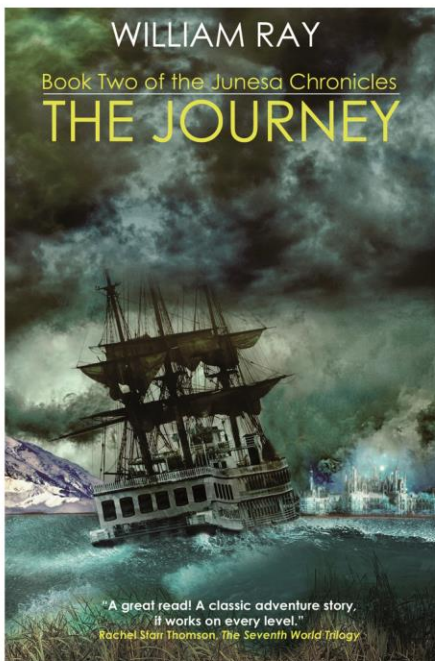
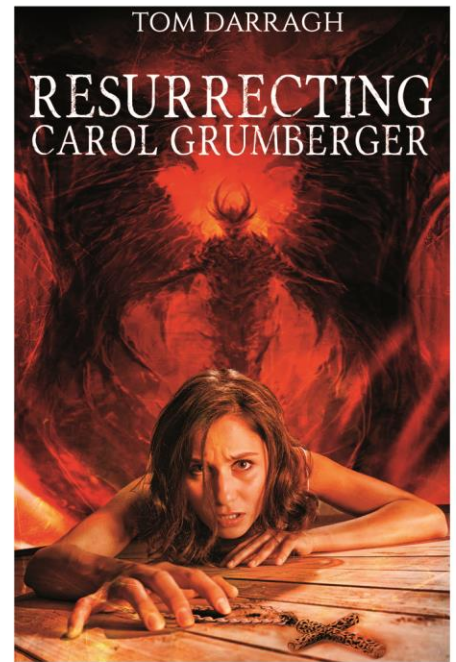
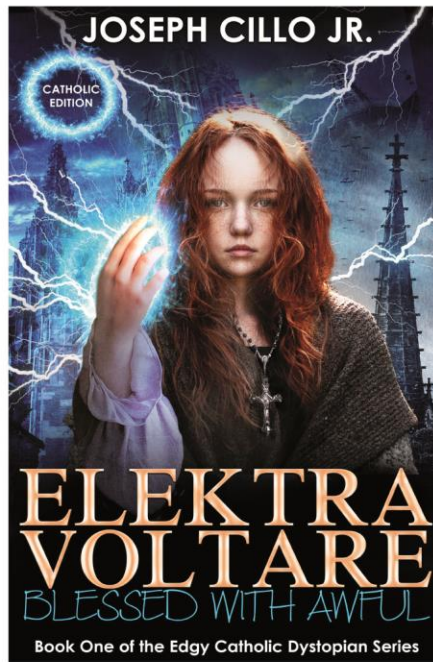
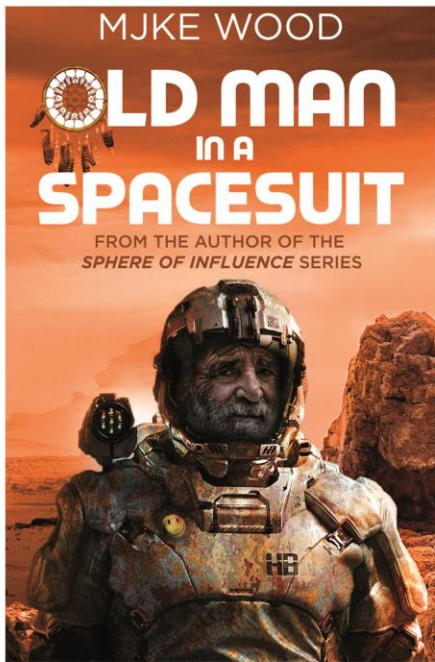
Rosi Blum arbeitet als Bürokauffrau. Ansonsten, neben dem Organisieren der Familienbedürfnisse, erfindet sie leidenschaftlich gerne Geschichten. 2019 wurde ihre Kurzgeschichte „Der Glühwürmchenkomplott“ in der Anthologie „Es war einmal ein Dimensionsportal“ beim MysticVerlag veröffentlicht.

KRITZELKUNST GALERIE









Kritzelkunst - Detlef Klewer



Der selbstständige Coverdesigner, Illustrator und Comiczeichner lebt zusammen mit der wundervollsten Frau der Welt und zwei Katzen am Niederrhein.

Erste Veröffentlichungen seiner Comics und Illustrationen erfolgten bereits in den 70er Jahren in Alternativzeitschriften wie »Am Erker, Ulcus Molle« oder »Innisfree«. Geadelt durch den Abdruck eines mehrseitigen Comics in »Schwermetall«, dem deutschen Ableger des Kultmagazins »Heavy Metal/ Metal Hurlant«, liegt der Schwerpunkt seiner Arbeit heute in der Gestaltung von Buch-, CD- und DVD-Covern, sowie der Anfertigung von Buchillustrationen und Comics für Verlage und Selfpublisher im In- und Ausland. 2017 gewann sein Comic »Auf den Spuren H.P. Lovecrafts Band 3« auf der Kölner Role-Play-Convention den RPC-Fantasy-Award als »Bester Comic«. Im gleichen Jahr gewann er ebenfalls den Publikumspreis »Goldener Stephan 2017« in der Kategorie »Bester Comic-Sammelband«.

Sein Cover für die Anthologie »Scherben« gewann beim »Vincent-Preis« 2018 den zweiten Platz und war ein Jahr später auch für den »Kurt-Laßwitz-Preis« nominiert.

Als Liebhaber und Kenner des phantastischen Films veröffentlichte er zahlreiche Artikel in Magazinen wie »Vampir, Film-Illustrierte« und »Moviestar«, sowie fünf Sachbücher zum Thema »Horrorfilm«. Das letzte Werk »Die Kinder der Nacht - Vampire in Film und Literatur« erhielt als bestes Fachbuch des Jahres den Virus-Award 2007.



Seit 2011 verfasst er Fantasy-, Mystery- Horror-, Steampunk- und Science Fiction-Geschichten, die in diversen Anthologien verschiedener Verlage erscheinen.

Seit 2015 ist er auch als Herausgeber im Horror-, Mystery-, Steampunk- und Science-Fiction-Genre tätig.

Weitere Informationen über seine Arbeiten und Projekte gibt es unter:

www.facebook.com/kritzelkunst.de/
www.kritzelkunst.de/

Kontakt für Fragen oder Auftragswünsche:
klewer@kritzelkunst.de



Sternenlicht: Rücksturz ins Raumpatrouille-Universum

EINE VORSTELLUNG VON CHRISTOPH GRIMM



© Saphir im Stahl

Was heute noch wie ein Märchen klingt, kann morgen bereits Wirklichkeit sein. Hier ist ein Märchen von übermorgen. Mit diesen malerischen Sätzen wurden 1966 die sieben Folgen der ersten und einzigen Staffel von *Raumpatrouille: Die phantastischen Abenteuer des Raumschiffes Orion* eingeleitet. Die Serie über eine zum Patrouillendienst strafversetzte Raumschiff-Besatzung wurde ein Erfolg und genießt dank ihrer fantasievollen Inszenierung bis heute Kultstatus.

Eine zweite Staffel gab es aufgrund des hohen Produktionsaufwands, aber auch wegen scharfer Kritik, die der Serie faschistische Untertöne vorwarf, nicht. Über die Jahre war immer wieder von einer Fortsetzung die Rede, doch weder ein angekündigter Kinofilm in den 1980ern noch eine von Roland Emmerich und Pro 7 in den 1990ern angedachte „Nächste Generation“-Serie wurden verwirklicht. Während der Orion der filmische Weiterflug versagt blieb, durfte es immerhin in Romanen weitergehen. Hanns Kneifel, der v. a. durch über dreihundert Beiträge für *Perry Rhodan* und *Atlan* bekannt wurde, adaptierte zunächst die Drehbücher der Fernsehfolgen, ehe er die Orion-Crew neue Missionen bestehen ließ. Obwohl Kneifel einige Änderungen gegenüber der Serie vornahm und nach und nach eine eigene Version des *Raumpatrouille*-Universums schuf, erwiesen sich die Romane als sehr beliebt. Kneifel schrieb die Reihe zunächst im Alleingang, in späteren Jahren unterstützte ihn ein Autorenteam. Bis 1984 entstanden in verschiedenen Reihen 145 Abenteuer. Das große Heftromans-sterben, dem zahlreiche Serien und Reihen zum Opfer fielen, machte auch vor *Terra Astra*, in welcher die Orion-Abenteuer zuletzt veröffentlicht wurden, nicht halt. Abgesehen von Fanpublikationen wurde es nun auch auf dem Buchsektor still um McLane und seine Bande. Zumindest bis 2011.

Ein Orion-Fan der ersten Stunde ist der Autor Erik Schreiber, der 2011 *Saphir im Stahl* gründete. Die ersten Veröffentlichungen des jungen Verlags waren drei *Raumpatrouille*-Hardcover-Bände, welche die Kneifel-Adaptionen der sieben Serienfolgen enthielten. Eigens für diese Wiederveröffentlichung nahm Hanns Kneifel noch einmal dezente Überarbeitungen vor und war auch Schreibers Idee, mit einer neuen, zeitlich später angesiedelte Romanserie *Raumpatrouille* fortzuführen, nicht abgeneigt. Da Kneifel im März 2012 nach kurzer, schwerer Krankheit verstarb, konnte das Vorhaben allerdings nicht in die Tat umgesetzt werden.

Einige Jahre später lernte Schreiber Horst Hoffmann kennen, der Teil des Autorenteam der *Raumpatrouille*-Heftromane war. Als besonders beliebt erwiesen sich zehn Jugendabenteuer, die es schließlich bei *Saphir im Stahl* in fünf Bänden ebenfalls zu Hardcover-Ehren brachten. Hoffmann zeigte an Schreibers Ideen für eine neue Romanserie Interesse und schrieb mit „Insel im Nichts“ schließlich den Beginn der Reihe *Sternenlicht*.

„Man schreibt das Jahr 3166. Seit den verhängnisvollen Kriegen gegen die Frogs sind über hundert Jahre vergangen. Das Staatsgebilde der Menschheit, die von kühnen Raumpionieren erschlossene Raumbugel, ist in eine Vielzahl von kleineren Reichen zerfallen oder wird von Hasardeuren und Piraten beherrscht. Eines der aufstrebenden neuen Reiche ist die Sternenlicht Vereinigung mit der Hauptwelt Tyros. Die Vereinigung sieht sich in der politischen und kulturellen Nachfolge der Menschheit vor dem Erscheinen der Frogs, die ebenso plötzlich und geheimnisvoll wieder von der kosmischen Bildfläche verschwunden sind, wie sie kamen.“

Im Gegensatz zu einer klassischen Serie hat sich Schreiber dazu entschieden, nicht nur auf ein Raumschiff und eine Crew zu setzen, sondern lediglich einen Rahmen zu stellen: Die Sternenlicht Vereinigung hat zwölf gigantische Kreuzer ausgesandt, das unbekannte All zu erforschen. Jeder dieser Großraumer führt vier bis sechs Schiffe der Orion-Klasse mit sich. Durch dieses Konzept steht jeder Roman bzw. jede Crew für sich, bietet mit dem Rahmen und der Hintergrundgeschichte der Fernsehserie jedoch auch ein detailliertes Universum, das mit jeder neuen Geschichte dichter wird. Diese Freiheit wissen die Autoren zu schätzen. Nachdem Hoffmann mit dem Startschuss „Insel im Nichts“ bereits seinen Abschied nahm, erschienen bislang fünf weitere Romane von vier Autoren. Mag der selbstironische und hemdsärmelige Ton der Ur-Serie bei jedem Roman die Grundlage bilden, so gingen die Autoren auf unterschiedliche Weise an den Stoff heran. Johannes Anders verpasst in „Rücksturz nach Tyros“ und „Storm“ mit der Halbandroidin Storm, rasanter Action und einer Prise Tarantino jeder *Raumpatrouille*-Patina eine Frischzellenkur, während gerade diese mit „Der Fehler im System“ von Peter R. Krueger ausgiebig gepflegt wird. Der fünfte Band „Parsifal“ von Joachim Stahl setzt auf eine Rettungs-Mission mit opernhafem Aufbau, während „Wanderer“ von Erik Schreiber mit einer scheinbar verlassenen Biosphäre im besten Sinn klassisch angehauchte Science-Fiction bietet.

Das Vorhaben einer Verneigung vor der Kultserie (inkl. zahlreicher Anspielungen), ohne jedoch einen müden Abklatsch zu liefern, haben die Autoren bislang gut gemeistert. Man darf gespannt sein, welche neuen Märchen von Über-Übermorgen uns noch erwarten.

Bisher erschienen:

„Sternenlicht 1: Insel im Nichts“ (Horst Hoffmann)

nicht mehr erhältlich

„Sternenlicht 2: Rücksturz nach Tyros“ (Johannes Anders)

ISBN: 978-3-96286-047-9, 182 Seiten, 13,- €

„Sternenlicht 3: Storm“ (Johannes Anders)

ISBN: 978-3-96286-049-3, 168 Seiten, 13,- €

„Sternenlicht 4: Der Fehler im System“ (Peter R. Krueger)

ISBN: 978-3-96286-051-6, 160 Seiten, 13,- €

„Sternenlicht 5: Parsifal“ (Joachim Stahl)

ISBN: 978-3-96286-054-7, 196 Seiten, 13,- €

„Sternenlicht 6: Wanderer“ (Erik Schreiber)

ISBN: 978-3-96286-055-4, 188 Seiten, 13,- €

„Sternenlicht 7: Feinde des Lebens“ (Johannes Anders)

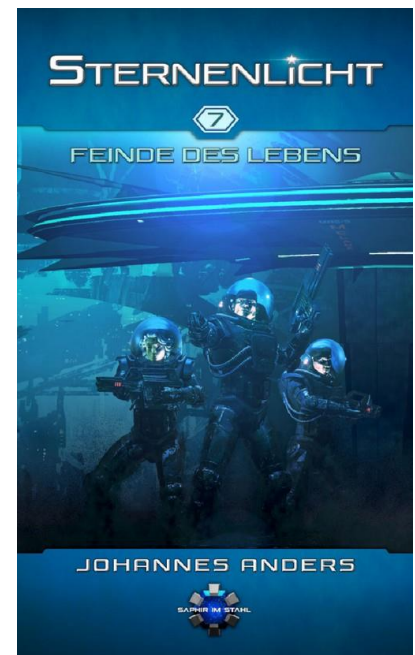
ISBN: 978-3-96286-060-8, 190 Seiten, 13,- € – *erhältlich ab 01.11.2021*

„Sternenlicht 8: Verräter an Bord“ (Johannes Anders)

ISBN: tba, ca. 190 Seiten, 13 € – *erhältlich ab 01.02.2022*

Alle Titel erschienen auch als E-Book.

Weitere Infos: <https://www.saphir-im-stahl.de/>

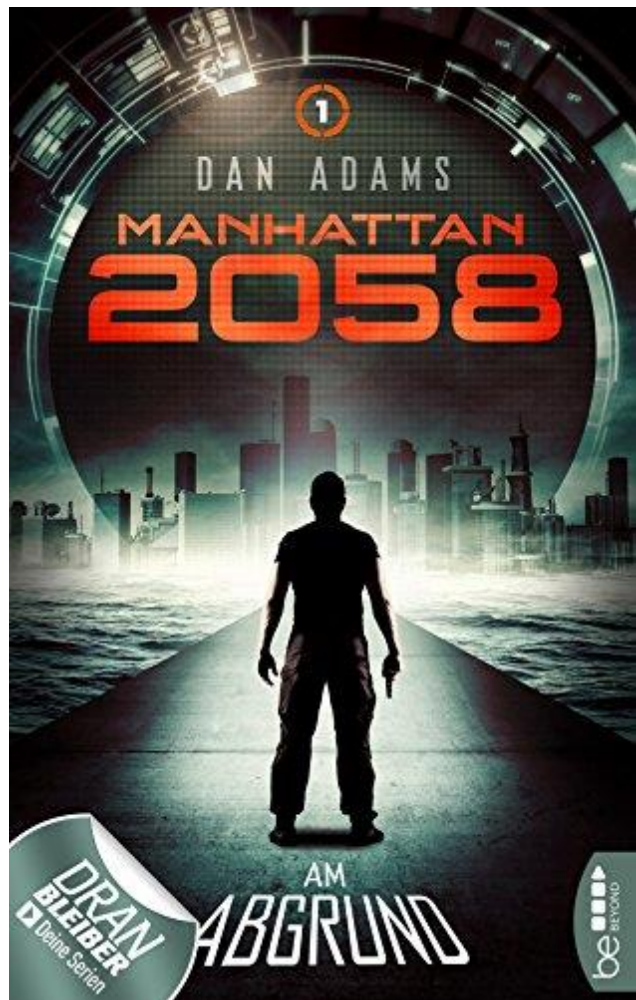


© Saphir im Stahl

Manhattan 2058: Mike Quillan im Interview

EIN BEITRAG VON SARAH LUTTER

In dieser Ausgabe kamen bereits einige Autorinnen und Autoren zu Wort. Doch was haben eigentlich die Protagonisten der Abenteuer zu sagen? Wir verzichteten im Falle von „Manhattan 2058“ darauf, den Chronisten Dan Adams zum Gespräch einzuladen, und schickten Weltenportal-Reporterin Sarah Lutter nach Manhattan (und durch die Zeit), um sich mit Detective Mike Quillan zu unterhalten.



© Bastei Lübbe AG

Aus Sicht deiner Zeit, welches ist die abstruseste Vorstellung, die in Büchern unserer Zeit über deine Zeit niedergeschrieben wurde?

Ich glaube jede Utopie, in der ein friedliches Miteinander der Menschheit dargestellt wird, ist abstrus. Wir sind nicht so. Leider. Gier, Neid, Hass, Intoleranz haben uns von Anbeginn begleitet und werden wohl irgendwann auch unser Untergang sein.

Ich hoffe natürlich, dass ich mich irre und wir diesen Teufelskreis mal durchbrechen können. Ich hätte nichts dagegen. Wäre mal eine schöne Abwechslung zu Krieg und Terror.

Auf welches technische Hilfsmittel möchtest du bei deinen Einsätzen in „Manhattan 2058“ nicht verzichten?

Was ich tatsächlich gar nicht missen möchte ist meine Air C Duck. Das Ding ist zwar alt, bringt mich aber überall hin und abgestürzt bin ich damit auch noch nicht. **zwickert**

Air Cars sind schon eine tolle Erfindung. Mit dem Auto zu den Einsätzen zu fahren kann ich mir gar nicht vorstellen. Bei den verstopften Straßen in New York würde das eine Ewigkeit dauern.

Welche Organisation ist für dich hinterhältiger, LaMaar oder Black Guard?

Blick verfinstert sich Für mich persönlich – die Black Guard, du kennst den Grund. Die hinterfragen nie einen Befehl, egal wie beschissen er auch ist und egal, welches Leid sie anderen damit zufügen.

Aber LaMaar ist auch nicht besser. Die werden von ihrer Geld- und Machtgier getrieben, dabei scheint es keine Grenzen zu geben.

Die Welt scheint innerhalb von Tagen auf einen großen Crash zuzusteuern. Du wirst bei deinen Einsätzen immer wieder verletzt. Welcher Gedanke treibt dich an?

Das sind wohl persönliche Gründe, würde ich sagen. Emilia hat es verdient, dass ich für sie kämpfe. Vielleicht will ich auch etwas gut machen. Nimm die Antwort bei Frage 7. Ich glaube, da findest du meine Motivation.

Wenn du die Möglichkeit hättest, wie würdest du deine Stadt säubern?

Du, da sehe ich keine Möglichkeit, außer so wie wir es gerade machen. Jeden Tag aufstehen und dem Irrsinn entgegen zu treten.

Sicher könnte man eine Bombe auf New York werfen, oder auf jede andere große Stadt, um dem Verbrechen Herr zu werden. Aber das wären Methoden wie sie die Black Guard verwenden würde und das würde mir im Traum nicht einfallen.

Also weitermachen und sich nicht über den Haufen schießen lassen.

Könntest du dir eine Zukunft ohne Technik vorstellen?

Ich denke eine Zukunft ohne Technik würde das Ende der Menschheit bedeuten. Die Natur würde einfach über uns hinwegrollen und wir würden verschwinden. Nur eine Fußnote in der Geschichte der Erde. So wie die Dinosaurier. Wir dürfen uns aber nicht beschweren, schließlich haben wir das selbst verschuldet – für mehr und höhere Profite haben wir den einzigen Planeten kaputt gemacht auf dem wir leben können. Das war ganz schön blöd. Und trotzdem habe ich die Hoffnung nicht aufgegeben, dass die Technik vielleicht irgendwann auch was von dem wieder reparieren kann, was zuvor kaputt gemacht wurde. Es braucht nur den Willen sie dafür einzusetzen und diesen Willen sehe ich gerade leider nicht.

Welche Entscheidung bereust du am meisten?

Tja, ich bereue, dass ich nicht auf Emilia aufgepasst habe und zu blind war um zu sehen, dass sie Hilfe gebraucht hätte. Sie hat mich nie darum gebeten, aber wenn ich im Nachhinein eins und eins zusammen zähle, hätte ich es sehen müssen. Das lässt mich manche Nacht nicht schlafen und dann sehe ich mir ihr Foto an.

Solltest du, bevor du das nächste Mal in ein Air C steigst, vielleicht noch einmal Flugunterricht nehmen?

Also, das ist eine Frechheit. **Mike grinst**. Ich bin ein toller Air C Pilot, ja. Ich bin nur einmal abgestürzt. Das zweite Mal war Absicht. Wenn irgendjemand mal Flugstunden nehmen sollte, ist das Liberty. Sie fliegt dermaßen crazy, dass mir jedes Mal das Essen hoch kommt. Aber sag ihr das bloß nicht.

Welche Technologie, die du bei deinen Abenteuern entdeckt hast, war die menschenunwürdigste?

Das kann ich nicht sagen, ohne deinen Lesern zu viel zu verraten. Aber jeder der Manhattan 2058 gelesen oder gehört hat, wird sicher wissen was ich meine. Ich kann nur verraten, dass es sich auf die Daten bezieht, die Rynn in ihrem Kopf transportiert hatte. Das war grausam und zeigt wie perfide die Wissenschaft sein kann.

Hast du „Manhattan 2058“ abschließend gesäubert oder gibt es noch mehr zu tun?

Hast du dir die Stadt mal angesehen? Hier passiert so viel Mist, da kannst du nicht die Füße auf den Tisch legen und einfach weggucken. In Staten Island habe ich das viel zu lange gemacht. Aber hier, in Brooklyn, oder Manhattan, kann ich das nicht. Hier leben nicht nur Kriminelle, sondern auch viele gute Leute, die einfach nur rumkommen wollen. Die müssen wir beschützen. Klingt pathetisch, aber genauso ist es.

*Redaktioneller Hinweis: „Manhattan 2058“ ist eine Serie, die als E-Book bei **beBEYOND** und als Hörbuch bei **LübbeAudio** erschien. Wir bedanken uns herzlich bei Dan Adams für dieses experimentelle Interview.*

Über die Serie:

In einer finsternen Zukunft sucht ein Cop nach Vergeltung ... doch wer ist der wahre Feind?

New York, 2058: Hochwasser, Umweltverschmutzung, Überbevölkerung und Kriminalität bedrohen die Metropole. Ein Bürgerkrieg schwelt in den Vereinigten Staaten, und die Politik ist von mächtigen Konzernen korrumpiert.

Polizist Mike Quillan macht die Terrororganisation Phoenix Rising für den Tod seiner Verlobten verantwortlich. Doch dann kommt er dem Geheimdienst Black Guard in die Quere - und entdeckt eine Verschwörung, die ihm sämtliche Gewissheiten nimmt ...

Bisher erschienen:

- Folge 1: Am Abgrund
- Folge 2: Die Rebellin
- Folge 3: Die Vergessenen
- Folge 4: Der Verrat
- Folge 5: Im Fadenkreuz
- Folge 6: Lockdown

Zusätzlich erschien unter der ISBN 978-3-7325-7731-6 mit „Die komplette Serie“ ein E-Book-Sammelband, welcher die Folgen 1 – 6 enthält

Weitere Informationen:

https://www.luebbe.de/luebbe-audio/serien/manhattan-2058/id_6999059

DAS TREUHERZIGE FELLKNÄUEL

MONIKA GRASL

Kondra verkaufte in seinem Leben alles, was nicht niet- und nagelfest war. Fragte jemand nach dem zwielichtigen Händler, bekam er zu hören, dass dieser sogar seine eigene Uroma für ein paar Heller verscherbelt hatte.

Kondra selbst sah die Sache aus einem bedeutend anderen Blickwinkel: Er sorgte für Gesprächsstoff und bediente in der Zwischendimension ein Monopol. Er verkaufte treue Gefährten, welche ihrem neuen Besitzer nicht mehr von der Seite wichen. Ehrlicher Weise musste Kondra an dieser Stelle zugeben, dass manche ihr Herrchen fraßen und ihr Frauchen besprangen. Nun gut, das lag alles nicht mehr in Kondras Zuständigkeitsbereich, sobald die Kunden den Laden verlassen hatten.

Der untersetzte Dämon hätte jedenfalls sein Geschäft ebenso gut direkt in die Hölle verfrachten können. Satan scherte sich einen Dreck darum, wer welche Unternehmungen leitete. Allerdings musste Kondra insgeheim zugeben, dass er seine Ware nicht auf dem legalen Handelsweg von der Erde beschaffte. Er kaufte billig ein und das aus so ziemlich jeder Dimension, die sich durch eine blutmagische Beschwörung gerade öffnete.

Erst vor wenigen Tagen hatte sich ein solches Tor aufgetan und eine große Anzahl an grünen, gelben und blauen Eiern in seinem Geschäft hinterlassen. Seine Kammer befand sich in den Augen so vieler irgendwo am Arsch der Welt. Ein weiterer Umstand, der Kondra nicht großartig störte. Wer das Ausgefallene liebte und suchte, der fand ihn auf jeden Fall. Und Steuerhinterziehung kam in seinem Wortschatz ohnehin nicht vor. Wer sollte ihm also etwaige falsche Buchführungen vorwerfen wollen?

Besonders die Ansicht zu seinem Aufenthaltsort bewahrheitete sich in dieser Stunde, als meine Wenigkeit die Schwelle der muffigen Kammer überschritt. Binnen weniger Sekunden wurde mein Hirn von einem bestialischen Gestank überflutet. Angewidert rümpfte ich die Nase und zog ein missmutiges Gesicht. Warum ich ausgerechnet hier nach einem neuen Haustier für Satan Ausschau halten sollte, erschloss sich mir beim besten Willen nicht. Es existierten weit zuverlässigere Händler als Kondra.

Der grauhäutige Dämon erspähte mich sogleich, wischte sich die Hände an einer verdreckten Schürze ab und trat näher. Eine weitere Woge üblen Gestanks schlug mir entgegen. Immerhin ahnte ich jetzt, woher der Geruch stammte: Sie entstieg den Poren des Wesens. Das bedeutete noch lange nicht, dass Kondras Ware nicht einen ähnlichen Mief verströmte.

„Ah, die Frau Abgesssandte! Ich hatte sssschon nicht mehr mit dir gerechnet.“ Kondra bemühte sich bei den Worten, ein Lächeln zu zeigen. Ich hätte es begrüßt, dieses nicht zu sehen. Ein zahnloser Mund offenbarte sich und die gespaltene Zunge kratzte bei den S-Lauten unangenehm in meinen Ohren.

„Kondra, hast du, worum Satan gebeten hat?“

Der dämonische Händler, mit seiner vermeintlichen Tierware, trat näher heran und nickte heftig. Ich ignorierte die Geste und sah mich stattdessen im Laden um. Im Grunde spottete diese Bezeichnung jeglicher Beschreibung. Ein paar Bretter befanden sich an den Höhlenwänden, die armdicken Kerzen konnten trotz ihrer Vielzahl nicht jeden Winkel ausleuchten und irgendwo in der Dunkelheit ertönte ein Schaben und Kratzen. Den Ursprung dessen wollte ich nicht ergründen, somit schielte ich zu dem Inhaber hinunter. Ich überragte ihn um gute zwei Köpfe, was in der Zwischendimension nichts bedeutete. Hier wurden wir alle von der Last der Schwerkraft niedergedrückt.

„Dann zeig mal her“, forderte ich letztlich, da ich so schnell wie möglich diesen Ort verlassen wollte.

Kondra ließ sich dies nicht zweimal sagen, wandte sich ab und bedeutete mir, ihm zu folgen. Eigentlich hegte ich gegen dunkle Höhlen keine Abneigung, bei Kondra herrschte jedoch ein unablässiges Zwielicht vor. Alleine dieses brachte meine Augen zum Tränen. Insgeheim schwor ich mir, zum letzten Mal einen Fuß in diese Absteige gesetzt zu haben. Allerdings hatte ich diesen Eid bereits zweimal zuvor geleistet. Am Ende stand ich immer wieder hier und holte ein neues Haustier für Satan ab. Der Regent zeigte aus mir unbekanntem Gründen ein Faible für ausgerechnet diesen Händler.

„Ich habe wasss ganz Speziellsss. Ein neuesss Ei.“

Mir entfuhr ein frustriertes Seufzen. Mittlerweile stieg mir beim Wort *Ei* die Galle hoch. Kondras Ware verhielt sich wie er: Einer Überraschung gleich, und alles war in einem Ei eingeschlossen. Egal aus welcher Dimension es der Dämon anschleppte. Das einzig Hübsche daran waren die glänzenden Schalen. Obsidian, Amethyst, Rubine und vieles mehr an Edelsteinen bildeten die Außenhaut. Der Inhalt hingegen versprach nicht zwangsläufig etwas Derartiges. Manches versuchte wahrlich den neuen Eigentümer mit Haut und Haaren zu verschlingen. Hinzu kam, dass die Eier erstmal ausgebrütet werden mussten. Mir war es dabei schon passiert, dass während solcher Brutversuchen meine Haare in Flammen aufgingen. Das erklärte meinen aktuellen ausgefransten Kurzhaarschnitt, der von der letzten derartigen Situation rührte.

„Willssst du essss ausssssbrüten?“

Verunsichert fuhr ich mir über die blauen Strähnen und beschloss das Risiko einzugehen.

„Pack es ein, ich nehme es mit und kümmere mich darum. Hast du eigentlich eine Ahnung, was sich hinter der Schale befindet?“

Bei manchen Eiern kannte Kondra das ausgeschlüpfte Tier bereits. Stammten die Eier aus immer der gleichen Dimension und dem gleichen Farbschema der Außenhülle, ließ sich ein Muster erahnen. Garantie stellte das natürlich keine dar und das betonte Kondra bei jedem Verkauf.

„Nicht genau. Dassss letzte Mal habe ich vor drei Jahren aussss der Dimenssssion etwassss gekauft. Kann alssso alles und nichtssss ssssein. Für leere Eier übernehme ich keine Rückerstattung.“

Hätte mich auch gewundert, und das Wort *Rückerstattung* kam ihm erstaunlich flüssig über die Lippen. Ging es ums Geld, schwang sich Kondra zu wahren Höhenflügen auf. Ich verfolgte indes, wie er das bernsteinfarbig gesprenkelte Ei in eine Kiste verpackte. Der Behälter besaß das Doppelte an Größe und wog mehr als das Ei. Immerhin musste ich mich nicht mit einem ebenso vollen Geldbeutel herumschlagen. Die Bezahlung war das Einzige, was Satan mit dem Dämon persönlich erledigte.

Mit dem zukünftigen Haustier unterm Arm verließ ich die Kammer und trat auf den silbernen Weg hinaus. Ich folgte der Strecke nach links und bewegte mich über Spiralen hinweg immer weiter in die Tiefe. Der Verlauf wurde zu beiden Seiten von einem mattschimmernden Glühen erhellt. Kacheln auf dem Boden strahlten ein unablässiges rotes Leuchten aus und alle paar Meter ragte ein Arm aus der felsigen Wand. Die knöchrigen Extremitäten hielten kleine Schilder und wiesen so auf die nächstgrößeren Eingänge hin, welche in einem grellen Gelb pulsierten. Bei den Lichtquellen handelte es sich um Portale in andere Welten, Zeitalter und Dimensionen. Die Kulturen und Völker fanden bei mir lediglich einen bedingten Anklang. Vordergründig hing meine Abneigung mit den Tieren aus diesen Reichen zusammen. Entweder sie wollten Satan umbringen oder hatten es auf Lilith abgesehen. In beiden Fällen war ich am Ende dafür zuständig, sie zu Kondra zurückzuschaffen und mit ihm über die Rücknahme zu streiten. Ich muss kaum erwähnen, welch unsinniges Unterfangen dies jedes Mal darstellte. Bereits jetzt sah ich mich mit solch einer Situation konfrontiert. Dass es am Ende anders kam, konnte ich zu dem Zeitpunkt noch nicht wissen.

Ich legte das Ei in der Nähe der Wärmequelle ab. Kondras Handhabung, die sensible Hülle einfach unter eine Lavalampe zu stellen, hatte bereits zu vielen unliebsamen Überraschungen geführt. Abgesehen davon ging ich davon aus, dass meine Methode mehr Erfolg aufwies. Ab jetzt hieß es jedoch warten und hoffen, dass aus dem Ei etwas

schlüpfte. Und falls ja, blieb die spannende Frage, wozu es sich am Ende handelte.

Währenddessen setzte ich mich an den Tisch neben der Wärmequelle. Diese bestand aus einem Lavastein, der über eine mechanische Pumpe aus dem Erdkern gespeist wurde. Der Stein beheizte zugleich meine geräumige Kammer, die sich im siebten Höllenkreis befand.

Gelegentlich warf ich von der Kosten-Nutzenrechnung einen Blick auf das Ei. Noch hatte sich kein Riss in der Schale gebildet. Es würde geschätzt einen Tag dauern, ehe die Hülle aufbrach und ihr geheimnisvolles Inneres offenbarte. Bei all dem Ärger mit den Haustieren im Nachhinein fand ich diesen Aspekt einigermaßen berauschend. Das Warten und die damit verbundene Ungeduld ließen mich den Empfindungen der gewöhnlichen Menschen näherkommen. Ohne Satans Optimismus wäre ich niemals in den Genuss solch eines Gefühls gekommen. Wenn es um die Aufzucht der Tiere ging, vertraute mir der Regent blind.

Als Abgesandte Satans zog sich mein Arbeitstag zumeist über mehrere Stunden, womit es nicht immer einfach war, alles unter einen Hut zu bekommen. Oder wie in meinem Fall, alles unter die vorhandenen zehn Klauen.

Da sich die Rechnungen nicht von alleine erledigten, wandte ich mein Hauptaugenmerk einmal mehr den Unterlagen zu. Die Tastatur klapperte unter meinen Nägeln. Die Zeiten von Feder und Pergament in der Hölle lagen längst zurück. Heute regierten moderne Schreibgeräte, deren Betrieb durch die Wärmespeicher der Lavasteine gesichert wurde. Allerdings wusste niemand, wie lange es bis zum nächsten Absturz des Programms dauerte. Dann blieb mir erst wieder nichts anderes übrig, als die vielen Zahlen der ankommenden Seelen und deren Verpflegungskosten per Hand aufzuschreiben.

An diesem Abend ereignete sich der Programmabsturz kurz nach dem Start, wodurch ich bereits nach einer halben Stunde mit Pergament, Feder und Rechenschieber dasaß. Dazwischen wendete ich immer wieder das Ei, befühlte die Schale und stieß einen Seufzer aus.

Noch war nichts geschlüpft. Mitten unter der Abrechnung gestalteten sich die Schlüpfungen alles andere als hilfreich. Die Schale verursachte jedes Mal einen klebrigen Rückstand sowohl auf der Ablage als auch den Händen und mitunter einen Brand oder eine Explosion.

Nach drei weiteren Stunden des Rechnens und sinnlosen Wartens auf das Aufbrechen der Schale beschloss ich, dass es für heute reichte. Ich begab mich zu Bett, schloss die Lider und lauschte schon nicht mehr dem Knacken, welches wenig später folgte.

Erst ein tiefes Schnauben und ein seltsam hohes

Geräusch rissen mich aus einem angenehmen Traum. Schlagartig öffneten sich meine Augen. Ich setzte mich auf und war sofort hellwach, als ich die Abrechnungen in Flammen stehen sah. Eine kleine Feuerwalze bewegte sich über den Tisch und die Unterlagen. Daneben saß hingegen das absonderlichste Wesen, welches jemals aus einem Ei geschlüpft war.

„Was ist das?“

Da niemand mit mir im Zimmer war, bekam ich dementsprechend wenig Antwort. Lediglich ein Fauchen ertönte. Im Gegensatz dazu standen die kugelrunden schwarzen Pupillen, welche mich fixierten. Mit derart Trivialem konnte ich sehr gut leben. Vollends unbegreiflich waren mir jedoch die beiden Flughäute, welche aus dem Rücken ragten. Strahlend wie die Sonne erstreckten sich die Schwingen auf einer Spannweite von jeweils einem halben Meter. Hätte vor mir ein Drache gesessen, wäre der Anblick im Grunde ganz normal gewesen. Faktisch saß auf meinem Schreibtisch allerdings ein kleines Fellbündel mit spitzen Ohren, einer herzförmigen Nase und einem bräunlich-weißen Fell. Dieses stand in alle Richtungen ab, als stünde das Tier unter Strom. Gelegentlich scharrte es mit überlangen Krallen über die Unterlagen, was mich aus dem Bett hechten ließ.

Sonderlich elegant wirkte das allerdings nicht, denn gleich nach dem ersten Sprung knallte ich auf den harten Boden der Realität. Dabei überkam mich der Eindruck, als lachte die Katze mich aus. Denn ja, genau das saß in meiner bescheidenen Kammer: Eine geflügelte Katze.

Dass dieses Wesen noch weit andere Gaben besaß, ahnte ich an diesem Tag noch nicht. Dafür sah ich mich mit Katzenhaaren, Urin und Häufchen in meinem Gemach konfrontiert. Dass von Satan herzlich wenig Hilfsbereitschaft kam, muss ich wohl kaum erwähnen. Dies änderte sich erst an jenem verhängnisvollen Tag ein Jahr nach der Schlüpfung der geflügelten Katze.

Mittlerweile war ich an die ständige Begleitung gewöhnt. Entweder flatterte Gorgo um mich herum oder er rannte wie jedes gewöhnliche Tier neben mir. Manchmal sogar bei Fuß, wobei ich mir bis heute nicht schlüssig bin, ob dies einem Zufall glich oder von Gorgo beabsichtigt war. Er hielt jedenfalls die Dämonen auf diese Art in einem gebührenden Abstand zu mir. Hätte ich es nicht besser gewusst, wäre mir in den Sinn gekommen, dass Gorgo eifersüchtig auf andere Wesen reagierte. Er hasste es, mich zu teilen und zwar ganz gleich, mit wem. Sogar Satan hatte er einmal angefaucht, weshalb mein Vorgesetzter den geflügelten Kater nicht in seiner Nähe wünschte.

Wie so oft waren der treuherzige Gorgo und ich also unterwegs, heute auf dem Weg zu den

Unterkünften im vierten Höllenkreis. Bereits seit drei Jahren herrschte hier eine beständige Säumigkeit hinsichtlich der Zahlungsmoral vor. Im Grunde konnten die Dämonen alles als Währung für Satan einsetzen. Gold, Silber, Edelsteine, Metalle oder die Seele von verstorbenen Angehörigen. Letzteres bevorzugte der Regent insbesondere für seinen stetig wachsenden Hofstab.

Meine pechschwarzen Iriden verfolgten auf dem Weg durch den Höllenkreis, wie Gorgo vor mir herlief. Der geflügelte Kater erschien mir heute besonders unruhig. Häufig hatte ich diese Stimmung bei ihm in den vergangenen Monaten mitangesehen. Seine Treuherzigkeit mir gegenüber übertraf die aller vorangegangenen Haustiere. Eigentlich konnte ich nicht mal mehr guten Gewissens behaupten, das Tier gehöre Satan. Der Regent hatte es einmal gesehen, unmittelbar nach der Schlüpfung. Seine Begeisterung war verhalten ausgefallen und so wurde Gorgo zu meinem stetigen Begleiter.

Oftmals erschallten bereits von Weitem so manche Begrüßungen an meine Ohren. Doch nicht heute. Hier im vierten Höllenkreis wurden Abgesandte Satans keineswegs mit offenen Armen empfangen. Viele der ansässigen Dämonen sahen in solchen wie mir Verräter. Wesen, die andere mit ihrer Wortgewandtheit überlisteten und sich mit dem Regenten gut stellten, um eigene Verfehlungen erfolgreich zu vertuschen.

Dass mir dieser Gedanke just durch den Kopf ging, als aus einem Seitenweg heraus eine Klinge aufblitzte, kann man getrost als Ironie bezeichnen. Blitzartig trat ich zurück. Der Angreifer stolperte an mir vorbei, trat Gorgo auf den Schwanz und führte damit eine Kettenreaktion herbei, die ich nie für möglich gehalten hätte.

Schockiert verfolgte ich, wie der Kater jäh die Flügel spreizte und sich nach mehreren Schlägen in die Luft erhob. Mir lief es eiskalt den Rücken hinab. Ein ungutes Gefühl beschlich mich und förderte die erste Begegnung mit Gorgo an die Oberfläche. Noch während sich das Bild vor meinen Augen aufbaute, wusste ich, was ich damals übersehen hatte: Das kleine Feuer.

Ein warnender Ruf lag auf meiner Zunge. Alleine, die Worte wollten meinen Mund nicht verlassen und zudem bekam ich einen Stoß in den Rücken. Ich fuhr herum und legte die Hand um den Dolchgriff, der an meinem Gürtel hing. Eine massige Kreatur stand mir gegenüber. Eiternde Wunden bedeckten den blanken Körper und verströmten einen Übelkeit erregenden Gestank.

Ich reagierte in dem Augenblick zu spät, Gorgo handelte dagegen weit schneller. Der Kater schwebte knapp über dem Deckengewölbe. Die kleine Nase blähte sich auf, unter dem Fell zeichnete sich ein rötliches Licht ab und dann passierte es.

Eine Flamme züngelte aus dem niedlichen Tierchen, das nun nichts mehr mit einem treuherzigen Haustier verband. Vielmehr geriet Gorgo in einen wahren Rausch des Feuers. In alle Richtungen spie er es aus, mit jedem Herzschlag wuchs der rötliche Schein an, der aus seinem Maul drängte.

Geistesgegenwärtig warf ich mich in den nächsten Seitengang, als vom Hauptweg herannahende Schreie ertönten. Ich riskierte einen Blick und wurde Zeuge davon, wie eine einzige geflügelte Katze fünfzig bewaffnete Dämonen binnen weniger Sekunden einäscherte. Der Gestank von verbranntem Fleisch wehte heran. Es war weniger dies als vielmehr die Aktion selbst, welche mich zum Würgen brachte.

Während ich meinen Mageninhalt im Seitengang des vierten Höllenkreises hervorholte, bemerkte ich aus dem Augenwinkel einen Schatten. Ganz langsam löste sich dieser aus der Dunkelheit. Die Gestalt nahm an Kontur an und mir stockte der Atem.

Satan stand breit grinsend vor mir, warf einen Blick auf den Hauptweg und nickte relativ gelassen. „Meine treue Abgesandte, es scheint, als hättest du ein ebenso treues Fellknäul an deiner Seite. Ich muss ja sagen, Kondras Eier bergen immer sehr obskure Inhalte. Das allerdings übertrifft es. Eine geflügelte, feuerspeiende Katze.“

Ich wusste darauf nichts zu erwidern. Natürlich war mir die Austauschbarkeit von Satans Untergebenen nicht fremd, mit einer derartigen Gleichgültigkeit hatte ich allerdings nicht

gerechnet. Nicht bei einer so hohen Todesrate binnen weniger Sekunden. Der Umstand machte es nicht besser, dass Gorgo in dem Augenblick heranflatterte und seinen Kopf liebevoll gegen meinen stieß.

„Ich denke, du bist soweit und kannst dich in Zukunft auch um den ersten Höllenkreis kümmern. Säumige Zahler dulde ich nicht. Und ein kleines Feuer wird sie dran erinnern, wer der Herrscher der Hölle ist.“

Gorgo stieß ein Mauzen aus, als wollte er damit sagen, dass er dieser Herrscher war. Ich behielt den Gedanken wohlweislich für mich.

Trotzdem, ein sonderbares Gefühl bleibt, wenn ich seit dem Vorfall mit Gorgo bei Satan auftauche. Beinahe kommt es mir vor als wüsste der Regent, dass die wahre Macht diesem absonderlichen Tier gehört. Doch sicherlich handelt es sich um eine Einbildung, denn Gorgo weicht seitdem erst recht nicht mehr von meiner Seite.

Und die Dämonen? Überraschenderweise stehen viele mit ihren Abgaben zum Monatsersten bereits vor meiner Tür. Sie werden doch keine Furcht vor einem kleinen geflügelten Kater hegen? Einem, der - zugegebenermaßen - an schlechten Tagen schon mal die Einrichtung in Brand steckt. Aber das ist eine andere Geschichte.

~ ~ ~

Erstveröffentlichung 2021

Monika Grasl, wurde 1986 in Wien geboren und lebt noch heute mit ihrem diabolischen Kater in der Stadt, die bekannt ist für Sachertorte und große Künstler. Nach ihren technischen Ausbildungen fand sie den Weg zum Schreiben über erste Anthologie Veröffentlichungen. Sie bewegt sich mit ihren Geschichten mittlerweile in den Genres Urban Dark-Fantasy, Thriller, Mystery und Historie. Weitere Informationen unter: <https://hoellenkueche.wixsite.com/monika-grasl>

REGEN (VOLKER DORNEMANN)

Seit Jahren hatte es in der Gegend nicht mehr geregnet. Dass nun diese Wolke am Horizont auftauchte, erschien Mel wie ein Wunder. Groß war sie und dick und grau, voll mit erfrischendem Nass! Und sie bewegte sich in Richtung seiner Farm.

Mel wollte jedoch nicht so lange warten, stürmte aus dem Haus und rannte ihr über das freie Feld entgegen.

Jetzt war sie fast über ihm. Nur noch ein paar Schritte.

Der erste Tropfen fiel auf seinen Arm und fraß sich durch Haut und Fleisch bis auf den Knochen.

DER MEISTER IST TOT J. J. McBLACK

Unruhig. Hektisch. Chaotisch. Jedes dieser Worte passte zur kurzfristig einberufenen Versammlung des Clans.

Alles befand sich in heller Aufregung und das nicht ohne Grund. Graf Dracula war tot! Die Nachricht ereilte sie letzte Nacht. Ein Schock für die Clans, für alle Vampire.

Alle Mitglieder des Clans waren in der großen Halle versammelt. Auch Lucy Westenra, die die Szenerie um sich herum wie in Trance wahrnahm.

Dracula ... Vlad ist tot, dachte sie. Noch immer konnte sie nicht begreifen, was geschehen war und erst recht nicht, was es für sie alle bedeutete. Eine Träne bahnte sich den Weg über ihre Wange. Die Vampirin wischte sie verstohlen weg, niemand sollte sie hier weinen sehen.

Sie gehörte zu den wenigen, die den großen Graf Dracula als *Vlad* gekannt hatten. Der einstige Hexenmeister, den ein missglücktes Experiment in den allerersten Vampir verwandelte. Dessen Blutdurst und Einsamkeit ihn dazu zwangen, andere seiner Art zu erschaffen. Sein Blut war der Ursprung ihrer aller Existenz.

Gerade für Lucy war er nicht nur das Oberhaupt der Vampire gewesen, sondern ein Freund und Vertrauter.

Vlad ...

„Ruhe!“, tönte Rados laute Stimme plötzlich durch die Halle. Schlagartig verstummten alle Anwesenden.

Der Anführer des Clans stand auf der Galerie und blickte auf die anderen herab.

„Was wir nie für möglich hielten, ist nun geschehen. Unser Meister Dracula ist in der vergangenen Nacht gestorben. Heimtückisch ermordet, enthauptet, durch Agenten des *Intelligentia Sanctus*. Dafür werden wir uns rächen!“

Die Vampire brüllten ihm zur Bestätigung mit erhobenen Fäusten entgegen.

„Dieser Mord ist eine Kriegserklärung an uns alle. Wenn sie Krieg wollen, dann werden sie ihn auch bekommen!“

Wieder riefen ihm die Vampire vereint ihre Bestätigung zu.

Lucy durchfuhr ein Schauer.

Ist das euer einziger Gedanke? Rache?

Auch in ihr kochte die Wut, auf die Agenten, auf den *Intelligentia Sanctus*. Dennoch empfand sie es als wichtiger, herauszufinden, wie es den Agenten überhaupt gelingen konnte, den mächtigsten aller Vampire zu töten.

„Bevor wir Vergeltung üben können“, setzte Radu seine Ansprache fort, „brauchen wir ein neues Oberhaupt. Morgen Nacht wird es ein Treffen aller

Clan-Anführer geben. Dann werden wir über die Nachfolge des Meisters beraten. Seid euch gewiss, dass wir auch in dieser unsicheren Zeit eine Einheit sind.“

Mit einem kurzen Nicken machte Radu deutlich, dass seine Rede beendet war.

Hektisches Getuschel brach aus, als der Clan-Chef die Galerie verließ.

Eine Einheit, dachte Lucy verächtlich. In ihrer Vorstellung sah sie bereits, wie die Anführer bei ihrer Zusammenkunft um die Nachfolge Draculas stritten. Wahrscheinlich würde ein Krieg unter den Clans ausbrechen, die Vampire schlachteten sich gegenseitig und der *Intelligentia Sanctus* hätte sein Ziel erreicht, alle Vampire auszulöschen. Genau das war wohl das Ziel von Draculas Ermordung gewesen.

„Hey, Westenra!“ Lucy fuhr herum.

Aus der Menge der noch immer aufgeschreckten Vampire drängelte sich ein ihr bekannter Blondschof.

Der hat mir gerade noch gefehlt, dachte Lucy und rollte mit den Augen.

„Corvin“, sagte sie trocken.

Sie mochte ihn nicht besonders. Wenn er mit ihr redete, beschlich sie immer das Gefühl, er nähme sie nicht ernst und fühle sich ihr überlegen. Außerdem war er ihr viel zu fanatisch, folgte oft blind den Anweisungen Rados. Wahrscheinlich würde er sich als einer der Ersten in den Kampf um Draculas Nachfolge stürzen.

„Na“, sagte Corvin grinsend, „was glaubst du, wer Dracula auf den Thron folgen wird?“

„Als ob das von Belang ist.“

Corvin stutzte. „Aber wir brauchen doch einen Anführer.“

„Kein Nachfolger wird auch nur ansatzweise wie er sein. Keiner von ihnen besitzt sein über Jahrhunderte angesammeltes Wissen oder seine Erfahrung. Siehst du das nicht, Corvin? Sie werden uns alle ins Verderben stürzen. Wir können uns nur selbst retten.“

„Was soll das heißen?“, fragte Corvin nun argwöhnisch.

„Vielleicht wird es Zeit für eine Veränderung“, meinte sie nur und ließ ihn einfach stehen.

Lucy Westenra traf eine Entscheidung: Der Weg, wie er den Clan-Anführern vorschwebte, war nicht ihrer.

Es vergingen Wochen, ohne dass es zu einer Einigung kam. Vielmehr stritten die Clan-Chefs immer heftiger um die Nachfolge, und die Stimmung unter ihren Anhängern wurde von Tag zu Tag aggressiver. Die beschworene Einheit drohte zu zerbrechen.

Lucy verfolgte die Entwicklung mit Sorge. Ein Krieg unter den Vampiren schien unausweichlich.

Ihr entgingen die Gespräche der anderen Clan-Mitglieder nicht, die mit ihr auf dem Anwesen lebten. Viele von ihnen waren zum Kampf bereit und willig, Radu auf den Thron zu helfen. In den anderen Clans herrschte eine ähnliche Stimmung. Jeder der Anführer beanspruchte die Nachfolge für sich. Das Machtvakuum, ausgelöst durch Draculas Tod, drohte zum Grab für ihre Art zu werden.

Lucy war sich bewusst, dass sie allein diesem Krieg nichts entgegenzusetzen hatte.

Sie verbrachte die Tage fast nur noch in ihrem Zimmer auf dem Clan-Anwesen und selbst nachts verspürte sie nur selten den Drang, es zu verlassen. Sie wusste, dass die anderen bereits darüber redeten. Die einst so blutrünstige und mächtige Lucy Westenra war gebrochen, nur noch ein Schatten ihrer selbst. Schwach, wehrlos, armselig. Sie hatten den Respekt vor ihr verloren. Für Lucy war das nur ein Grund mehr, dem Clan den Rücken zu kehren. Sie musste weg, noch bevor der Konflikt eskalierte.

Es geschah jedoch etwas Unerwartetes.

In der Dämmerung hatte ein Unbekannter ein Paket für Lucy Westenra abgegeben.

„Ein Bote hat das gebracht? Also ehrlich, wir leben im 20. Jahrhundert“, meinte Lucy und drehte das Paket misstrauisch.

„Mehr kann ich dir auch nicht sagen. Es ist an dich adressiert, aber von wem es ist...“

Corvin zuckte mit den Schultern.

Lucy sah ihn mit hochgezogener Augenbraue an.

Diese Nervensäge ...

„Was?“

„Das fragst du noch? Willst du mir zusehen, wenn ich das hier“, sie hielt das Paket mit einer Hand hoch, „öffne, um zu sehen was drin ist?“

„Ja, ich geh schon“, sagte Corvin leicht empört und verließ das Zimmer.

Lucy betrachtete den kleinen Karton in ihrer Hand. Sie entschloss sich, das Paket erst zu öffnen, wenn das Anwesen und der Clan weit hinter ihr lagen, und verstaute es in ihrer Tasche.

Nur noch ein paar Stunden und das alles ist Vergangenheit ...

Kurz vor Mitternacht brach die Hölle los. Wie Lucy schon befürchtet hatte, wurde ihr Clan von einem anderen angegriffen. Nun herrschte Krieg.

Das Foyer bot ein Bild des Chaos. Lucy hastete die Treppe aus der oberen Etage hinunter, vorbei an den Kämpfenden. Die Stufen waren vom Blut der Gefallenen rot gefärbt. Schüsse übertönten kaum die Schreie der Sterbenden.

Ich muss hier raus ...

Sie hatte das Ende der Treppe erreicht und rannte zur Tür.

„Wo willst du hin?“, brüllte ihr Corvin entgegen, der soeben seinen Dolch aus dem Brustkorb eines Widersachers zog.

„Das ist euer Krieg, nicht meiner!“, rief Lucy über den Kriegslärm hinweg.

„Dann bist du eine verdammte Verräterin.“ Corvin kam auf sie zu.

Lucy schob die Tür des Anwesens auf und rannte nach draußen.

Dort bot sich ihr das gleiche Bild: Vampire beider Clans kämpften verbissen miteinander, überall lagen tote Vampire.

Sie rannte los.

„Bleib stehen, Westenra!“, schrie Corvin, der ihr gefolgt war.

Lucy sah den blutgetränkten Dolch in seiner Hand und wusste, er würde sie töten.

Weg ... nur weg ...

In diesem Moment wurde Corvin von einem anderen Vampir angegriffen. Das war ihre Chance.

Das Anwesen war von einer Mauer umgeben. Lucy mied das Haupttor und rannte geduckt an der Mauer entlang. Die Kampfgeräusche verschwanden immer mehr im Hintergrund. Als sie den von Bäumen verborgenen Teil der Mauer erreichte, hielt sie einen Moment inne. In der Ferne hörte sie die kämpfenden Clans. Das war nur der Anfang. Schon bald würden sie alle gegeneinander Krieg führen. Lucy hatte immer geglaubt, dass die Gilde ihre Art ausrotten würde. Der *Intelligentia Sanctus* hatte ihnen regelrecht den Kopf abgeschlagen und nun zerfleischten sie sich gegenseitig.

Für ihren Clan galt sie nun als Ausgestoßene. Selbst wenn sie wollte, konnte sie nicht mehr zurück. Laut Corvin war sie eine Verräterin, die nichts anderes als den Tod verdiente.

Lucy atmete tief durch, bevor sie ohne große Probleme über die Mauer kletterte. Von nun an war sie auf der Flucht.

Sie lief die ganze Nacht, vermied die Dörfer in unmittelbarer Nähe und blieb in den Wäldern, um nicht aufzufallen. Als der Morgen langsam graute, suchte sie Schutz in einer Höhle. Neben dem Clan stellte Tageslicht die größte Bedrohung für sie dar.

Sonnenlicht fiel durch die Bäume auf den Waldboden.

Ihr war klar, dass sie jetzt einige Stunden in der Höhle ausharren musste.

Plötzlich erinnerte sich Lucy wieder an das Paket. Sie öffnete ihre Tasche und holte es heraus.

Wer hat mir das wohl geschickt?

Als ihr Messer vorsichtig durchs Papier glitt, kam zu ihrer Überraschung ein Brief zum Vorschein, auf dessen Umschlag ihr Name stand, sowie eine kleine Papierrolle. Offenbar war etwas darin eingewickelt.

Sie widmete sich zunächst dem Brief, dessen Wachssiegel deutlich das Wappen Draculas erkennen ließ. Ihre Aufregung stieg, als sie das Papier entfaltete und Vlads Handschrift sichtbar wurde.

Meine liebe Lucy,

schon länger hat mich der Gedanke umgetrieben, dass auch meine Existenz nicht ewig sein könnte. Wenn dich dieser Brief erreicht, bin ich bereits tot.

Für diesen Fall habe ich veranlasst, dass du mein Vermächtnis erhältst. Es ist nicht viel, aber du bist die Einzige, der ich dieses Wissen anvertrauen kann. In das Pergament ist eine kleine Phiole gewickelt. In ihr befindet sich ein Trank, durch dessen Einnahme es für einen Vampir möglich wird, sich auch im Tageslicht zu bewegen. Das Pergament beinhaltet die Formel für die Herstellung. Niemand darf davon wissen. In den falschen Händen könnte der Trank zu einer Waffe werden. Ich bin überzeugt, dass du dieses Wissen für dich behalten wirst.

Und nun der zweite Teil meines Vermächtnisses. Es ist mein größtes und wertvollstes Geheimnis, das ich dir anvertraue. Ich habe einen Sohn. Es ist Jahre her, dass ich ihn gesehen habe. Ich weiß nicht, wohin seine Mutter ihn gebracht hat, nur, dass sie das Land verlassen haben. Ich bitte dich, ihn zu beschützen. Die Clan-Anführer werden ihn als Bedrohung für ihre Macht ansehen, wenn sie von ihm erfahren. Er ist zwar ein Halbvampir, aber dennoch kann ihm das Sonnenlicht schaden. Gib ihm die Phiole mit dem Trank. Damit kann er seine Herkunft verschleiern. Aber er wird deine Hilfe und deinen Schutz dennoch brauchen. Sorge dafür, dass die Clans nie von seiner Existenz erfahren.

Ich habe dir immer vertraut, Lucy und weiß, dass du auch mein Vermächtnis schützen wirst. Niemand außer dir weiß davon. Ich bin sicher, dass du mich nicht enttäuschen wirst.

*In tiefer Verbundenheit
Vlad*

Lucys Hände zitterten, als sie den Brief erneut las. Das war Draculas Vermächtnis!

Er hat einen Sohn?

Sie überlegte fieberhaft, ob Vlad jemals etwas angedeutet hatte. Aber nein – das wäre ihr bestimmt aufgefallen.

Die Vampirin warf einen Blick auf das Pergament und die Phiole. Hatte es Vlad, der einstige Hexenmeister, tatsächlich geschafft? Lucy wusste von seinen Versuchen, einen Trank herzustellen, der Vampire immun machte gegen das Sonnenlicht.

Wie lange besaß er die Formel wohl schon?

Lucy betrachtete das Pergament, konnte mit den Zeichen und Ziffern aber nichts anfangen. Für sie war es ein Buch mit sieben Siegeln.

Dann widmete sie ihre Aufmerksamkeit der kleinen Phiole. Ihr leicht gelblich schimmernder Inhalt wirkte unscheinbar. Die Menge würde gerade mal für eine Person reichen. *Hm ... warum gibt er mir nicht einfach nur die Herstellungsformel?* Ganz offensichtlich hatte bisher auch niemand den Trank auf seine Wirksamkeit getestet.

Sie steckte die Phiole und das Pergament mit der Formel in ihre Jackentasche. Noch einmal überflog sie Vlads Brief, mit der Bitte, seinen Sohn zu beschützen. Lucy wusste zwar nicht, wie sie ihn finden sollte, aber sie war entschlossen, Vlads letzten Wunsch zu erfüllen.

Sie wartete auf die Dunkelheit, bevor sie ihr Versteck verließ. Noch befand sie sich nicht außerhalb der Reichweite des Clans. Sicher hatte Radu bereits von ihrer Flucht und ihrem Verrat erfahren – wenn nicht von Corvin, dann von anderen. Sie musste den Wald noch vor Sonnenaufgang verlassen und in die nächstgelegene Stadt gelangen, nur dann bliebe ihr eine Chance.

Lucy wusste nicht, wie viel Zeit vergangen war, als sie nicht weit hinter sich ein Knacken hörte. Geschickt sprang sie hinter einen Baum und lugte vorsichtig hinter ihrem Versteck hervor. Ihre Augen weiteten sich vor Schreck, als sie Corvin und fünf weitere Mitglieder ihres Clans erblickte.

„Seht euch genau um!“, rief Corvin, der den Trupp anführte. „Sie muss hier irgendwo sein.“

Ein Killerkommando, dachte Lucy. Sie waren bewaffnet und suchten nach ihr. Offenbar hatten Radu und die anderen den Kampf für sich entschieden und das Anwesen erfolgreich verteidigt.

Wenn ich jetzt losstürze, entdecken sie mich sofort ...

Eine Konfrontation war unvermeidlich, aber wenn sie überleben wollte, musste sie überlegt handeln.

Wird nicht mehr lang dauern, dann finden sie mich.

Corvin ging bestimmt voran und achtete auf jedes noch so kleine Detail.

Lucy atmete tief durch. Sie fasste einen Plan und hoffte, inständig, er möge funktionieren. Lautlos kletterte sie den Baum hinauf und wartete darauf, dass ihre Verfolger näher kamen. Ihre Fingerspitzen berührten die Phiole in ihrer Tasche.

Lucy saß in der Astgabelung des Baumes und rührte sich nicht, als Corvin den Baum passierte. Er war bereits einige Meter entfernt, als zwei andere sich fast genau unter ihrem Versteck befanden.

Die Vampirin zögerte nicht, als sie aus der Baumkrone sprang und ihr Messer in die Kehle ihres Verfolgers rampte. Mit all ihrer Kraft zog sie am Griff und enthauptete ihn.

„Sie ist hier!“, schrie einer der Vampire.

Lucy ergriff das Schwert des Getöteten und stürzte sich auf das nächste Mitglied ihres Ex-Clans. Ein präziser Schlag enthauptete auch ihn.

„Los!“, brüllte Corvin den drei Verbliebenen seines Trupps entgegen, „Tötet sie!“

Die drei anderen attackierten sie gleichzeitig. Lucy parierte ihre Schwerthiebe so gut es ihr möglich war und hielt die Angreifer auf Distanz. Ein Tritt in die Kniekehle ließ sie zu Boden gehen. Sie parierte einen weiteren Schlag und holte dann selbst aus, um einen der Vampire von den Füßen zu holen. Ihre Klinge hatte ihm fast das Bein abgetrennt. Lucy rappelte sich wieder auf, ein Schwertstrich traf den am Boden Liegenden. Blut spritzte aus seinen Adern auf ihre Kleidung.

Sie wandte sich den beiden anderen Vampiren zu, die das Ganze fassungslos mit angesehen hatten. Vor ihnen stand nicht länger die in sich gekehrte Lucy Westenra, die nach dem Tod Draculas zur Jammergestalt verkommen war. Nein, das war die gnadenlose Vampirin, die ohne mit der Wimper zu zucken auch Ihresgleichen tötete.

„Was macht ihr Idioten da? Ihr sollt sie nicht begaffen, sondern töten. Worauf wartet ihr noch?“, rief Corvin und kam auf sie zu.

Die beiden Vampire sahen sich an, bevor sie ihre Waffen fallen ließen und davon rannten.

„Feiglinge“, knurrte Corvin.

„Nur noch du und ich“, meinte Lucy und umklammerte den Schwertgriff.

„Ich hab keine Angst vor dir, Westenra. Du hast gezeigt, wie schwach du in Wirklichkeit bist. Ein Grund mehr, deine Existenz auszulöschen.“

„Versuch es nur“, erwiderte Lucy kalt. „Du wirst es garantiert bereuen.“

Mit vor Wut verzerrtem Gesicht hob Corvin sein Schwert und griff an. Das Aufeinanderprallen der Klängen klang ohrenbetäubend laut in der Stille der Nacht. Nach einer Reihe von Schlägen umkreisten sie sich, warteten auf einen Fehler des anderen und gingen wieder aufeinander los. Keinem von beiden gelang es, die Oberhand zu gewinnen.

Sie bemerkten nicht, wie die Nacht zu schwinden begann ...

Erst als es dämmerte, hielten sie keuchend inne.

„Was zum ...“

„Die Sonne geht bald auf“, stellte Lucy nüchtern fest.

„Das seh ich auch. Bevor ich durch das Sonnenlicht sterbe, werde ich dich töten, Westenra“, knurrte Corvin und stürzte auf sie zu.

Lucy wich ihm jedoch immer wieder geschickt aus. Er bemerkte schließlich, dass sie ihn auch nicht mehr attackierte.

„Hast du den Mut verloren?“, fragte er und grinste arrogant.

Lucy schüttelte den Kopf. „Die Zeit ist auf meiner Seite.“

„Was?“, fragte er wütend, „Hast du jetzt völlig den Verstand verloren?“

Die Vampirin lächelte nur und deutete Richtung Osten.

Corvin traf es wie ein Schlag. Die Sonne ... Hektisch sah er sich um. Die ersten Strahlen erhellten den Waldboden.

Im nächsten Moment spürte er, wie seine Haut zu brennen begann. Er ließ das Schwert fallen und sah entsetzt auf seine Hände, deren Finger sich bereits krümmten. Corvin schrie schmerz erfüllt auf und sank auf die Knie. Sein Blut kochte und die Haut warf Blasen, bevor sie platzte.

Aber es waren nur *seine* Schreie, die den Sonnenaufgang begleiteten.

Lucy stand regungslos neben ihm und beobachtete, wie er unter Zucken und Krämpfen verbrannte.

„Was ... was hat das zu bedeuten? Wieso kann dir das Sonnenlicht nichts anhaben?“, presste er unter Schmerzen hervor.

„Das bleibt mein kleines Geheimnis“, erwiderte Lucy nur. Dann wandte sie sich ab und ließ den sterbenden Corvin zurück.

Seine Schreie wurden immer leiser und waren verstummt, als sie den Waldrand erreichte.

~ ~ ~

Erstveröffentlichung 2021

J. J. McBlack wurde im Dezember 1988 in Thüringen geboren. Nach dem Studium war sie als Videojournalistin tätig. 2018 zog die leidenschaftliche Hobbymusikerin ins Nachbarbundesland Hessen und arbeitet in Frankfurt am Main. Sie ist verheiratet und lebt mit ihrem Mann am Fuße des Taunus. Seit 2015 widmet sie sich vermehrt dem Schreiben von Kurzgeschichten und arbeitet an einem eigenen Sammelband. Mehr Infos auf <https://mblack-stories.jimdofree.com/>

HUNGER

NADINE BUCH

Ich habe da was für Sie“, sagte der Mann am anderen Ende der Leitung. Seine Stimme war Damian Borger wohlbekannt. Avan ... Ein angenehmer Schauer lief ihm über den Rücken. Es konnte nur Gutes bedeuten, wenn der Inhaber des Zooladens ihn am späten Abend anrief.

„Wann kann ich denn vorbeikommen?“, fragte Damian.

„Am besten gleich. Die Kunden sind alle weg. Feierabend. Aber Sie wissen: Für Sie bin ich immer da.“

Der Wind piffte leise um die Häuserecken, als sich Damian den steinernen Treppenstufen näherte. Sie führten hinunter ins Dunkle. Dorthin, wo das Licht der Laternen nicht mehr reichte und die Nacht die Herrschaft übernahm.

Damian wusste genau, wo er den Knopf an der Wand finden würde. Er betätigte ihn, und schon öffnete sich zischend eine Tür.

„Willkommen in meinem wohl sortierten Kryptolädchen, dem Fachhandel für verborgene Wesen. Ich hoffe, Sie hatten einen angenehmen Weg?“, säuselte Avan.

„Danke, aber dieser Nebel draußen ist wirklich unangenehm. Man merkt, dass die eisige Grauzeit näher rückt.“

„Na, dann wird es Ihnen hoffentlich gleich warm im Bauch, wenn ich Ihnen meinen Schatz präsentiere. Ich sage nur: Er ist was ganz Besonderes. Ich könnte mir vorstellen, dass ihr Metzgerherz ihn sehr begehren wird“, prophezeite Avan und drehte sich um.

Er führte seinen Kunden an unzähligen Terrarien vorbei, in denen seltsame Wesen lauerten. Mit Dornen besetzte Echsen, riesige Gliederfüßer und haarige, moderig stinkende Würmer warteten auf neue Besitzer. Einer der sich windenden Tiere schlug mit einem seiner Enden rhythmisch gegen das Glas, als wolle es um seine Freiheit bitten. Aufgrund dessen, dass der Kreatur kein Exoskelett gegönnt worden war, wirkte sein Klopfen wie das Aufschlagen innerer Organe.

„Beachten Sie bloß nicht den Papagei. Er ist recht unfreundlich zu allen, die an ihm vorbeigehen. Und kommen Sie ihm nicht zu nahe. Er spuckt.“

Avan wies auf eine große befiederte Kreatur, die auf einer Sitzstange thronte. Sie öffnete den hakenförmigen Schnabel und streckte ihre Flügel aus. Zunächst war der Vogel nicht als Papagei zu identifizieren, gleich sein knochiger Hals doch dem eines Geiers. Als er jedoch anfang zu sprechen, wurde Damian klar, was Avan meinte.

„Hau ab, du Schuft! Alles, was du hier findest, ist dein Verderben!“

„Nehmen Sie ihn einfach nicht ernst. Ich habe schon überlegt, ihn auszusortieren und an den Züchter zurückzusenden. Sein Verhalten ist einfach geschäftsschädigend. Aber ... Sie wissen schon. Hin und wieder hängt man an seinen Tieren. Er gehört mittlerweile zum Inventar“, erklärte der Inhaber.

Wie zur Bestätigung dessen, dass der Vogel genau wusste, was er sich alles erlauben konnte, spannte er seine Flügel noch weiter auf, erhob sich in die Luft und verschwand zwischen dichtem Blätterwerk.

Der Weg führte die Männer zwischen schulterhohen Pflanzen hindurch, die ihre ausladenden Blüten nach den Besuchern ausstreckten. Ihr Duft wirkte jedoch nicht betörend, sondern stanken sie nach Verwesung. An den Stängeln krochen schwarze Käfer empor, deren grotesk geformte Panzer im künstlichen Licht des Ladens schwarz-grün glänzten.

Avan drängte immer weiter. Seine Schritte hinterließen auf dem steinigem Pfad ein Geräusch von aufeinander mahlenden, morschen Gelenken und endeten vor einem großen Gehege.

„Da sind wir. Sehen Sie sich *das* an“, meinte er stolz und deutete auf das gefleckte Wesen am Boden, das mit seinem Rüssel im Stroh wühlte.

„Ein Ferkel?“, fragte Damian und zog die Brauen hoch.

„Nicht nur ein Ferkel. Es ist ein Nachkomme der Schacht-Schweine aus der Gattung der Saugrüssler. Ich darf nicht viel über diese Rasse verraten, außer, dass sie besondere Eigenschaften hat, die Sie als Metzger sicher zu schätzen wissen. Zudem gelten diese Tiere als sehr gelehrt und intelligent.“

„Aber inwiefern soll es mir von Nutzen sein? Das Tier wiegt weniger als zehn Kilogramm und ist nicht größer als Ihre Schleichkatze. So kann ich es nicht verwerten. Warum verkaufen Sie es nicht an einen Liebhaber?“, fragte Damian.

„Nun, seine Artgenossen sind bereits alle unterm Hammer. Alle weg. Und der hier ... Ich werde ihn nicht mehr an den Mann bringen können. Er ist mittlerweile zu alt und stinkt. Eine Kastration ist mir zu teuer, und dass er mir weiterhin die Haare vom Kopf frisst, kann ich mir nicht leisten. Ich weiß, ihn zu schlachten ... Es ist schade drum. Aber Sie verstehen, ich bin ein Geschäftsmann – wie Sie.“

Grinsend wandte sich Avan zu Damian um, sodass dieser eine Reihe blendend weißer Zähne erkennen konnte. Schon immer empfand Damian sie als abscheulich, wirkten die Beißer doch wie bleiche Knochen zwischen blutigem Fleisch.

„Sie wissen, dass ich Sie nicht übers Ohr hauen würde. Die Rasse besitzt gute Gene. Sie werden nicht enttäuscht sein.“

Avan stieg über die hüfthohe Absperrung und

packte den schreienden Eber. Als er ihn in einer Kiste verstaut hatte, sagte er: „Und als Dank erhalten Sie noch ein kleines Geschenk von mir. Für Ihre Frau.“

„Das ist aber wirklich eine nette Geste von dem Avan. Ich hätte ihm gar nicht so viel Großzügigkeit zugetraut. Ein tolles Tier!“, flötete Urania.

Damian hingegen rümpfte die Nase und schaute sich das Chamäleon von allen Seiten an.

„Es ist deins. Ich kann damit nichts anfangen.“

Dann wandte er sich ab und warf dem Ferkel abgetrennte Sehnen und Fettreste hin – Schlachtabfälle, die er soeben für dessen erste Mahlzeit zusammengesammelt hatte.

Urania nahm den kleinen Plastikkasten mit dem Chamäleon und stellte ihn geöffnet in das voll ausgestattete Terrarium.

„So kann es selbst entscheiden, wann es sein neues Zuhause beziehen möchte. Ich habe mal gelesen, dass diese Tiere stressanfällig sind. Dass man sie am besten gar nicht erst berühren soll. Jetzt hat es erst mal seine Ruhe.“

Urania deutete auf das Ferkel.

„Und das soll nun bei uns im Haus leben? Sperr es doch raus, in die Box. Wofür haben wir denn die Stallungen? Ich kann das nachher wieder alles putzen“, schimpfte sie.

„Ich will, dass es schnell wächst. Es soll groß werden und so oft es geht, fressen. Zu den Stallungen gehe ich nur einmal am Tag. Das reicht nicht aus. Hier jedoch kann man dem Vieh immer wieder mal was hinwerfen.“

Urania kniff ihre Lider zusammen.

„Na gut, da hast du natürlich recht. Hauptsache, der lebt nicht ewig hier. Naja, ich werde mich gleich zu Bett begeben. Danke nochmal, dass es dir nichts ausmacht, dass wir getrennt schlafen. Aber solange du schnarchst ...“

Damian zwang sich ein gequältes Grinsen ab, im Wissen, dass er die nächtlichen Geräusche nicht unterdrücken konnte, solange er unter seinem Übergewicht litt.

Urania gab ihrem Gatten einen flüchtigen Kuss und wandte sich zum Gehen.

Damian nahm im Wohnzimmer Platz, lehnte sich in seinem Sessel zurück und lauschte dem Schmatzen des fressenden Schweines.

Er ist mittlerweile zu alt, hörte er noch die Worte des Zoohändlers in seinen Ohren hallen.

Damian fragte sich, warum. Immerhin sah das Borstenvieh nicht älter aus als zwei Monate. Seine bisherigen Schweine hatten innerhalb kürzester Zeit an Größe und Kilos zugelegt, sodass er sie in der Regel nicht länger als vier Wochen beherbergen musste, bis sie ihr Schlachtgewicht erreicht hatten.

„Wenn das mal nicht eine Fehlinvestition war“, raunte Damian und griff nach der Fernbedienung.

Vom Fernsehprogramm gelangweilt, schloss er seine Augen und versuchte zu entspannen. Jeder seiner Muskeln schmerzte, und er befürchtete, den Metzgerberuf nicht mehr lange ausüben zu können. Damian sehnte sich nach seiner Jugend zurück, danach, wieder voller Tatendrang zu sein, mit einem frischen Körper unerschöpflicher Kraft. Bald, das wusste Damian, würde er kaum mehr aufrecht gehen und keine seiner Arme mehr heben können, um das Metzgerbeil auf die verblichenen Extremitäten seiner Opfer niedersausen zu lassen.

Tok, tok.

Müde öffnete Damian seine Augen. Er blickte sich um, doch außer ihm war keiner im Zimmer.

Dann wieder: *Tok, tok!*

Das Geräusch kam aus dem hinteren Teil des Raums, welcher im Dunkeln lag.

Damians Herz schlug schneller. Seine ausgezehrten Muskeln spannten sich an, als er aufstand und sich zögernd auf die düstere Ecke zubewegte, in der das Terrarium stand.

Er schaltete das Licht an und erschrak.

Direkt an der Scheibe saß das Chamäleon und schaute ihn aus zwei kegelförmigen Augen an. Sie wiesen hektisch in unterschiedliche Richtungen, als sich Damian näherte.

Doch das eigentlich Beängstigende war die Zunge.

Sie klebte an dem Glas wie Pech an einem Unglückseligen. Im ersten Moment sah es so aus, als würden die Därme des Tieres nach außen gestülpt und viele Zentimeter aus dem Maul ragen.

Dann zog das Tier seine Zunge zurück und ließ sie erneut an das Glas schnellen.

Tok!

Damian holte eine Plastikschaale aus der Schublade unter dem Terrarium, in der sich Riesenheuschrecken tummelten.

Viel zu schön zum Verfüttern, dachte er und öffnete den Deckel. Mit einer langen Pinzette griff er eines der bunt gemusterten Tiere und schloss die Tür des Terrariums auf. Sobald er die Scheibe zur Seite geschoben hatte, stakste die Echse roboterhaft auf Damians Hand zu und wechselte die Farbe in ein grelles Rot. In Zeitlupe öffnete sie ihr scharfkantiges Maul und sah für einen Moment wie eine aufgeplatzte Walnuss aus.

Die Beine der Heuschrecke zappelten und ihre Fühler bewegten sich verzweifelt, in der Hoffnung, das drohende Schicksal abzuwenden. Doch es war zu spät.

Die rosa Zunge des Chamäleons schoss hervor und haftete sich an das bedauernswerte Insekt. Nun erkannte Damian die kleinen Widerhaken, die sich über die Oberfläche des Organs zogen, die sicherstellten, dass ihm kein Opfer entkam.

Lautlos zog sich die Zunge ins Innere der Echse zurück – und mit ihr das Insekt.

Es knackte leise, als das Chamäleon die Schrecke genüsslich zerdrückte. Dann leckte sich das Tier über sein Maul, drehte sich gemächlich um und erklimmte einen der dickeren Äste, um zwischen den Blättern und aus dem Blickfeld seines Beobachters zu verschwinden.

Gesättigt, assoziierte Damian zufrieden, strich sich über seinen vorgewölbten Bauch und wankte in die Küche. Dort lutschte das Schwein gerade die Reste vom Boden, während Damian den Kühschrank öffnete und den Braten herausnahm.

Und wie auf ein Zeichen hob das Schwein seinen Kopf.

Damian schnitt eine dicke Scheibe vom Braten ab und warf es seinem neuen, kurzweiligen Gefährten mit einem klatschenden Geräusch auf den Boden.

„Friss, mein Junge, friss“, grunzte Damian, der sich bereits ein Stück der fleischigen Fasern in seinen Mund gestopft hatte, um inbrünstig auf ihnen herumzukauen.

„Er ist gewachsen“, schnarrte Urania, der ihre Haare in wirren Flusen vom Kopf abstanden.

Damian nickte zustimmend, während er stumm sein Frühstücksbrot im Mund hin und her schob.

Sie hat recht. Das Vieh ist wieder einmal mehr als um die Hälfte größer geworden. Und das über Nacht, dachte Damian skeptisch, aber erfreut, und beobachtete den Eber, der auf einen Schlag ein ganzes Huhn fraß. Unter dem Bersten der Hühnerknochen öffnete das Schwein beim Kauen sein Maul, sodass sich Speichelfäden von oben nach unten zogen.

„Ich denke, es ist an der Zeit, dass ich ihn in den Stall bringe. Er füllt bereits die halbe Küche aus. Auch ist der Geruch nicht mehr auszuhalten“, entschloss sich Damian und rülpste. Mit seinen großen Fingern umschloss er die Kaffeetasse und nippte an dem heißen Getränk.

Ein Telefonanruf durchschneidet die morgendliche Idylle.

„Borger“, sagte Urania, die direkt aufgesprungen war und den Hörer fest an ihr Ohr presste. Dann: „Für dich.“

„Ja?“

„Herr Borger, ich bin's, Avan. Ich habe Ihnen ganz vergessen zu sagen, dass Sie das Chamäleon nach 22:00 Uhr nicht mehr dem Licht aussetzen dürfen.“

Damian würgte seinen Bissen hinunter. Er sah die lange Zunge des Tieres vor seinem inneren Auge, und wie sie pulsierend an der Scheibe klebte. Wie sie gierig ihren Mitternachtsnack ins Verderben gezogen hatte. Jeden Abend.

„Ah, entschuldigen Sie – ein Kunde. Ich muss auflegen!“

„Das war aber kurz. Was war denn?“, fragte Urania und biss in ihr Brot.

„Nichts weiter ... Avan. Hat aufgelegt“, nuschelte der Metzger und legte beunruhigt sein Besteck zur Seite.

Was soll schon passieren, wenn ich das Chamäleon nach 22:00 Uhr im gedämpften Licht der Wohnzimmerlampe füttere? Es sieht immer noch so aus wie vor wenigen Tagen, als ich es mit nach Hause gebracht habe. Nur die Augen sind verändert.

Sie leuchten jetzt blutrot.

Es war später Nachmittag, als Damian sich zufrieden in seinem Stall umsah. Es duftete nach frischem Stroh, in dem sich das Schwein, das inzwischen zu einem mittelgroßen Eber herangewachsen war, genussvoll räkelte. Der Futtertrog war bis oben hin mit Essensresten und Schlachtabfällen gefüllt.

„Hier kannst du wachsen und gedeihen. Und so schnell, wie das bei dir geschieht, muss ich sagen: Du bist wirklich was Besonderes. Avan hat nicht zu viel versprochen“, sagte Damian und grinste.

Er sah es bereits vor sich: Er besaß das dickste schlachtreife Schwein des Landes. Jedes Kilo dieser exklusiven Rasse war Gold wert. Damian würde seinen Metzgerladen erweitern und noch mehr Tiere anschaffen können. Seine Kunden würden ihm den Laden einrennen und ihn zu einem reichen Mann machen.

Nur noch ein wenig mehr Zeit. Ein paar Kilo zusätzlich. Mehr von deinem Fleisch.

Damian rieb sich die Hände, als er das Licht der spartanisch angebrachten Glühbirne löschte und ins Wohnhaus zurückging.

Er rückte den Küchenstuhl zurück, froh darüber, diesen Raum wieder für sich beanspruchen zu können. Kein lautes Grunzen, kein scharfer Schweinegeruch mehr. Auch seine Frau war zufrieden und schlief selig in ihrem Bett.

Damian griff nach der Zeitung. Urania konnte es nicht nachvollziehen, warum ihr Mann die aktuellen Geschehnisse immer erst am Abend las anstatt zu Beginn des Tages. Auch durfte sie nicht mit ihm über die abgedruckten Neuigkeiten reden, die sie bereits in den frühen Morgenstunden gelesen hatte. Die Spannung sei sonst weg, erklärte ihr Damian.

Seine Augen streiften die fett gedruckten Buchstaben auf der Titelseite.

Mörder auf der Flucht.

Damian las den Hinweis, dass auf der zweiten Seite der vollständige Artikel zu lesen sei. Er genoss nicht nur die Vorfreude auf die jüngsten News und dramatischen Geschichten, sondern auch auf das aromatische Papier, auf dem die Buchstaben und Fotos abgedruckt waren. Eigentlich – das wusste er – war es altmodisch, eine echte Zeitung zu lesen, da alles online zur Verfügung stand. Aber Damian wollte sich ein bisschen Nostalgie erhalten. So

faltete er die zweite Seite auf, umständlich mit dem Papier raschelnd.

Doch sein Grinsen fror ein, als er den Bericht über den entflohenen Verbrecher las.

„Das ist genau bei uns um die Ecke“, flüsterte er in den seelenlosen Raum. „Die Anwohner werden gebeten, das Haus möglichst nicht zu verlassen und Türen und Fenster verschlossen zu halten.“

Der Kühlschrank summte, während eine Motte verzweifelt von außen gegen die Scheibe flog. Für einen kurzen Moment wurde Damian von dem Insekt abgelenkt. Er fragte sich zwei Dinge: *Wie kann eine Motte um diese Jahreszeit überleben, und wie lange würde das Chamäleon brauchen, um ihr den Garaus zu machen?*

Damian betrachtete das Fahndungsfoto. Der Gesuchte war etwa Mitte dreißig, sportlich, und trug gewellte Haare, die unter einer Basecap hervorlugten.

Der Metzger legte die Zeitung beiseite und rang mit sich, zu seiner Frau zu gehen, um zu überprüfen, ob sie alle Sicherheitsmaßnahmen ergriffen hatte. Denn selbst im tiefsten Winter war sie es gewohnt, das Fenster in der Nacht geöffnet zu haben. Und ihr Zimmer lag abseits, am anderen Ende des Hauses.

Tok, tok!, drang es aus der dunklen Wohnzimmerecke.

Die warnenden Worte des Zoohändlers erinnerten Damian daran, der Echse kein Licht und somit auch keinen Snack zukommen zu lassen. Daher ignorierte er ihr Klopfen.

Nervös schob der Metzger seinen Stuhl zurück, darauf achtend, dabei nicht zu laut zu sein. Er lauschte, ob es ein ungewöhnliches Geräusch im oder ums Haus gab. Doch es war alles still.

Auf Zehenspitzen ging er auf den dunklen Flur zu, der zum Schlafzimmer seiner Frau führte.

Damian entschied sich, das Licht besser nicht anzumachen.

Leise bewegte er sich durch den Gang, froh darüber, vor kurzem einen neuen Teppich verlegt zu haben. Seine Schritte waren darauf kaum wahrzunehmen. Mit seiner schweißnassen Hand tastete er sich an der Wand entlang bis zur Schlafzimmertür.

Urania hatte die Angewohnheit, sie einen Spalt breit aufzulassen, so brauchte Damian sie nur aufzuschieben.

Der Mond erhellte das Zimmer. Die Einrichtung des Raums wirkte wie eine Versammlung stummer Zeugen, die voller Grauen auf eine soeben geschehene Tat blickten.

Damian näherte sich dem Bett und blieb davor stehen. Er konnte keine Bewegung seiner Frau ausmachen, weder das sanfte Zucken ihrer Finger, wenn sie träumte, noch das leichte Heben und Senken ihres Brustkorbes, der warm eingepackt unter der Bettdecke lag. Ihr Gesicht schien

wächsern im Licht der Nacht. Die Lippen waren leicht geöffnet und dann ...

Ein sachter Atemzug.

Damian schloss erleichtert seine Augen und ließ die Schultern sinken.

Zum Glück, es geht ihr gut!

„Hast ja gar nichts zu dem Mörder gesagt“, meinte Damian verschlafen und gähnte. Es war Sonntag und bereits nach Mittag.

„Von wem?“, fragte Urania, ohne ihren Blick von ihrem Teller zu nehmen.

„Na, von dem entflohenen Mörder aus dem Nachbarort. Ich hätte dir auch ein wenig mehr Vernunft zugeschrieben. Ich bitte dich darum, ab nun bei geschlossenem Fenster zu schlafen. Sicher ist sicher.“

Urania nickte beiläufig und biss in ihr Brot.

Nach dem verspäteten Frühstück begab sie sich mit einem Buch in ihren Lesesessel. Damian wunderte sich, dass es die ganze Zeit über keine einzige Beschwerde aus dem Terrarium gab. Offenbar erwachte der Appetit der Echse erst lange nach Sonnenuntergang.

Damian beschloss, nach dem Eber zu sehen und öffnete die Haustür. Es war kalt geworden; feiner Nieselregen piekte wie dünne Nadeln auf seiner Haut, als er sich den Hut in die Stirn zog und auf die Stallung zuging.

Die Scharniere quietschten wie die gespannten Sehnen einer alten Kuh, als er die hölzerne Tür zu dem Verschlag aufschob. Ein penetranter Geruch strömte ihm entgegen und ein tiefes Grollen drang aus dem Dunkel.

Damian betätigte den Lichtschalter. Nach einigem Kampf mit dem Strom schaffte es die Glühbirne, in einem matten Gelb zu erleuchten.

Der Metzger wich zurück.

Das Schwein, das er gestern erst in den Schuppen gebracht hatte, war erneut auf das doppelte seiner Größe herangewachsen. Es reichte Damian nun fast bis zur Brust. Seine Borsten standen wie kleine Dolche von der mittlerweile grauen Haut ab.

„Ach, du meine Güte!“, entfuhr es dem Schlachter. Er bewegte sich auf das Tier hinter den Holzplanken zu, welches mit seinen blassblauen Augen jeden seiner Schritte beobachtete.

Seine Maulwinkel wiesen nach oben und erweckten den Anschein, als ob das Tier grinste.

Damians Herz schlug schneller. In seinem Kopf begann es zu summen und kurzer Schwindel überfiel ihn. Dann lächelte er.

„Noch ein wenig Zeit. Es wird ein rauschendes Fest werden.“

Als hätte das Schwein seine Worte verstanden, öffnete es schmatzend das Maul und legte seine großen, gelben Hauer frei, die scharfkantig und

drohend auf beiden Seiten des Kiefers hervorblitzten.

Dann jedoch schwand der Glücksmoment des Metzgers. Eine Gänsehaut kroch ihm über den Rücken bis in seinen Nacken.

Damian erspähte einen Gegenstand direkt in der Ecke des Stalles. Still und leise lag er da – dennoch anklagend.

Eine dunkelbraune Basecap.

„Und du meinst wirklich, dass der Mörder in unseren Stall eingebrochen ist?“, fragte Urania und blickte erneut auf das Fahndungsfoto.

„Wie soll ich es mir denn sonst erklären, dass genau so eine Cap im Schweinegehege liegt, wie hier auf dem Bild zu sehen ist? Es kann nur die von dem Mörder sein!“

„Hm“, machte Urania und zuckte mit den Schultern.

Ihr Mann ging nervös in der Küche auf und ab.

„Was wollte er bei uns, und wo in Gottes Namen ist er jetzt?“, flüsterte er, während Urania anfang, zu putzen.

Und dann das Schwein. Wie kann es sein, dass es ...

Damian blieb wie angewurzelt stehen.

Er griff zum Telefon und wählte.

„Avan, der Fachmann für verborgene Wesen, was kann ich für Sie tun?“, schnarrte es aus der Leitung.

„Was für ein Glück, Sie haben Zeit. Ich muss Sie sprechen“, sagte Damian. Er war gerade im Begriff, weiterzureden, als Avan meinte: „Ah, Sie wollte ich auch gerade anrufen. Es geht bestimmt um das Chamäleon. Also ... Zurück zu meinem letzten Anruf. Wenn Sie es nach 22:00 Uhr dem Licht aussetzen, wird es blind. Es bekommt einen hohen Augeninnendruck, Gefäße werden zerplatzen, die Augen einbluten und ...“

„Nein, deswegen rufe ich nicht an“, unterbrach Damian. „Es geht um das Schwein.“

Kurzes Schweigen machte sich breit.

„Zunächst muss ich sagen: Sie haben mir wirklich nicht zu viel versprochen. In den wenigen Tagen, in denen es bei uns ist, hat es bereits mächtig zugelegt. Es wird immer massiger. Doch ... Ich mache mir Sorgen. Es sind nicht nur seine Zähne, sondern ...“

Damian machte eine Pause. Er holte tief Luft, bevor er weitersprach.

„Vielleicht haben Sie auch von dem entflohenen Mörder gehört. Er trug eine Basecap. Und genau so eine habe ich bei uns im Stall gefunden – im Gehege dieses Viehs. Es klebte Blut daran, doch es findet sich keine weitere Spur von dem Eindringling. Da ist mir ein Gedanke gekommen. Was ist, wenn der Verbrecher bei uns Zuflucht gesucht und das Schwein ihm etwas angetan hat? Wenn ... es ihn gefressen hat?“

Wieder war es still in der Leitung.

„Hallo, sind Sie noch dran?“, fragte Damian und drückte den Hörer so fest an sein Ohr, dass dieses schmerzte.

„Ja, ja, ich bin noch dran. Ich ... überlege. Sie sagten, es sei schnell gewachsen, die Zähne haben sich voll entwickelt und es nimmt an Masse kontinuierlich zu?“

Damian nickte, ignorierend, dass dies der Zoonhändler nicht sehen konnte.

„Eine Frage ...“, sagte Avan, dessen Stimme den Eindruck erweckte, als habe er soeben Sand die Kehle hinuntergewürgt. Er krächzte: „Haben Sie ihm Fleisch gegeben?“

Damian schluckte.

„Ja. Wieso ...? War das falsch?“

Nach einigen Sekunden Stille raunte Avan: „Bringen Sie es schnell hinter sich.“

„Was ...? Aber ...“

„Entschuldigen Sie, aber ich kann Ihnen nicht mehr helfen. Tun Sie es, bevor es zu spät ist!“, sagte Avan eindringlich.

Dann war die Leitung tot. Aufgelegt.

Damian betrachtete das Telefon, als könnte es ihm die Entscheidung abnehmen.

„Tun Sie es, bevor es zu spät ist“, wiederholte er flüsternd Avans Worte.

Es war bereits später Abend und stockdunkel, als Damian den Stall betrat. Im diffusen Licht tummelten sich Staubkörnchen, die das Schwein durch das Zerwühlen des Stroh in die Luft befördert hatte. Es grunzte laut, als es seinen Besucher wahrnahm.

Schweigend nahm der Metzger zwei große Messer von der Wand. Die Klingen waren gut gepflegt und glänzten stählern im Schein der Lampe. Damian rieb sie klirrend gegeneinander.

Mit einem Blick aus dem Augenwinkel beobachtete er den Eber, davon beeindruckt, dass dieser in den wenigen Stunden erneut gewachsen war. Seine Speckfalten ermöglichten es dem Tier kaum noch, aus den Augen zu sehen. So hob es seinen mächtigen Kopf mit der Rüsselscheibe in der Größe eines Tellers und schnaufte. Seine warme Atemluft drang bis zu Damian.

Noch nie habe ich ein so großes Tier getötet, wurde diesem bewusst, als er sich fragte, ob die Spitze der Klinge bis zum Herz des Ebers reichen würde.

„Ich werde schnell sein müssen“, sagte er. Und als hätte das Schwein es verstanden, hörte es auf zu kauen, öffnete sein Maul zu einem lautlosen Schrei und ließ seine Kiefer mit einem Klacken aufeinanderschlagen.

Damian schloss die Eingangstür und rüttelte daran, um sich zu vergewissern, dass sie auch ja zublieb. Dann schob er die Hutkrempe in seinen Nacken und wandte sich dem Eber zu.

Bringen Sie es schnell hinter sich.

Die Worte des Zoohändlers verfolgten Damian bereits den ganzen Tag. Er musste sich eingestehen, dass es ihm unwohl zumute war, ein Tier dieses Ausmaßes hinzurichten. Für gewöhnlich war ein Schwein bei dessen Schlachtung nur halb so groß und somit schnell erledigt. Doch dieses hier ...

Er öffnete den Verschluss.

Der Eber schien zu spüren, was vor sich ging und stellte sich seinem Vollstrecker entgegen. Laut stieß es seine Atemluft aus seinen Nasenlöchern.

Ich bin froh, wenn ich es los bin. Es ist längst überfällig. Widerwärtiges Stück Vieh!, dachte Damian.

Er zog das Messer hervor, spannte seine geübten Muskeln an und stach zu ...

Schmerz zerrte an Damians Lenden, als dieser aus seiner Ohnmacht erwachte und unter Aufbietung all seiner Kraft seinen Kopf zur Seite drehte. Stöhnend erblickte er das Messer, das nur wenige Zentimeter

von seiner Hand entfernt im Stroh lag. Er hörte Schmatzen und genüssliches Grunzen. Und wieder durchbohrte ein unerträglicher Schmerz seinen unteren Körper bis hoch zur Brust.

Unter Mühen hob Damian seinen Kopf und schaute genau in das Eisblau der Augen des Ebers.

Dann wurde ihm ein weiteres, grausames Detail bewusst: Das Schwein war dabei, den weichen Inhalt seines Metzgerbauches in sich aufzusaugen.

Der Gestank nach Blut und Innereien – so bekannt sie dem Schlachter auch waren – stahl sich wie ein tieferer Nebel in sein Bewusstsein.

„Zu spät“, keuchte Damian mit letzter Kraft, bevor ein Gurgeln aus seiner Kehle all seine Worte für immer erstickte.

~ ~ ~

Erstveröffentlichung 2021

Nadine Buch, 1976 im rheinland-pfälzischen Idar-Oberstein geboren, entdeckte auf dem Weg zum Fachabitur ihre Liebe zum Schreiben. Bisher hat sie Kurzgeschichten bei verschiedenen Verlagen veröffentlicht und zwei Anthologie-Projekte als Mitherausgeberin unterstützt. An einem anderen Werk, einem literarischen Adventskalender für Kinder, durfte sie als Co-Autorin mitwirken. Nadine Buch, die seit einigen Jahren Mitglied bei der Autorengruppe Nahe ist, wurde zu einem der Preisträger des Lotto-Kunstpreises 2017 gekürt. Sie ist in einer Tierarztpraxis angestellt und entwirft regelmäßig neue Ideen in unterschiedlichen Genres. Zuletzt durfte sie kurzweiligen Lesestoff in einer E-Anthologie der Verlagsgruppe Droemer Knaur unterbringen.



Der letzte Salamander (H. K. Ysardsson)

Drastisch verändert sich das Leben der Hauptfigur Vik Tami, als seine Heimatwelt Uhuru von den Sybanern angegriffen wird. Beide Seiten wännen sich im Recht, die einen als Verteidiger der Umwelt, die anderen wollen den Bewohnern Uhurus mehr Bürgerrechte einräumen. Nach einer dramatischen Raumschlacht wird Vik Tami von der neuen Statthalterin syn Ildansys festgenommen und des Mordes angeklagt. Er entkommt und versucht, die Wahrheit herauszufinden. Aber er ist nicht allein mit dieser Suche. Auch die Statthalterin, ihr Adjutant und ein Admiral stolpern über Dinge, die sich nicht so einfach erklären lassen.

ISBN: 978-3991292234, 384 Seiten, 15,00 €
Auch als E-Book erhältlich

IN EINEM BÄCHLEIN HELLE

ISABELL HEMMRICH

Schau mal, Papa, eine Meerjungfrau!“
Missbilligend runzle ich die Stirn. Meerjungfrau! Also wirklich. Nicht gerade schmeichelhaft, mit einem Weibsbild verwechselt zu werden, muss ich schon sagen. Aber die Kinder heutzutage haben eben keine Ahnung mehr von den Sagen und der Folklore ihrer Heimat. Starren den lieben langen Tag nur auf diese kleinen flimmernden Geräte, die von Zeit zu Zeit so unangenehme Töne von sich geben, dass alle Fische im Umkreis die Flucht ergreifen.

Vor ein paar Generationen war das noch anders. Da kannte mich jedermann. Ehrfürchtig wurde mein Name geflüstert, wenn die Frauen ihre schmutzige Wäsche in die Fluten tauchten. Auch nicht gerade schön, mein Gewässer von menschlichem Schweiß, Staub und wer weiß was sonst noch allem verunreinigt zu sehen; besonders schlimm waren diese viereckigen Mulltücher, die sie *Windeln* nannten.

Gottogott! Grauslich war das. Das hat sich zum Glück gegeben. Ich weiß nicht, was die Menschen jetzt mit ihrer Dreckwäsche machen, aber es ist schon etliche Jahrzehnte her, dass das Weibervolk mit Waschbrettern und diesen schrecklich stinkenden Seifenstücken zu mir ans Ufer gepilgert ist.

Ich vermisse sie nicht. Die Jungen und Mädchen, die sich in den heißen Sommern fast täglich in den kühlen Wogen meines Baches erfrischt haben, dagegen schon. Was war das für ein Juchzen und Toben, wenn sich die Kinder wieder und wieder vom Rand ins Wasser plumpsen ließen. Manch einer vollführte gar einen kühnen Kopfsprung, was bei der relativ geringen Wassertiefe und den gewaltigen Steinen am Grund nicht ganz ungefährlich war. Doch nie ist etwas passiert. Die Menschen sagen wohl nicht zu unrecht, dass der allmächtige Schöpfer ein besonderes Augenmerk auf das Wohlergehen der Aller kleinsten habe.

So konnten sich die Rangen völlig unbesorgt und losgelöst ihren Spielen widmen, sich gegenseitig nass spritzen und Wettkämpfe veranstalten: Wer konnte am schnellsten schwimmen, wer am längsten unter Wasser bleiben, ohne Luft zu holen? Was für mich dank meiner Kiemen das Natürlichste der Welt ist, gestaltete sich für die kleinen Menschlein zu einer echten Herausforderung. Kaum einer schaffte es, länger als zwei Minuten in meinem Reich zu verweilen. Dann durchbrachen sie prustend und zitternd die Oberfläche und saugten mit geröteten Gesichtern gierig das mir so fremde Element in ihre Lungen.

Ja, ich vermisse die munteren Racker. Es hat mir solche Freude bereitet, sie beim Herumalbern zu beobachten. Nur noch selten verirrt sich heutzutage ein mutiges Mädchen oder ein waghalsiger Knabe zu mir ins kühle Nass. Manchmal höre ich, wie die Eltern ihre Kinder warnen. Es sei zu gefährlich, im Bach zu schwimmen, die Strömung zu stark. Stattdessen verweisen sie auf etwas, das sich *Freibad* nennt. Ich kann mir darunter nicht viel vorstellen. Wo könnte man sich freier fühlen, als beim Baden inmitten der glasklaren Wellen meines heimatlichen Gewässers?

„Papa, Papa! Jetzt guck doch mal!“

Die helle Stimme reißt mich aus meinen Reminiszenzen. Aufgeregt zerrt der kleine Junge am Ärmel seines Vaters. Der aber hält sich eines dieser rechteckigen Flimmerdinger ans Ohr und spricht mit jemandem, den offenbar nur er sehen kann. Sogar aus der Entfernung kann ich erkennen, wie sehr er in seinem Nadelstreifenanzug schwitzt. Dabei hat die milde Abendbrise, die in den Binsen am Ufer flüstert, die Hitze des Tages längst mit sich genommen. Jaja, die Menschen und ihre Kleidung! Da hat es unsereins doch erheblich leichter.

Ich tauche ein Stück ab, sodass meine Augen geradeso über dem Wasserspiegel heraus schauen. Meinen kahlen grauen Schädel könnte man jetzt auch für einen runden Felsblock im Bachbett halten, wenn man nicht ganz genau hinsieht.

„Jetzt taucht sie unter! Gleich ist sie weg!“

Genervt verdreht der Mann die Augen und wendet sich der Stelle zu, auf die der ausgestreckte Zeigefinger seines Sprösslings weist. „Das ist nur ein Stein. Jetzt lass den Papa in Ruhe telefonieren.“ Damit dreht er sich wieder weg und redet weiter auf seinen unsichtbaren Gesprächspartner ein.

Haha, sag ich's doch.

Dem Kind ist die Enttäuschung über die Reaktion seines Vaters deutlich anzusehen. Vorsichtig geht der Kleine ein paar Schritte näher ans Ufer heran. Um ihn aufzuheitern, tauche ich wieder ein Stück auf und puste eine Wasserfontäne aus meinen schlitzförmigen Nasenlöchern. Neugierig kniet der Junge sich hin und beugt sich zu mir herab.

„Bist du eine echte Meerjungfrau?“

Was die Menschen nur immer mit ihren Meerjungfrauen haben? Seit Neuestem verwechseln mich die Kinder auch immer öfter mit einem gewissen *Aquaman*, wer auch immer das sein soll. Das mit den Meerjungfrauen darf ich mir hingegen schon jahrzehntelang anhören.

Dabei ist an mir ganz und gar nichts Frauliches zu finden. Zumindest schmeichle ich mir selbst damit, das zu sein, was die Menschen ein *gestandenes Mannsbild* nennen würden. Wobei es natürlich auch Weibchen meiner Art gibt, meine Mutter zum Beispiel. Nicht dass ich sie je kennengelernt hätte.

Als ich und meine Brüder aus unseren durchsichtigen Eihüllen geschlüpft sind, war die schon längst über alle Berge beziehungsweise Ozeane. Aber sie war bestimmt nicht das, was sich die Menschen gemeinhin unter einer Jungfrau vorstellen. Wie wäre ich sonst entstanden?

Jungfräuliche Schwestern habe ich auch keine. Bei uns entwickeln sich die Gelege nämlich temperaturabhängig. Warme Meeresströmungen führen zu Weibchen, kalte zu Männchen. Aber das kann ich dem Kleinen natürlich nicht erklären. Obwohl ich die menschliche Sprache problemlos verstehe, sind meine Stimmorgane nicht dazu in der Lage, sie nachzuahmen. Also lasse ich stattdessen ein paar dicke Blasen aus meinem Maul aufsteigen, was ihm zu gefallen scheint. Kichernd beugt er sich weiter vor.



„Du bist lustig!“, giggelt er.

Wie ich mir das niedliche Kerlchen so betrachte, steigt die Frage in mir auf, ob es nicht auch für mich langsam an der Zeit wäre, an Nachwuchs zu denken. Bisher war ich ja der Meinung, mit meinen vierhundertdreizehn Jahren noch zu jung zu sein, um auf Freiers Füßen – respektive Flossen – zu wandeln. Auch behagt mir der Gedanke nicht, mein angestammtes Revier, einen kleinen Seitenarm der Leine, zu verlassen. Und das wäre unumgänglich, um ein paarungswilliges weibliches Wesen zu finden. Bislang hat nämlich noch keine dieser sogenannten Meerjungfrauen den Weg in mein

Gewässer gefunden, obwohl sie hierzulande ja in aller Munde zu sein scheinen.

Ist wahrscheinlich auch besser so, unsere Art ist nämlich ungeheuer territorial. Ich habe es noch relativ gut getroffen. Mein Bach ist nur einige Schwimmstunden von der Nordsee entfernt, wo ich das Licht der Welt erblickt habe. Gerüchteweise ist mir zu Ohren gekommen, dass es einen meiner Brüder bis ins ferne Franken verschlagen haben soll.

Trotzdem: Der Gedanke, dass sich in naher Zukunft ein paar Miniaturausgaben meiner selbst in den Meeren und Flüssen der Welt tummeln könnten, stimmt mein kaltes Herz seltsam wehmütig. Vielleicht ist es doch an der Zeit, mein Junggesellendasein an den Nagel zu hängen und mir eine Partnerin zu suchen – egal, ob Jungfrau oder nicht.

„Wie heißt du denn?“, will der Kleine wissen.

Statt einer Antwort – zu der ich ja, wie gesagt, nicht imstande bin – vollführe ich ein paar Schläge mit meiner kräftigen Schwanzflosse, wodurch ich vom Ufer abrücke. Dabei wedle ich ihm mit der Linken einen Abschiedsgruß zu. Die Schwimmhäute zwischen meinen Fingern schimmern in der untergehenden Sonne.

„Nein, bleib da!“ Er beugt sich noch weiter vor und streckt seine kleinen Händchen nach mir aus.

Das ist der Moment, auf den ich gewartet habe. Blitzschnell schießt der lange Haken, den ich immer bei mir trage, aus dem Wasser und legt sich um den Nacken des Kindes. Ein kurzer Ruck und – schwupp! – landet es mit einem lauten Platschen im Bach, wo ich es ergreife und mit meiner Beute davonschwimme. Wie ein Pfeil gleite ich durch die Fluten, den zappelnden kleinen Körper fest an meine glitschige Brust gepresst. Von ferne dringen die Rufe des Vaters an meine knorpellosen Gehöröffnungen, doch außer einem leichten Kräuseln ist auf der Wasseroberfläche nichts von mir zu entdecken.

Wenige Minuten später hat sich das Zappeln gelegt. Ich sagte es ja: Die kleinen Menschlein halten es nie lange unter Wasser aus. So schlage ich meine spitzen Zähne in die weiche Haut meines Opfers und labe mich an dem zarten Kinderfleisch. Ein Hochgenuss!

Ach ja, da war ja noch was. Wie ich heiße, wollte der Kleine wissen. Nun, da meine Mutter mich nie zu Gesicht bekommen hat, konnte sie mich selbstverständlich auch nicht taufen. So heißt das bei den Menschen, glaube ich, wenn man seine Kinder benennt. Aber dafür haben mir die Bewohner des nahen Städtchens schon vor Jahrhunderten einen Namen gegeben: Hakemann, nach meiner bevorzugten Fangmethode.

Ein Rülps er entweicht meinem lippenlosen Fischmaul und steigt als runde Gasblase nach oben.

Meine Mahlzeit habe ich bis auf die Knochen abgenagt. Fast ist es schade, dass der drollige Knirps nicht erwachsen werden wird, um nachfolgenden Generationen von seinem Abenteuer mit der *Meerjungfrau* zu berichten.

Aber das ist eben der Kreislauf der Natur. Derselbe Gott, der das Wohl der Kinder im Auge behält, sorgt auch dafür, dass alle seine Geschöpfe satt werden. Und so vergönnt er mir von Zeit zu Zeit einen besonders saftigen Leckerbissen. Natürlich nicht zu oft. Ich muss ja auf meine Linie achten, wenn ich demnächst auf Brautschau gehen will.

Wiederveröffentlichung 2021

Illustration: Isabell Hemmrich

Lektorat: Nico Pietschmann

Isabell Hemmrich, gebürtig aus Würzburg, bezieht ihre Einflüsse insbesondere von den Werken jener Autoren, die sie am meisten beeindruckt haben: E. A. Poe, H. P. Lovecraft, Gustav Meyrink und Marlen Haushofer. Einst in Paramentenstickerei ausgebildet, heute jedoch hauptberuflich als Lektorin tätig, schreibt Isabell Hemmrich bereits seit ihrer Jugend Kurzgeschichten und Gedichte, hat jedoch erst Ende 2019 damit begonnen, diese in Anthologien und Zeitschriften zu veröffentlichen. Darüber hinaus ist sie eine herausragende Künstlerin, deren Talent am Zeichenbrett bislang unentdeckt blieb. Mit „Wenn des Nachts der Tag erstirbt“ liegt nun ihr erstes eigenes Buch vor, das sie selbst mit zahlreichen Illustrationen geschmückt hat.

***Diese Leseprobe stammt aus der Sammlung „Wenn des Nachts der Tag erstirbt“
Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung von Grey Gull Publications***

Wenn des Nachts der Tag erstirbt

Wenn in sanfter Morgenstunde ein Bächlein hell erklingt und tiefschwarze Rachegeleüste dem Quell idyllischer Kleinstädte entspringen, verheißt der Tag nichts Gutes.

Wenn in stechender Mittagshitze Menschenfleisch zu faulen droht und fahles Licht ein Gotteshaus in Qual erstickt, verheißt der Tag nur Unheil.

Wenn im blauen Dunst des Abends alte Legenden sich trügerisch wahrhaftig zeigen und sinistre Wesen aus dem Walde kriechen, verheißt der Tag schon früh nur Böses.

Wenn schließlich in dunkler, dunkler Nacht die Schatten zur Gewissheit werden und Geister der Vergangenheit mit Flammenglut die Welt verzehren, dann erstirbt der Tag zum letzten Mal ...

Im Verlaufe eines schreckensreichen Tages erblickt der Leser in diesem Band 16 unheilvolle Geschichten, die ihn bis zum Ende in finstere Träume hüllen.

Grey Gull Publications, 2021, TB, 234 Seiten, 13,00 €

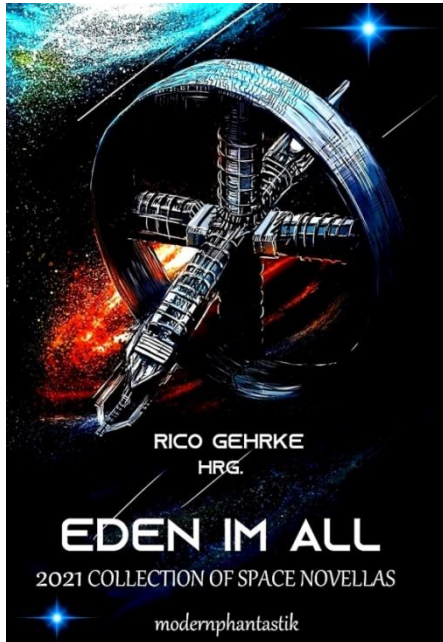
ISBN: 978-3-75411-537-4

Auch als Hardcover und E-Book erhältlich



Eden im All

EINE VORSTELLUNG VON YVONNE TUNNAT



EDEN IM ALL

2021 COLLECTION OF SPACE NOVELLAS

Verlag Moderne Phantastik Gehrke

ISBN E-Book: 978-3-9818752-9-4

Seiten: 621

E-Book-Preis: 3,99 €

Die neue große Anthologie fantastischer Novellen aus dem Genre der Space Opera! Folgen Sie unseren Autor:innen in die Weiten des Universums; erleben Sie Abenteuer und fiebern Sie mit, wenn es heißt, Aliens zu begegnen oder rätselhafte Planeten zu erkunden. Es erwarten Sie sechsmal Spannung und gute Unterhaltung auf je mehr als 100 Buchseiten.

Was bedeutet es für den Zusammenhalt, wenn man monate- oder gar jahrelang auf engstem Raum zusammenarbeiten und leben muss? Die Gefahren sind mannigfaltig: Crew-Annihilation, psychische Probleme, gar Verlust der Persönlichkeit. Es birgt ebenso Chancen: Freundschaften, romantische Beziehungen (auch ggf. zu Aliens), neue Welten entdecken, über den Rand des eigenen Raumschiffs schauen. *Eden im All* bietet sechs deutschsprachige Space Novellas: Alle etwa hundert Seiten lang, jede der Erzählungen hat ihr klares Thema, alle haben eine Prämisse.

Dimitrios Kasprzyks „Lambda One“ beginnt mit einem tragischen Prolog, der auch das Thema der Erzählung nahelegt. Tut eine KI immer das, was der Mensch gern möchte? Bzw. ist sie den Aufgaben gewachsen? Und wenn etwas schiefgeht, liegt das dann nicht letztendlich an der Programmierung, die eben ein Mensch vorgenommen hat? Doch das Thema bleibt hier nicht stehen und entwickelt sich auf vielschichtige Art und Weise weiter.

Eine vorerst namenlose Figur (ein „Er“) hat seine Tochter Hannah an einen Unfall verloren und er gibt halb seiner KI-Assistentin die Schuld - weil er sie nicht retten konnte - und halb sich selber, weil er die KI programmiert hat. Da ohne ich schon das Thema der Geschichte.

Ab dem zweiten Kapitel spielt auch diese Story im All. Es gibt gleich ein ganzes Aufgebot an Figuren, der Kapitän, Maschinenmänner und mehr Personal, teilweise mit Hintergrundgeschichten und ich muss

erst einmal sortieren, wer von den Figuren wichtig wird und wer nur eine Nebenfigur ist. Spannend fand ich einige Hintergründe zu Figuren, beispielsweise zu den Pionieren, die keine Familie gründen dürfen, aber sofern sie schon eine haben, noch Pionier werden dürfen.

Die Story ist gerade zum Ende hin nicht gerade einfach zu lesen. Das ist nichts für nebenher.

Maike Brauns „Daryo Spritz“ lese ich als eine Coming-Of-Age-Geschichte der Ich-Erzählerin Ella. Was wie eine nachmittägliche Spritztour durchs All beginnt, mündet in einem lebensgefährlichen Aufenthalt auf einem den Figuren sehr fremden Planeten. Durch die Augen der Hauptfigur lerne ich als Leserin den Planeten in all seiner Fremdheit kennen - denn auch für mich ist er fremd, doch für die Figuren in der Erzählung erst recht, da sie aufbereitete Luft und ein Leben unter Kuppeln gewohnt sind. Die Menschheit hat Terra nämlich schon vor circa fünfhundert Jahren verlassen.

Ella berichtet hier in der Vergangenheitsform von einem Ausflug mit Konsequenzen. Die Geschichte spielt in der weit, weit entfernten Zukunft (die Menschheit hat Terra vor circa 500 Jahren verlassen) und die jungen Leute, um die es hier geht, halten sich in der Regel unter Kuppeln auf und atmen aufbereitete Luft.

Es ist für sie ungefähr so normal, mal eben schnell mit einem Gleiter durchs All zu fliegen und mit ein paar Sprüngen Entfernungen von einigen Lichtjahren zu überbrücken wie für uns auf

der Erde 2021, mal mit dem Auto fünfzig Kilometer bis zum nächsten Strand zu fahren.

Die sechs jungen Leute landen auf dem Planeten Daryo. Das Erleben wird sehr authentisch dargestellt, es gibt gefährliche Situationen und Verdachtsmomente, Möglichkeiten für mich als Leserin, mitzudenken und selber Vermutungen anzustellen.

Die Ich-Erzählerin Ella ist mit Roxy befreundet, wobei die Freundschaft zu Beginn der Geschichte davon überschattet wird, dass Roxys Mutter Ella angeraten hat, sie solle auf Roxy aufpassen.

Roxy steht aufgrund ihrer jüngsten Vergehen unter Hausarrest, langweilt sich aber. Durch eine List bricht sie aus und verschwindet mit ihren Freund:innen, u. a. eben auch Ella, ins All.

Gerade zu Anfang der Erzählung wird kräftig Weltenbau betrieben und es scheint einiges an Fantasie durch. Der fremde Planet Daryo wird auch gekonnt so nebenher näher charakterisiert, so gibt es dort beispielsweise einen Doppellvollmond.

Sprache, Metaphern und Erzählweise gefallen mir, ich kann gut folgen, was für die gekonnte Routine der Autorin spricht, auch fremde Welten für mich als Leserin gut begreifbar zu machen.

Schön recherchiert sind auch die Details zum Körperbau der sechs Hauptfiguren, die teilweise in anderer Schwerkraft aufgewachsen sind und davon ihre muskuläre Struktur und der Körperbau beeinflusst wurde.

Insgesamt würde ich das eher als Entwicklungsroman aus Sicht von Ella verstehen, die sich langsam von ihrer Freundin Roxy emanzipiert und gegen Ende der Erzählung eine Idee dazu entwickelt, was sie aus ihrem Leben möchte.

In „**Daryo Spritz**“ sind nicht alle Figuren per default hellhäutig, im Gegenteil, und wenn jemand hellhäutig ist, wird dies explizit erwähnt.

Es spielt auch inhaltlich eine Rolle, da die hellhäutigeren Figuren die heftige Sonneneinstrahlung weniger gut vertragen. Außerdem sind nicht alle Figuren heterosexuell, auch wenn ein offizielles, eindeutiges Outing ausbleibt und es hier bei Vermutungen bleiben muss.

Ebenso wie in „**A-204**“ wird Speziesismus thematisiert, als sich die Figur Roxy wünscht, sie hätte mal Sex mit einem Alien gehabt und die Nebenfigur Suzie dies spontan „Iiuh“ findet.

Galax Acheronians „**A-204**“ spielt auf der Baustelle einer Raumstation, in dessen Nähe eine Anomalie entdeckt wird. Ein Alien ist bereits Teil des Teams, ein weiteres (von einem anderen Planeten) stößt zu Beginn der Geschichte dazu. Die Perspektive der Aliens ist bestens gelungen, die Andersartigkeit und Fremdheit dieser Wesen kommt mir gegen Ende der Geschichte vertrauter

vor als die der menschlichen Besatzungsmitglieder. Darüber hinaus ist die Idee hinter der Geschichte bemerkenswert, ich würde sogar sagen: Das habe ich so noch nie gelesen, obwohl ich Geschichte zu diesem Thema (kann leider jetzt nicht spoilern) seit Jahrzehnten liebe.

Die Geschichte spielt im Jahre 2488 auf einer Raumstation, die sich noch im Bau befindet. In der Nähe der Baustelle befindet sich eine Anomalie, die die Aufmerksamkeit der Figuren erregt.

Meiner Ansicht nach hat dieser Autor eine klare Stärke. Er kann sich in Außerirdische hinein fühlen und überzeugend aus ihrer Sicht schreiben. Das macht sie für uns begreifbar und nachvollziehbar, trotz der Fremdheit, die er durchaus hervorhebt. Dazu gibt es in „**A-204**“ Figuren, die extrem fremdenfeindlich sind. Dadurch, dass wir beim Lesen die Position der Aliens miterleben und Empathie entwickeln, kommt uns diese Fremdenfeindlichkeit umso abscheulicher vor - jedenfalls ging es mir beim Lesen so.

Dabei spielt „**A-204**“ in einer Zukunft, in der der Umgang mit Aliens für uns Menschen eigentlich ganz normal ist. So wie es geschildert wird, sind die meisten außerirdischen Kulturen auch deutlich älter und fortgeschrittener und stärker als die der Menschen.

Die meisten Figuren in der Raumstation sind Menschen, zwei sind jedoch Aliens. Einer ist bereits einige Zeit vor Ort, ein Gosaik namens Ko'Aly Ha. Er ist 120 cm groß und hat seit einiger Zeit eine Affäre mit dem einzigen weiblichen Besatzungsmitglied, Jessica Crombie. Die Affäre wird allerdings stellenweise etwas schräg beschrieben. Ko'Aly wurde aus seiner Heimat verbannt, da er sich nicht an die Regeln dort gehalten hat. Da die Hintergründe dazu interessant sind, möchte ich hier nicht spoilern.

Tim Anaya ist Bauleiter und Verantwortlicher. Bemerkenswert an ihm ist, dass ihm seine Beine fehlen, was ihn in der Schwerelosigkeit der Baustelle aber nicht behindert.

Der Drohnenpilot Jason Sciberras ist ein älterer Herr, der aufgrund einiger sehr spezifischer Erlebnisse in der Vergangenheit extrem alienfeindlich eingestellt ist. Ein wenig subtiler wäre für mich auch OK gewesen, das ständige sehr offensive Schimpfen a la „Scheiß-Aliens“ war mir etwas zu plakativ, um wirklich beängstigend zu sein. Die wirklich gruseligen Feindseligkeiten sind für mich die, die eher zwischen den Zeilen stattfinden, so dass sie schwieriger zu entlarven sind (Mikro-Speziesismus?).

Gregory Donnato ist 26 Jahre alt, mit Jessica eng befreundet und ihr direkt unterstellt, er ist wie ein Bruder für sie. Zu Beginn der Erzählung kommt ein weiterer Außerirdischer hinzu, ein Pairo namens Rew Bios, der äußerlich an einen Käfer erinnert,

deren Geruch für den Menschen leider nicht sehr angenehm ist und der die Gedanken der Menschen als eine Art Bilder aufnimmt und daher in der Kommunikation deutlich mehr mitbekommt als ein Mensch, was für ihn teilweise nicht sehr angenehm ist. (Frei nach dem Motto „Das wollte ich so genau gar nicht wissen!“)

Die Aliens, vor allem der Pairo, werden sehr genau und faszinierend beschrieben, fast so, als hätte der Autor einen Ausflug in ihre Welt gemacht und ein paar Wochen unter Aliens verbracht. Alle Figuren, vor allem die Außerirdischen, werden im Verlaufe der Geschichte sehr echt dargestellt und werden mir als Leserin vertraut.

Die Geschichte ist spannend, die Figuren interessant. Gegen Ende hängt mich die Handlung allerdings ein bisschen ab - die Auflösung habe ich nicht kommen sehen.

Der Plot mag teilweise über meinen Kopf gegangen sein, aber die Dynamik zwischen den Figuren hat mich ausreichend gefesselt, dass ich die Geschichte trotzdem sehr genossen habe. Wir erfahren eine Menge aus ihrer Vergangenheit, vieles wird erklärt, auch Jasons Hass auf die Aliens, der sehr tragische Hintergründe hat.

Da die Story angenehm lang ist, gibt es genügend Platz, einige Details genau zu schildern. Beispielsweise, welches Pronomen der Pairo bevorzugt („Ich darf doch 'er' sagen, oder?“) oder dass Aliens andere Toiletten brauchen.

Dass die einzige Frau in mindestens zwei Szenen als so sehr auf Sex fokussiert geschildert wird, finde ich unangenehm und wenig einleuchtend.

Richtig gut dargestellt fand ich, wie geschildert wird, dass die Menschen ihre geistigen Bilder nicht unterdrücken können (Pairos können das) und der Pairo Rew Bios daher immer alles lesen muss, was sie beim Sprechen dazu denken. Praktisch ist aber, dass er Lügen dadurch leicht entlarven kann.

In „A-204“ gibt es eine Figur, Tim, der die Beine fehlen. Zwar nutzt er Prothesen, sofern er sich in der Schwerkraft aufhält, auf der Raumstation jedoch nicht. Außerdem gibt es in dieser Geschichte eine Beziehung zwischen einer menschlichen Frau und einem männlichen Alien, in der Welt etwas, das nicht alle leicht akzeptieren können.

Aiki Miras „Wir werden andere sein“ lebt von den diversen Charakteren, den liebevollen Details, was Figuren, Raumschiff und auch zu erkundendem Mond betrifft und kann ebenfalls einige rasante Plotwendungen aufweisen. Der Beginn der Geschichte mag ein wenig zu harmonisch sein, was aber wieder stimmig wird, wenn man die Geschichte in der Gesamtheit kennt und als Gegensatz zu den lebensbedrohlichen Ereignissen in der zweiten Hälfte der Erzählung sehr gut funktioniert.

Schön auch die Hauptfigur Marlon, der alles andere ist als der typische männliche Held und gerade dadurch sehr sympathisch wird, obwohl (oder gerade, weil) er sich manchmal vergeblich bemüht, dieses Klischee zu erfüllen. Am Ende ist aber die asiatische trans Frau Rain meine persönliche Heldin, da mir ihre Konflikte am nächsten gehen.

Die Geschichte nimmt sich Zeit, die Figuren und das Setting einzuführen. Das Raumschiff, in dem die drei Besatzungsmitglieder Marlon, Rain und Coach Sunita vermeintlich zum Mars fliegen ist klein und an einigen Details merkt man, dass die ESA, die diese Reise organisiert hat, finanziell nicht mehr so gut aufgestellt ist. Erst ab dem dritten Kapitel, als sie den Mars erreichen, nicht „abbiegen“ und Marlon erfährt, dass ihr wahres Ziel einer der Monde des Saturns ist, kommt die wahre Handlung in Gang. Sie folgen einem Notruf - allerdings ist klar, dass sie für die Reise fünf Jahre brauchen werden. Was werden sie vorfinden, wenn sie Jahre nach der akuten Notsituation eintreffen?

Auch wenn es ein wenig dauert, bis es soweit ist: Die Figuren sind sehr lebendig und gut gezeichnet. Vor allem von Rain, der jüngsten, bin ich bald ein großer Fan und freue mich sehr, als im letzten Drittel der Geschichte auch mal aus ihrer Perspektive geschildert wird. Außerdem ist ihr Konflikt sehr schwierig und überzeugend, so dass ich erst recht total auf ihrer Seite bin. Ich hoffe, zukünftig in möglichen Fortsetzungen noch mehr von ihr zu lesen.

Später wird es noch detaillierter und faszinierender, als es darum geht, wie da Leben im Begriff ist, auf Titan den nächsten Schritt zu vollführen und welche Auswirkungen das auf die dort verweilenden Menschen haben kann. So überzeugend, als würden Forschende berichten, die gerade erst von einer Reise zu diesem Saturn-Mond zurück sind.

Der Plot birgt mindestens zwei Überraschungen, die zwar vorher angedeutet werden, aber trotzdem nicht für mich als Leserin vorhersehbar sind.

Ebenfalls spannend: In dieser Zukunft (spielt circa 2040 oder etwas später) gibt es wenige Bewerbungen für die Raumfahrt, dadurch gelangen auch Leute wie Marlon an solche Jobs, obwohl er zur manischen Depressivität neigt. Zwar gibt es Tests und das dreiköpfige Team gleicht untereinander Schwächen aus, doch ich gehe mal davon aus, dass heutzutage (und auch in gegenwartsnaher SF wie dem *Marsianer*) solche Bewerbungen keine Chance hätten.

Von der Atmosphäre her ist es eher Ridley Scotts *Alien* (nur viel beengter) als die auf Hochglanz polierte Raumfahrt in Soderbergs Version *Solaris*. Bei der Asiatin Rain scheint es sich um eine trans Frau zu handeln - oder um eine nonbinäre Person, die oft falsch gelesen wird. Dies wird zu Beginn angedeutet, am Ziel der Reise treffen die Figuren

dann auf eine Frau, die Rain zunächst so betitelt:

„Was ist mit Rain? Er ist noch so jung...“

„Sie - Rain bevorzugt das Pronomen sie.“

„Ach, so, ja, nun sie ist jung, wie gesagt sie könnte zur Erde zurückkehren.“

Das ist bemerkenswert unaufgeregt, schön, wenn so zukünftig mit Misgenderern umgegangen werden wird - kein Rechtfertigen, Erklären, sich beschuldigt fühlen, sondern einfach nur ein „Ach, so“ und fortan das korrekte Pronomen verwenden. Außerdem wird angedeutet, dass die Figur Rain asexuell ist.

In der gleichen Geschichte leidet eine Figur (Marlon) regelmäßig an Kopfweh (interpretiere ich als chronische Migräne). Außerdem neigt Marlon zu paranoiden Depressionen.

Die Figuren stammen von überall her, was aber eher nebenher erwähnt wird. Marlon kommt aus Berlin, Sunita Dhar kommt aus Athen. Sunita Dhar, Marlon Khoury und Rain Seung kommen alle aus Einwandererfamilien, Sunitas Familie ist aus Indien wegen der Dürre geflohen, Marlon ist in Berlin aufgewachsen, seine Familie stammt aus dem Libanon, aufgrund von Kriegen geflohen, und Rain kommt aus London und ihre Familie stammt ursprünglich aus Hongkong.

Marlon ist auch der einzige (Cis-)Mann in der Geschichte. Und der ist jetzt nicht so der typische Held, auch wenn er das vielleicht manchmal ganz gern wäre (oder glaubt, es gern sein zu wollen).

Axel Aldenhovens „Paradies“ verstehe ich als klares Statement gegen unbändige Lust auf Fleisch und der damit verbundenen Notwendigkeit der Massentierhaltung. Allerdings handelt es sich hier nicht um Tiere. Gezüchtet und geschlachtet werden Klone, menschenähnlicher Geschöpfe, die denken und fühlen - und sich wehren können. Zwar mag das Thema hier recht plakativ sein, doch der Plot und Aufbau der Geschichte sind überzeugend und bieten so einige Wendungen und gute Ideen, für die sich auch Agatha Christie nicht geschämt hätte.

Jokan ist ein Sklave auf einer Raumstation. Quoo ist der, der die Befragung leitet. Asinbor hingegen ist ein Klon, der zu Anfang nicht weiß, dass er ein Klon ist und seine Erinnerungen für seine eigenen hält und nicht für übertragene des Originals.

Das Zitat von Paul McCartney zu Beginn benennt das Thema sehr direkt: „Wenn Schlachthäuser Glaswände hätten, wäre jeder Vegetarier.“

In dieser Geschichte wird das verstärkt dadurch, dass man denkende und fühlende Wesen schlachtet. Klone. Gendermäßig ist die Story ebenfalls interessant. Jokan stammt vom Planeten Ox, dort sind alle geschlechtslos und haben auch keine Ausscheidungsorgane (wie sie stattdessen die Verdauung lösen, ist sehr interessant), die Sprache

dort kennt ebenfalls keine Geschlechter. Wie praktisch wäre das gerade jetzt auch für uns!

Die Zeiteinheiten, „Blob“ und Co. werden in der Einleitung erklärt, ebenso wie die drei Hauptfiguren Jokan, Quoo und Asinbor. Es kommen zwar noch andere Figuren vor (z. B. Ozzo, der einen ständigen Heißhunger auf Süßes hat), doch so ist gleich klar, auf wen wir uns konzentrieren müssen. Die Einleitung in Blobs und co. ist auch für die Kreditvergabe und die Rückzahlung wichtig (was für ein hübsches Detail) und führt zu interessanten Wortneuschöpfungen (wie „Arbeitsallblob“), wenn statt „Tag“ dann „Blob“ eingesetzt wird.

Auf Trnka gibt es keine Tiere mehr. Die wurden alle erlegt und aufgegessen. Die Trnkaner haben einen großen Appetit auf Fleisch, den sie nun durch Schlachthöfe befriedigen.

Jokan möchte diesem Treiben ein Ende setzen und verbündet sich mit Asinbor. Hier erwarten uns einige Wendungen, die ich nicht habe kommen sehen und die ich nur begeistert begrüßen kann. Der Plot bleibt die ganze Zeit sehr klar - keine Nebenhandlungen, keine Abschweifungen, hier hält sich die Erzählung eher an die Regeln der Kurzgeschichte als an die eines Romans, was ich sehr zu schätzen weiß.

Der Schluss ist konsequent, einige der Erkenntnisse des letzten Kapitels gut zu Ende gedacht. Die Prämisse ist klar: Wer tonnenweise fühlende Wesen abschlachtet, muss gestoppt werden.

Das beinhaltet auch gleich Moral, Thema und alles andere, was eine gute Geschichte benötigt. Einige Szenen sind natürlich recht brutal und nicht ganz leicht zu lesen. Am besten gefallen haben mir die Details zum Thema Mitfühlen und Empathie. Somit fand ich auch die Figur des Jokan am interessantesten. Die Trnkaner sind dann doch etwas plakativ geraten. Ein paar Aussagen („Für die Trnkaner sind wir nur Schlachtvieh“) hätte ich in dieser Deutlichkeit auch nicht gebraucht. Es kommt auch so ganz klar rüber.

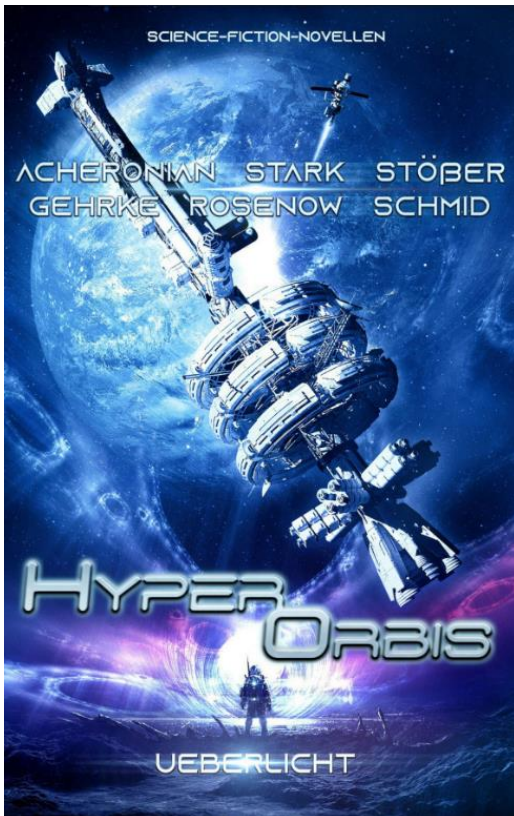
Stefan Lochner „Sehnsucht Eden“: Mehrere, sehr unterschiedliche Parteien sind auf dem Weg zum geheimnisvollen Planeten Eden. Dieser gibt Rätsel auf: Warum hat sich dort eigentlich noch niemand niedergelassen, obwohl es dort doch offensichtlich eine Atmosphäre gibt, in der ein Mensch gut atmen kann? Auch Androiden haben sich dort bisher nicht niedergelassen.

Darüber hinaus legt das Setting eine Feindschaft zwischen Androiden und Menschen nahe. Androiden unterwandern eine menschliche Crew und treffen Maßnahmen zur Verschleierung ihrer wahren Identität - sich gegenseitig können sie hingegen sehr leicht entlarven, umso schwerer fällt es den Menschen, die feinen Unterschiede wahrzunehmen.

Einiges an der Geschichte gibt aber auch mir Rätsel auf. Warum sind Androiden so unbeliebt (und anders herum, Menschen bei Androiden) und warum mischen diese sich gern als Spione in menschliche Besatzungen?

Die Namen der Androiden: /48, :63 und -95 beispielsweise, lesen sich natürlich recht ungewohnt, auch wenn ich einsehe, dass Androiden nicht unbedingt Natalie, Edwin und Richard heißen sollten, wie einige der menschlichen Figuren dieser Erzählung. Oder Kathrin, wie die Androidin, die

sich als Mensch ausgibt. Die Perspektiven wechseln hier kapitelweise, drei wechseln sich ab, was bei einer kurzen Erzählung wie dieser mir als Leserin einiges abverlangt, zudem die Personalstärke locker mit „Krieg und Frieden“ mithalten kann. Die Charakterisierung und Tiefe der einzelnen Figuren bleibt daher leider größtenteils auf der Strecke und das steht bei meinem persönlichen Lesegeschmack nun mal im Vordergrund.



HYPER ORBIS

COLLECTION OF SPACE NOVELLAS

Verlag Moderne Phantastik Gehrke

ISBN E-Book: 978-3-9823755-0-2

E-Book-Preis: 3,99 €

In sechs längeren Erzählungen reisen die AutorInnen mit den Lesern in weite, wirklich ferne Welten, in andere Zeiträume und sind ausgestattet mit phantastischer Technik. Doch was erwartet uns da draußen? Es ist abenteuerlich, es ist rätselhaft, es ist dramatisch und manchmal komisch, aber auf jeden Fall unheimlich spannend. Begleiten wir unsere fernen Nachfahren in Situationen, denen sie kaum gewachsen sind, und dennoch – meistens jedenfalls – mit zum Teil überraschenden Methoden und durch glückliche Zufälle von ihnen gemeistert werden. Doch Achtung: was in der Zukunft im Weltraum vorgeht, kann für uns heutige Erdenmenschen haarsträubend, ja unbegreiflich sein. Ad Astra!

Mit Novellen von Kornelia Schmid, Arne Rosenow, Allan J. Stark, Achim Stöber, Rico Gehrke, Galax Acheronian

TOOL (VOLKER DORNEMANN)

„Warum nannte man Automobile früher eigentlich *Automobile*?“, fragte Rix seine Partnerin, die neben ihm in dem autonomen Wagen saß. „Sie fahren doch gar nicht von selbst.“

„Du hast recht“, sagte Lala. „Sie benötigten noch diese externen Steuerungstools. Wie hießen die nochmal?“

„Du meinst Fahrer?“

„Nein, das andere Wort.“

„Ach so“, sagte Rix. „Du meinst Menschen.“

Lala nickte, und ihrer beider Schaltkreise surrten, wie so oft, in harmonischer Übereinstimmung.

Glück oder Vertrauen? – wie aus einer Idee ein Buch wird

EIN WERKSTATTBERICHT ÜBER EIN PHANTASTISCHES EXPERIMENT VON AIKI MIRA



Willkommen an Bord

Wahrscheinlich bekommen wir alle irgendwann in unserem Leben eine Mail, in der uns jemand fragt, ob wir etwas Neues machen wollen, etwas was wir noch nie zuvor gemacht haben, weshalb wir weder besondere Erwartungen noch Ängste davor haben (sollten). Das Einzige, was wir zunächst tun müssen ist „Ja“ sagen.

Diese Mail kam für mich im Oktober 2020. Der Illustrator Uli Bendick, mit dem ich zuvor bei der Anthologie Diagnose F zu tun hatte, fragte mich, ob ich als Lektorin und Mitherausgeberin bei einem neuen Projekt einsteigen möchte. Zusammen mit dem befreundeten Illustrator Mario Franke plante Uli eine Scifi-Anthologie, bei der zur Abwechslung mal das Bild im Mittelpunkt steht.

Unsere Anthologie „Am Anfang war das Bild“ erscheint jetzt ziemlich genau ein Jahr später im Oktober 2021 bei Hirnkost. Und wie bei allen Projekten auf dieser Welt, hatten wir drei anfangs nichts weiter als eine Idee und eine Riesenportion Enthusiasmus.

Ein virtuelles Gemeinschaftsprojekt

Die Arbeitsteilung zwischen zwei Illustratoren und einer Autorin liegt auf der Hand: Uli und Mario kümmern sich um die Bilder, ich um die Texte. Was uns drei von Beginn an einte, ist unsere Begeisterung für Science-Fiction. Verteilt auf verschiedene Orte (ein Dörfchen im Vogelsberg, Hamburg und Leipzig) arbeiteten wir zu hundert Prozent virtuell, schrieben oft in Echtzeit an gemeinsamen Dokumenten und Tabellen.

Heute frage ich mich, warum wir so ein harmonisches Team waren und immer noch sind (wir denken bereits über neue Projekte nach). Vielleicht funktionierte es so gut, weil wir alle unsere eigenen Kompetenzbereiche hatten. Bei Mario waren es eher die Bilder, bei mir eher die Texte. Und Uli mischte überall mit, blieb der Motor, der das Projekt stetig in die richtige Bahn brachte. Und wenn es wichtige Dinge zu entscheiden gab, stimmten wir demokratisch ab. Die Zahl Drei ist da genau die richtige Zahl, da Mehrheiten schnell und schmerzlos zu Stande kommen.



Ein phantastisches Experiment

Das Experiment bestand darin, dass ich einen Online-Ordner mit Gebrauchsanweisung erstellte, den Uli und Mario dann mit ihren phantastischen Bildern füllten.

Hier der Link:

<https://drive.google.com/drive/folders/13wfoPYRU2IHPySINGjzbQ9OYkROS9skx>

Autor:innen ließen sich von den Bildern zu einer Story inspirieren. Einzige Vorgabe: es muss Science-Fiction sein! Durch unsere Bildergalerie bin ich oft gewandert wie durch Welten. Und natürlich habe auch ich bei dem Experiment mitgemacht, mir ein Bild ausgesucht und dazu eine Geschichte geschrieben.

Zu den Bildern erhielten wir durchweg positives Feedback. Manche Autor:innen verfielen in einen regelrechten Bilderrausch und kombinierten ganz unterschiedliche Motive. Wir beobachteten das mit großem Interesse und kamen auf die Idee, dass unsere Autor:innen den dahinterliegenden Inspirationsprozess in einem kleinen Text offenlegen könnten.

Lesen, quatschen, feiern

Unser Weihnachtsgeschenk 2020 war die Zusage vom Hirnkost Verlag! Diesen Erfolg haben wir natürlich gefeiert. Zu besonderen Anlässen trafen wir uns zum Videocall. Dadurch lernten wir unsere Gesichter und Inneneinrichtung kennen. Neben unserem Projekt fanden wir jedes Mal auch genügend andere Themen zum Quatschen wie Musik oder SciFi-Cons.

Da unsere Ausschreibung öffentlich war, erhielten wir fast 1.000 Seiten Lesestoff. In unserer Freizeit lesen wir drei sowieso begeistert Science-Fiction. Das war auch die Perspektive, mit der wir den eingereichten Texten begegneten: als neugierige Leser:innen. Bei manchen Storys waren wir uns schnell einig. Darüber hinaus hatten wir gemeinsame Lieblingsstorys, aber auch Texte, für die wir uns einsetzten.

Qual der Wahl, Kooperation, Freundschaft

Bei der Auswahl der Geschichten besaß jede:r von uns eine gleichberechtigte Stimme. Absagen zu müssen ist für beide Seiten unangenehm – das war mir vorher gar nicht so bewusst gewesen.

Uli und Mario erstellten für jede Story eine wunderschöne Illustration. Für das Lektorat war mir wichtig, dass der besondere Sound jeder Geschichte respektiert, gegebenenfalls besser hervorgebracht wird. Das erste Lektorat machte ich zusammen mit den Autor:innen, für das zweite bekamen wir Melanie Wylutzki vom Hirnkost



Verlag zur Seite gestellt. Auch für die Umsetzung unseres Layouts bekamen wir professionelle Unterstützung vom Verlag. Die Zusammenarbeit mit Verlag und Autor:innen war stets angenehm und kooperativ. Und das Beste: durch das Hin- und Her mailen mit unseren Autor:innen entstanden neue Mail-Freundschaften, in denen wir uns bis heute über Science-Fiction oder das Schreiben an sich austauschen.

Ein geglücktes Experiment?

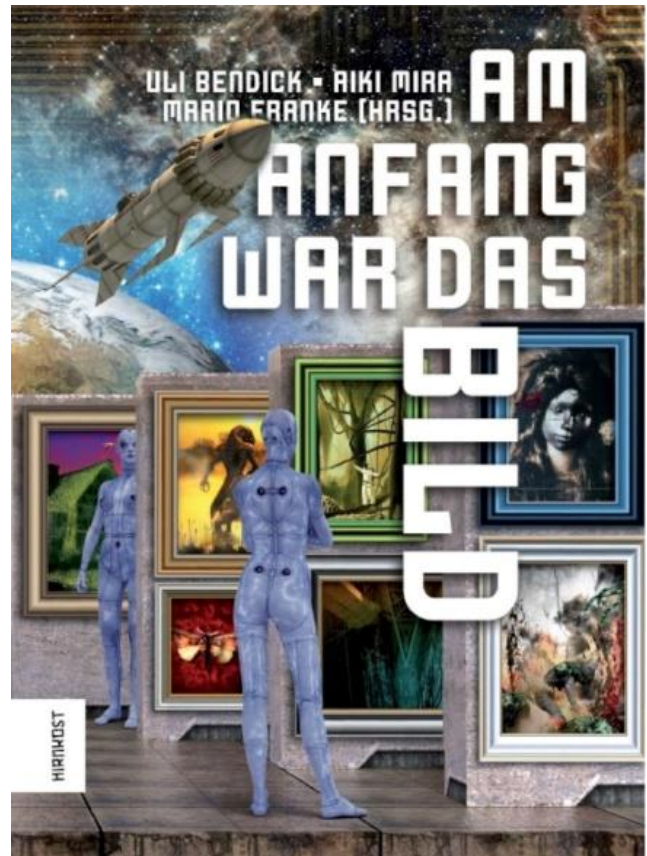
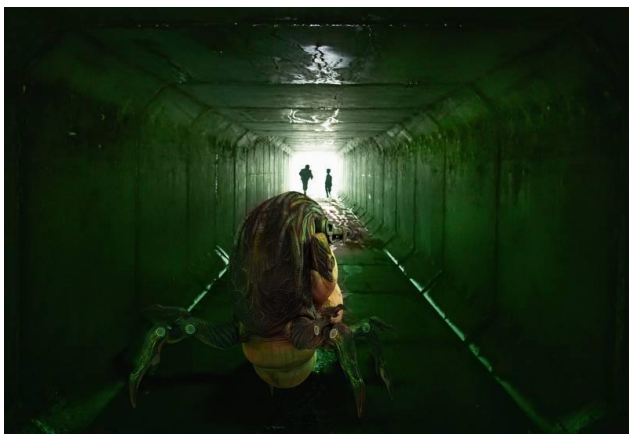
Rückblickend haben wir mit sehr wenig angefangen und sind am Ende um einiges reicher geworden: an Erfahrungen, Wissen und Menschen. Ist das Experiment geglückt oder hatten wir einfach eine Menge Glück? War es Glück, dass wir einen so tollen Verlag und so wunderbare Autor:innen gefunden haben? Aber was bedeutet dieses Glück konkret? Es bedeutet: wir hatten eine Menge Unterstützung!

Das fing schon damit an, dass Exodus unsere Ausschreibung in ihrem Newsletter beworben hat. Autor:innen und Verlag haben genau wie wir von Anfang an ihr ganzes Engagement in eine Idee gesteckt – sie alle gaben uns damit einen Vertrauensvorschuss. Wir haben wiederum alles getan, um dieses Vertrauen nicht zu enttäuschen: Wir haben hart gearbeitet, waren transparent und stets optimistisch.

Eigentlich fing dieser Vertrauenstransfer bereits mit der ersten Mail im Oktober 2020 an: Uli vertraute mir, dass ich etwas hinbekomme, was ich vorher zumindest in diesem Umfang noch nie gemacht habe.

Vielleicht verbirgt sich darin das Geheimnis, wie aus einer Idee ein Buch wird, für das viele, verschiedene Menschen ihre wertvolle Zeit und Mühe aufwenden: sie alle schenken sich gegenseitig Vertrauen.

Weitere Infos zum Projekt und Kurzlesungen der Autor:innen auf Instagram: [@aiki_mira](https://www.instagram.com/aiki_mira)



ULI BENDICK, AIKI MIRA, MARIO FRANKE (HRSG.)

AM ANFANG WAR DAS BILD

Hirnkost Verlag, HC, 304 Seiten

ISBN: 978-3-949452-15-4

Das Experiment: Uli Bendick, Aiki Mira und Mario Franke luden Autor:innen ein, sich aus einem Online-Ordner ein oder mehrere Bilder auszusuchen, um dazu eine Geschichte zu schreiben. Einzige Vorgabe: Es muss Science-Fiction sein. Achtzehn hervorragende Storys wurden anschließend ausgewählt.

Das Besondere: Jede Story wurde erneut illustriert und erhält dadurch mindestens zwei Bilder. Obendrein gewähren die Autor:innen einen Einblick darüber, wie das Ursprungsbild sie zur Story inspiriert hat.

Das Ergebnis: Eine Science-Fiction-Anthologie, bei der das für das Genre so unverzichtbare Bild im Mittelpunkt steht.

Fazit: Ein Muss für alle, die Science-Fiction in Wort und Bild lieben.

Und ewig grüßt Mephistopheles

V. E. SCHWABS FANTASY-THEORIE IN DER PRAXIS - EIN BEITRAG VON DAVID A. LINDSAM

Was wenn ... Fantasy anders ist als wir denken ...

Ihr kennt doch alle den Filmklassiker (1993) mit Andie MacDowell, einem putzigen Murmeltier und natürlich Bill Murray? Als selbstverliebter Wettermoderator durchlebt er den Tag des Murmeltiers immer und immer wieder. Geweckt von einem nervigen Slogan im Radiowecker unternimmt er ein ums andere Mal seine meist verzweifelten Versuche, irgendwie den Fluch der Wiederholung aufzuheben. Eine Komödie mit Happyend und Tiefgang, denn nach endlosen Schleifen lernt der Held wider Willen aus der Erfahrung, wird menschlich, gar mitfühlend und durchbricht den Fluch dank der Liebe einer schönen Frau.

Was, wenn ... der Tag sich nicht wiederholt, sondern die Zeit kontinuierlich weiterläuft, aber das Leben trotzdem immer wieder von Neuem beginnt, weil niemand sich an dich erinnert und nichts von dir irgendeine Spur hinterlässt? – Dann befinden wir uns mitten in einem phantastischen Roman von V.E. Schwab. Denn genau dies geschieht einer jungen Französin im Jahr 1714. Nicht leicht vorstellbar, dass alles sofort wieder verschwindet, der Körper nicht altert, und der Name nicht aussprechbar ist. In diesem Fall steckt hinter dem bitteren Fluch eine unbedachte Vereinbarung mit einem dunklen Wesen. Der Preis ist hoch und doch ... So viel sei bereits verraten: Faustina, die als Adeline LaRue geboren wird, ist cleverer als ihre großen literarischen Vorbilder, Mephistopheles nennt sich Luc und wird über die vielen Papierseiten hinweg fast so menschlich wie Lucifer (Morningstar) in der gleichnamigen Serie. Und natürlich ist es die Liebe, die das schillernde Böse überwindet ...

V.E. Schwab, die junge amerikanische Bestseller-Autorin legt mit „The invisible Life of Addie LaRue“ einen ambitionierten Roman vor und hat sich hohe Ziele gesteckt, wie ich aus anderen Äußerungen lese. Ein Pakt mit dem Teufel gar, um Großes zu erreichen? Was wird der Preis dafür sein? Ruhm oder Missfallen bei einem deutschen Fantasy-Publikum, das die Wiederholung auf ganz eigene Art liebt: die Rückkehr der Zwerge und die nicht enden wollenden Serien über Elfen, Elben, Albae, Feen und Fae ...?

Was wenn ... ist der Ausgangspunkt guter Fantasy

Diebisch war meine Freude, als die renommierte Autorin V.E. Schwab 2018 ihre im angelsächsischen

Raum vielbeachtete Rede bei der *J.R.R. Tolkien Lecture on Fantasy Literature* hielt und dasselbe aussprach, was ich seit Jahren denke (und auch darüber schreibe). Fantasy kann mehr als die „Wiederholung des Ewiggleichen“. „Ich habe die Geschichten satt, die ...“ zählt sie auf und zieht vom Leder. Es ist „unerträglich (...), wie viele neue Geschichten alten Mustern folgen“.

Jeder, der den Fantasy-Markt seit vielen Jahren verfolgt (oder wie ich seit 40 Jahren), kann in diese Litanei mit einstimmen über die ewig gleich gestrickten Bücher mit Fantasiewesen oder Magie ... Klingt wie eine Kollegenschelte von V.E. Schwab und das ist es auch. Die bei ihrer Rede gerade mal 30-Jährige geht sogar noch weiter: „Ich kann nur hoffen, dass ich – indem ich kommerziell erfolgreiche Fantasy schreibe, die mit den alten Mustern bricht – den Raum für andere schaffe, dasselbe zu tun; ihnen die Tür aufhalte.“ Danke, liebe Victoria. Das weiß ich als Autor mit dem Anspruch, wirklich Neues zu erschaffen, sehr zu schätzen. Aber ein bisschen weit aus dem Fenster gelehnt ist das jetzt schon, oder nicht? Vermessen vielleicht? Anspruch versus Wirklichkeit? Selbstbild im Kontrast zum Fremdbild? – Wir werden sehen. Mutig ganz bestimmt.

Wenn man wie V.E. Schwab bedenkt, welche Chancen das phantastische Genre im Umfeld der Literatur besäße, wird schnell verständlich, warum sie die Bedeutung von „gut“ geschriebener Fantasy so hoch einstuft.

„Was (wäre), wenn ...“ ist der Ausgangspunkt einer Fiktion, die über die Gesetze der Realität hinausgeht. „Gute Fantasy“ definiert sich dabei, indem sie „immer“ einen „Dialog mit der uns bekannten Realität“ führt. „Wenn wir unsere Leser:innen dazu bringen, an ihrer Realität zu zweifeln“, sie nicht zur Flucht (Eskapismus) verleiten, „sondern sogar einen Weg hinein“ in die Realität aufzeigen, dann kann sich in dem magischen Prisma der Fantasy-Erzählung Wirklichkeit und Unvorstellbares in einem Lichtstrahl der Hoffnung auf Neues brechen.

Kurz: „Wir haben die Fähigkeit, die Welt zu verändern.“

Wow. Das nenne ich ein ambitioniertes Schreibkonzept. Sympathisch arrogant.

V.E. Schwab sieht sich ausdrücklich als Magierin der Wörter, als eine Alchemistin der literarischen Kunst. Hmmm ... Wisst ihr, wie es mit dem bekanntesten Alchemisten der Geschichte ausgegangen ist? Der historische Dr. Faustus (Johann Georg Faust) wurde nach einer heftigen

Explosion zerfetzt in seinem Laboratorium gefunden. Ob Mephisto vielleicht seinen Tribut eingefordert hat und sich leise ins Fäustchen lacht wie das deutsche Leserpublikum, das solcherlei Experimente mit Argwohn beäugt?

Was die Leser wollen ...

Wollen *wir* Fantasy-Leser eine Lektüre, die uns nicht nur unterhaltsam aus unserer Realität entführt, sondern uns gar in eine neue führt, welche die eigene Wirklichkeit in Frage stellt? Hand aufs Herz. Willst du das? Ist V.E. Schwabs Konzept etwas für dich?

Zumindest scheinen meine allgemeinen Beobachtungen dem zu widersprechen. Allerorten stolpert man in Buchempfehlungen für Fantasy über Beschreibungen wie „konnte die Geschichte nicht aus der Hand legen“, „mitgelitten und mitgefiebert“, „hat mich bis zur letzten Seite gefesselt“. Von den nebenbei ausposaunten emotionalen Bekundungen mal ganz abgesehen, die damit oft einhergehen, ist dieser seltsam definierte Spannungsbegriff wirklich ein sinnvolles Qualitätsmerkmal?

Permanentes Aufpeitschen der Leser-Emotion mag vielleicht ein Kriterium für einen Thriller sein, womöglich für Romantasy, für einen Krimi schon nicht mehr zwingend. Warum aber für ein gutes Buch, warum für Seiten voll von Fantasie und einer unglaublichen Welt?

Sind da draußen in den sozialen Netzwerken lauter Buchjunkies unterwegs, immer auf der Suche nach dem besten Stoff für den nächsten Schuss?

Was ist mit leisen Tönen, interessiertem Beobachten, Nachdenken, Sich-anregen-lassen und zwischendrin gerne mal das Buch weglegen? Muss sich eine Action-Szene an die nächste reihen, Gewalt und Gossensprüche Realität suggerieren, eine Gefühlswallung nach der anderen die fehlenden Emotionen im eigenen Leben ersetzen?

In den USA gelangte V.E. Schwab mit mehreren ihrer Bücher unter die TopTen der New-York-Times-Liste und diese bemisst sich ausschließlich an den Verkaufszahlen. Auch ihr neuestes, „The invisible Life of Addie LaRue“, war 2020 darunter. Das Konzept kam in den Staaten an. In Deutschland ... ließ sich das Buch auf keiner Liste finden, wohl aber die *Rückkehr der Zwerge* (Band 1 und bald Band 2, nach bereits 5 Vorgängern ...). Das kann doch nur mit dem Teufel zugehen, oder?

Die Probe aufs Exempel: *Das unsichtbare Leben der Addie LaRue* (dt. 2021)

Ich habe das Buch von V.E. Schwab zweimal für euch gelesen. Und tatsächlich, es hat Wochen gedauert und *Es hat mich nicht gepackt* ... wollte ich schreiben. Pfui Teufel – so rezensiere ich nicht!



© Fischer TOR

Und es stimmt auch gar nicht. Ich habe mich schwer damit getan. Ja. Es oft beiseite gelegt. Stimmt. Wieder reingeschaut, darin rumgeblättert und gekritzelt, Motive verfolgt, durchaus sachliche Fehler entdeckt, aber mehr noch Entwicklungslinien für mich nachgezeichnet, gegrübelt und einige Aha-Momente erlebt. Addies unsichtbares Leben wurde zu einem wirklich interessanten Buch! Nur war es eben für mich nicht eingängig, weder sofort noch ganz. Eher wie eine Mühe, die erst spät belohnt wird, und auch nicht gerade mit Gold, sondern wie mit einem guten Essen. Und was soll man sich unter dem Buch vorstellen, wenn man es noch nicht gelesen hat?

Die Erzählung

29.07.1714. Adeline (= die Edle, kurz Addie) LaRue will sich als Dreiundzwanzigjährige nicht in die bevorstehende Ehe mit einem unansehnlichen Mann fügen, hat von einem schwarzlockigen Fremden geträumt, ihn gemalt, und betet trotz Warnungen zu den alten Göttern, ihr dieses Schicksal zu ersparen. Aus dem Schatten heraus wird sie erhört, als wäre es der Fremde. Der Preis für die absolute

Freiheit scheint billig: „Du kannst meine Seele haben, wenn ich sie nicht mehr will.“ „Abgemacht“ (57). Doch bei der „Freiheit ohne Regeln“ (55) steckt der Teufel wohl im Detail. Bereits in der ersten Buchszene, die vor der Abmachung steht, durchleben wir die Tragik: Addie wacht 2014 neben einem Künstler auf, den sie seit mehreren Monaten jeden Abend trifft, ihm immer wieder neu Muse für eine Nacht ist, er sich jedoch jeden Morgen nicht erinnern kann, wer Addie ist. Es ist ein verdammter Fluch. Nichts bleibt von ihr, kein Gedanke an sie, nicht einmal ihre Sachen, nicht ihr Name. Freiheit von allen Verpflichtungen und Bedingungen zum Preis für die menschliche Bedeutungslosigkeit.

Die ersten Jahre sind schwer, sowohl für Addie als auch für den Leser. Die junge Frau muss stehlen, anschaffen gehen und sich mit Lügen, aber zunehmender Raffinesse jeweils für kurze Zeit eine Bleibe ergattern, denn ohne Namen und bleibende Unterschrift lässt sich keine Verbindlichkeit mehr eingehen auf dieser Welt, keine Freundschaft über einen Tag hinaus. Nach 50 Jahren kommt sie mit der „genauen Form ihres Fluchs“ (402) ganz gut zurecht, entdeckt, dass sie zwar nicht direkt Spuren (nicht einmal Fußspuren) hinterlässt, aber sehr wohl Einfluss auf andere nehmen kann, sie inspirieren, ein Musikstück, gar ein Bild von ihr der Nachwelt zu übereignen. Auf diesem 300 Jahre dauernden Weg begleiten wir die immer jung bleibende, nicht sterbliche Addie. Er führt von einem Dorf an der Sarthe, über Paris, Florenz und einigen amerikanischen Städten ins New York der Moderne (2014). Stippvisiten bei Philosophen (Voltaire), Malerinnen/Maler, dem Totenbett eines Musikers (Beethoven) und Streifzügen durch Geschichtsereignisse wie der französischen Revolution, dem Ersten und Zweiten Weltkrieg sind inbegriffen.

Zum ersten Mal nach 299 Jahren trifft Addie dann einen Menschen, der sich auch, nachdem sie seinen Blicken entschwunden ist, noch an sie erinnert, selbst am nächsten Tag: Henry, ein Ted Mosby-Typ wie er Seriengeschichte schrieb (How I met your Mother), tendenziell langweilig, unsicher, aber herzensnett. Schnell werden die beiden ein Paar. Doch dem jungen Glück läuft die Zeit davon, wie sich zeigt. Denn auch Henry, über dessen Geschichte wir viel erfahren, stand vor dem Selbstmord, will von allen geliebt werden und ging dafür einen verhängnisvollen Deal ein ...

Die Dramatik hätte keine Kontur, wäre da nicht Mephisto, alias Luc, der Addie vorzugsweise am Jahrestag, allerdings in unregelmäßigen Abständen, besucht, verspottet, sie brechen will, um seinen Lohn zu erhalten. Er ist Gott und Teufel, handelt mit Seelen, ganz sicher ein Ungeheuer, das sich in der Gestalt angepasst hat, vielleicht nicht fähig zu lieben, aber von der Widerständigkeit und Lebenslust von Addie immer mehr angetan. Der ehemals

Fremde wird über die Zeit zum Vertrauten, manchmal sogar zum Geliebten. Vielleicht sind auch die Götter einsam, weil sich kaum einer an sie erinnert? Sucht er eine Gleichgesinnte, eine Unsterbliche für die Zweisamkeit? Doch er hat in seiner Arroganz nicht mit Adeline La Rue gerechnet, die dem Teufel und der Vereinbarung zwar nicht entkommen kann, ihm am Ende aber ein böses Schnippchen schlägt.

Murmeltierquälerei als Tor in eine andere Welt?

„Ideen sind hartnäckiger als Erinnerungen“ (437) mag als tragendes Konzept für das Buch eine tolle Idee sein, für die Lesenden, die sich sehr wohl an alle Szenen und Details genau erinnern, ist es ein hemmender Faktor. Denn die Handlung kommt nur schleppend voran, wiederholt sich in Schleifen, die im Gegensatz zu Bill Murrays kreativen Ansätzen nur in Nuancen Variationen des Gleichen bieten. Der Geduld wird aufgrund von 588 Seiten (über 20 Stunden Lesezeit!) damit viel abverlangt. Natürlich passt genau diese Erzählweise zu dem Stoff, den sich V.E. Schwab gesetzt hat – insofern kann man es literaturkritisch rühmen oder platt als *Murmeltierquälerei* brandmarken.

Vergleichbare bedeutungsvolle Sentenzen werden leider mehrfach im Text angeführt, damit auch jeder sie wahrnimmt, obwohl sie doch aus der Handlung wie ein leuchtendes Menetekel überdeutlich sichtbar sind. Nicht gerade subtil. Hart mit der Nase auf etwas gestoßen zu werden, stößt bei mir auf. Aua. Vielleicht muss man solche Stilmittel als ein Zugeständnis an die mit Literatur noch nicht so vertraute junge Leserschaft werten, denn im Themenspektrum – junge Liebe, Reiz von toxischen Liebesbeziehungen, Platz finden im Leben, Unsicherheit über die eigene Person – und der Verhaltensweise der Akteure (insbesondere Addie) zeigt sich der Roman als New Adult Literatur.

Zugleich setzt sich das Buch deutlich von dem Üblichen ab, stößt philosophische Gedanken an, wie wir mit unserer Lebenszeit umgehen, dass etwas bleibt. Es gibt zudem unglaublich viele Kleinigkeiten und spannende Elemente zu entdecken (z.B. symbolische Gegenstände, Sommersprossen wie Sternzeichen, etc.), die sich immer mehr zu einem kunstvoll gewobenen Bild zusammenfügen über Daseinsangst, Religion und Menschsein, ohne platte Antworten zu geben. Kunst wird als schöpferischer Akt thematisiert, der auch etwas Dämonisches und Zügelloses einschließt, wenngleich die Prahlerei des Teufels, wie vielen Künstlern er den Erfolg bescherte, fehl am Platz wirkt. Die Sprache und Beschreibungen sind gehaltvoll (vielleicht poetisch) und weitführend, aber für mich oft auch überzogen bedeutungsschwanger und ausschweifend, detailverliebt – was man mögen kann, aber nicht muss. Das durchgängige Präsens als Erzählzeit selbst

über alle Rückblicke hinweg ist zwar in der Belletristik häufig anzutreffen und hat eine Unmittelbarkeit befördert, aber nicht die Orientierung und Spannung unterstützt.

Was wäre wenn ... der Teufel liebesbedürftig wäre und man ihn durch künstlerisches Schaffen und präzise Semantik, sprich Schriftstellerei bezwingen könnte? Öffnet dieser Roman mit solchen Gedankenspielen ein Tor in eine andere Welt, die uns die eigene neu betrachten lässt?

Fazit – Kunst ist halt doch relativ ... anders, als wir denken ...

Den Versuch, ein solches Buch wie „Das unsichtbare Leben der Addie LaRue“ zu schreiben, war es wert. Aber der Stein der Weisen wurde von den Alchemisten, seien es Gelehrte oder Schreibende, noch nicht gefunden. Und deshalb wird nicht alles zu Gold, womit man experimentiert.

Auf den Teufel hat sich V. E. Schwab im wahrsten Sinne des Wortes eingelassen und am Ende scheint es, dass durch sprachliche Finesse das Böse zu überwinden ist. Wenn das keine starke Ansage ist. Aber auch das Ringen mit dem Teufel ist ein bekanntes Motiv, mit dem sich nicht nur so berühmte Literaten wie Marlow, Lessing, Goethe, Mann und Dürrenmatt beschäftigt haben.

Wenn Fantasy anders ist, als wir denken – anders als unsere ewig gleichen Gedanken über unsere Realität – dann kann diese Gattung ihren Anspruch einlösen, die Realität zu verändern. Deshalb gilt es, immer weiter zu experimentieren, neue Geschichten über das Leben und darüber hinaus zu schreiben ... und sich dem Urteil zu stellen, ob die Leserschaft dies als Tor zur eigenen Realität goutiert.

Apropos Fantasyleser, in Deutschland ... Wollen wir weiter bei unseren Fabelwesengeschichten bleiben? Zum Teufel nochmal. Lasst uns beweisen, dass wir auch Fantasy lesen, die einem höheren Anspruch gerecht zu werden versucht.

V.E. Schwab: Das unsichtbare Leben der Addie laRue. Fischer Tor 2021 (Tor Books 2020)

Englisches Transkript der Rede von V.E. Schwab:
<https://www.tor.com/2018/08/13/in-search-of-doors-read-v-e-schwabs-2018-j-r-r-tolkien-lecture-on-fantasy-literature/>;
deutsche Übersetzung (2021):
<https://www.tor-online.de/feature/buch/2021/06/ve-schwabs-tolkien-rede-zum-thema-fantasy-literatur/>

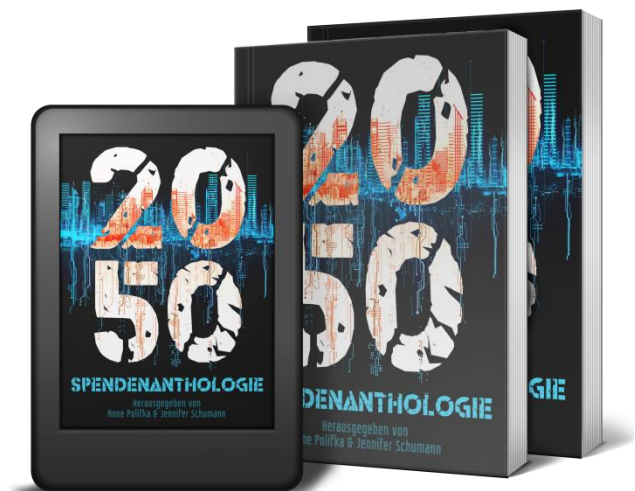
2050 (Hrsg. A. Polifka / J. Schumann)

Die Zukunft: Eine Konstante, die verlässlich sowie auch unvorhersehbar ist. Technischer Fortschritt, Wandel, ein weltveränderndes Ereignis, das zeigt, wie fragil die Zivilisation ist. Niemand weiß, was die Menschheit erwartet.

Fünfundzwanzig Schicksale im Jahr 2050 – tragisch, kritisch und mitreißend. Eine Sache haben alle Geschichten gemeinsam: Sie sind ein Warnruf, der aufrüttelt.

Die Anthologie »2050« enthält 25 Kurzgeschichten, die zum Spendenzweck zugunsten von »Zeichen gegen Mobbing e. V.« verfasst wurden.

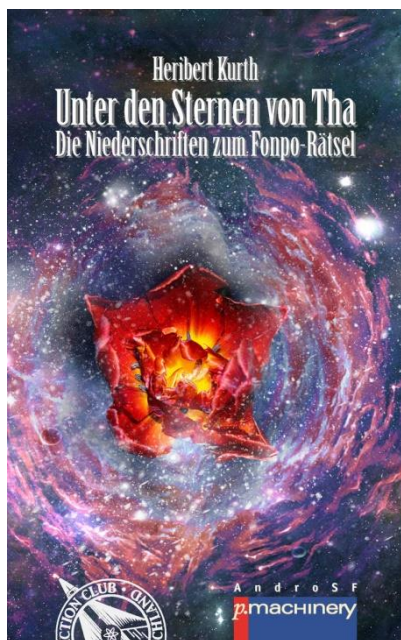
Mit Beiträgen von: Galax Acheronian, Milena Bauer, H. K. Ysardsson, Michael Johannes B. Lange, Nikita Vasilchenko, Jonas Englert, Anne-Marie Kaulitz, Olaf Raack, Silvia Krautz, Philip Bartetzko, Christian Gronauer, Luisa Kochheim, Michaela Göhr, Simone Henke, Till Kunze, Jana Kretzschmar, Chris* Lawaai, Katharina Spengler, Sabine Herzke, Claire Cursed, Malte Aurich, Philine Galka, Sam Winters, Jennifer Schumann, Anne Polifka – *illustriert von kritzelsusa*



VÖ: 01.12.2021

388 Seiten, als E-Book, Soft- und Hardcover erhältlich

HERIBERT KURTH
UNTER DEN STERNEN VON THA
 DIE NIEDERSCHRIFTEN ZUM FONPO-RÄTSEL



© p.machinery

p.machinery, 228 Seiten, Taschenbuch, 15,90 €
ISBN: 978-395765-169-3
Auch als E-Book erhältlich

Müsste ich diesen Roman mit nur einem Wort beschreiben, so fiel mir im positiven Sinne nur das Urteil *außergewöhnlich* ein.

Im 50. Jahrtausend hat die Menschheit die Erforschung des heimatischen Universums fast abgeschlossen und sich schon mit dem enttäuschenden Ergebnis abgefunden, die einzige intelligente Spezies zu sein. Überraschend kommt es doch zu einem Kontakt mit rätselhaften Fremden. Das führt dazu, dass Ttrebi H*tr für ein Jahr auf den Planeten Tha, dem geheimnisvollsten und ungewöhnlichsten Ort dieses Universums, geladen wird und auf Geheiß der Fremden ein Protokoll der Menschheitsgeschichte ab dem Jahr 2017 anfertigen soll. Während Ttrebi H*tr tief in die Vergangenheit eintaucht, beschäftigt sich sein Geist immer wieder nach der essenziellsten Frage unseres Seins: Worin besteht der Sinn? Und ist da noch mehr?

Unter den Sternen von Tha hebt sich stark vom Gros der Science-Fiction Literatur ab. Der Roman, dessen einziger Protagonist bis auf wenige Kapitel ausschließlich Ttrebi H*tr ist, erzählt abwechselnd in Protokollform die zukünftige Menschheitsgeschichte, Eindrücke auf Tha sowie Überlegungen, die Ttrebi (die vierte Wand durchbrechend) an die Leser richtet.

Protokolle. Sinnfragen. Spirituelle Erfahrungen. Dargeboten in einer fein geschliffenen, gehobenen

Sprache. All diese Merkmale machen den Roman nicht gerade zu einer Lektüre, die nebenbei am Strand gelesen wird, und hätten sowohl unglaublich dröge als auch belehrend ausfallen können. Das Werk profitiert hingegen einerseits von der enormen Vorstellungskraft und Fantasie des Autors unsere zukünftige Geschichte betreffend, während gleichermaßen darauf verzichtet wird, den Lesern die Schlussfolgerungen Ttrebis aufzuzwingen. Vielmehr wird dazu eingeladen, das Lesetempo zu drosseln, inne zu halten, über das Gelesene zu sinnieren und in eigenen Gedankengängen fortzuführen. Ein fordernder Ansatz im ansonsten leicht verdaulich gewordenen Science-Fiction-Genre.

Der Roman wird sicher nicht jeden Leser erreichen, doch wer sich auf die Mischung aus fiktivem Geschichtsbuch und spirituellen Überlegungen einlässt, wird mit einem gehaltvollen, tiefsinnigen und – ich erwähnte es bereits – außergewöhnlichen Lesevergnügen belohnt.

REZENSIERT DURCH CHRISTOPH GRIMM

REINHARD PRAHL, BJÖRN SÜLTER, THORSTEN WALCH
DIE STAR TREK CHRONIK 2
 STAR TREK RAUMSCHIFF ENTERPRISE



© In Farbe und Bunt Verlag

In Farbe und Bunt, 536 Seiten, Taschenbuch, 14,80 €
ISBN: 978-3-95936-281-8
Auch als E-Book erhältlich

Man kann sich die Frage stellen, ob es *noch* ein Buch über die kultigste aller Kultserien braucht, oder ob mit unzähligen Vorgängern (bspw. *Das Star Trek Universum*, *Es lebe Star Trek*), Zeitschriftenartikeln,

Fact Files sowie Wikis und Dokumentationen nicht schon alles gesagt wurde. Vorweg: Eingefleischtere und langjährige Fans dürften in manchen Abschnitten nicht viel Neues erfahren. Doch einerseits gibt es eben nicht nur Die-hard-Trekkies, die ohne zu zögern den Sicherheitscode des Raumschiffs Reliant nennen können, und andererseits punktet das Sekundärwerk nicht nur durch Information, sondern viel von den Analysen und Bewertungen der drei Autoren – und ist ausgesprochen unterhaltsam geschrieben.

Das Buch beginnt mit einem Porträt des Serienerfinders Gene Roddenberry, welches nahtlos in die Produktionsgeschichte der Serie übergeht. Danach folgt mit knapp zweihundert Seiten das Herzstück der *Star-Trek-Chronik*-Bücher: Der ausführliche Episodenführer. Neben kurzen Inhaltsangaben, bisweilen auch durch die eine oder andere Produktionsanekdote ergänzt, wird jede der 79 Folgen mit einer Rezension bedacht. Weitere Kapitel beschäftigen sich mit der turbulenten Zeit zwischen dem Ende der Serie und dem ersten Kinofilm (verworfenen Filmdrehbücher, die Zeichentrickserie, die nie verwirklichte Nachfolgeserie *Phase II*), der deutschen Synchronisation und Highlights aus dem umfangreichen Angebot der Originalserie in Romanform.

Zum Schluss des Buches wird auf diejenigen eingegangen, die aus Star Trek mehr als eine erfolgreiche Serie machten: die Fans. Neben einer umfassenden Rückschau der Conventions in Deutschland, gibt es ein Kapitel über Fanfilme sowie Interviews mit nationalen und internationalen Fans, bspw. Dirk Bartholomä (FedCon Veranstalter), Kris M. Smith (enger Vertrauter von Deforest ‚Dr. McCoy‘ Kelley), Bjo und John Trimble (Fans der ersten Stunde) und Vic Mignogna (Captain Kirk in *Star Trek Continues*).

Fazit: Der Spaß, den die drei Autoren beim Verfassen hatten, schwappt auf die Leser über. *Die Star Trek Chronik 2: Star Trek Raumschiff Enterprise* ist ein ebenso informatives wie unterhaltsames Sachbuch, das Neueinsteigern, Gelegenheitszuschauern, *Star Trek* Sympathisanten und selbst eingefleischteren Fans gefallen dürfte. (PS: Der Sicherheitscode der Reliant lautet 16309).

REZENSIERT DURCH CHRISTOPH GRIMM

THOMAS HEIDEMANN
FEUERSTURM
DAS MCGREGGA-ARMAGEDDON

Stellen Sie sich vor, die Macher von *Spaceballs* hätten einen noch unbekanntem Douglas-Adams-Roman verfilmt und dann hätten die Macher von

Futurama aus diesem Film eine quietschbunte Comic-Fassung gemacht, die dann wiederum Terry Prachett in eine Roman-Fassung zurückverwandelt hätte. Ähnlich wie Prachett gelingt es dem Autor, dass diese schrägen Vögel (von denen einige Federn haben, auch wenn sie keine Vögel sind, einige Maden oder menschenfressende Pflanzen und nur wenige wirklich Menschen von diesem armseligen Planeten Erde sind, dessen einziges nennenswertes Exportprodukt in die Galaxis Tiefkühlpizza ist), dass diese erheblich gestörten Charaktere dennoch liebenswert und wiedererkennbar sind und zwischen den Explosionen, Wutausbrüchen und Verfolgungsjagden Momente echter Emotion und Nähe und Verletzlichkeit entstehen. Zugegebenermaßen vergisst man bei dieser Achterbahn aus Zeitreisen, bei all den Doppelgängern (in verschiedenster Hinsicht) und den ganzen taktischen, emotionalen, versehentlichen oder forcierten Seitenwechslern hier und da wo oben und unten ist. Aber das macht nichts, weil man sich diesen Film einfach weiter anschauen kann, ein paar Mal sehr laut lacht und dann die Handlung trotz allem verständlich wieder weitergeht. Denn es ist, wie einen Film anzuschauen. Weil Thomas Heidemann seinen aus anderen Geschichten bekannten unglaublich visuellen Schreibstil weiterpflegt, der niemals verkopft, verschwurbelt oder verworren ist, sondern einem ohne Umwege das Kino in den Kopf projiziert. Und der gezeigte Streifen ist so lustig, dass man ernsthaft überlegen sollte, ob man das Buch in der Öffentlichkeit liest.

REZENSIERT DURCH ROBERT FRIEDRICH VON CUBE



© Leseratten Verlag

Leseratten Verlag, 438 Seiten, Taschenbuch, 18,00 €
ISBN: 978-3-94523-057-2
Auch als E-Book erhältlich

JACQUELINE V. DROULLIER
CATALEYA: DER DRACHE IN DIR



© Hybrid Verlag

Hybrid Verlag, 276 Seiten, Taschenbuch, 14,90 €
 Erster Band einer Dilogie
 ISBN: 978-3-96741-109-6
 Auch als E-Book erhältlich

Die Welt der siebzehnjährigen Leya Martens wird auf den Kopf gestellt, als eines Tages ihr vermeintliches Kuscheltier – der Hase Fips – zum Leben erwacht. Er offenbart ihr, dass sie der Spross einer königlichen Familie aus einer anderen Welt ist und eine wichtige Aufgabe auf sie wartet: Ausgerechnet sie soll es sein, die einem mysteriösen Dämon die Stirn bieten soll, bevor er sich über die Welten ausbreitet.

Die gesamte Geschichte folgt zwar einem klassischen Urban-Fantasy-Handlungsmuster – die Auserwählte, die bislang nichts von einer anderen Welt und ihrer Bestimmung wusste – doch innerhalb dieses bekannten Rahmens gibt es mehr als eine Überraschung. Ebenso wie die bekannte *Percy-Jackson-Reihe* gelingt es der Autorin, bekannte Klischees aus einem völlig neuen Blickwinkel zu betrachten.

Der Roman profitiert sehr vom Erzähl talent der Autorin: In einfacher, doch eleganter Sprache gehalten, liest sich das Buch in einem Rutsch durch und wird bis zur letzten Seite nur ungern zur Seite gelegt. Neben der spannenden Geschichte ist dies auch der Protagonistin Leya geschuldet, aus deren Perspektive der Roman erzählt wird. Spritzige Dialoge, zwischen Leya und ihrem tierischem Begleiter Fips (der für mich das heimliche Highlight

des Buches ist) reichern das Buch mit viel Humor an. Neben dem Humor ist es aber auch die besondere Beziehung, die das *Drachentöchterchen* Leya mit dem Drachen Alastar aufbaut. Und auch die sich anbahnende Romanze mit dem schweigsamen Waffenmeister Marlo wird charmant erzählt.

Mit dem ersten Band ihrer Dilogie ist der Autorin ein frischer Jugend-Fantasyroman gelungen, der mit einer sympathischen Protagonistin, der gleichzeitigen Vermeidung von und dem Spiel mit genretypischen Klischees und mit viel Herz, Spannung und Humor bis zur letzten Seite fesselt.

REZENSIIERT DURCH CHRISTOPH GRIMM

H. G. PARRY
DIE UNGLAUBLICHE FLUCHT DES URIAH HEEP



© Heyne Verlag

Heyne Verlag, 608 Seiten, Taschenbuch, 14,99 €
 ISBN: 978-3-45332-068-0
 Auch als E-Book erhältlich

Dr. Charles Sutherland ist ein Sonderling. Zwar sympathischer Natur, aber eben ein Sonderling. Warum? Nun, in der Schule hat er mehrere Klassen übersprungen, ging schon früh nach Oxford, um dort zu studieren, hat früh seinen Doktor gemacht und arbeitet nun in Wellington an der Universität in der Abteilung für Englische Literatur. Er ist spezialisiert für die viktorianische Literatur und ein großer Kenner Charles Dickens.

Ach ja, und er kann literarische Figuren aus ihren Büchern in die wirkliche Welt lesen. Mit Sherlock

Holmes hat er das erste Mal Tee getrunken, nachdem er ihn an der Schule vor den bösen Klassenkameraden beschützt hat und danach war ein „gern gesehener“ Gast in Charles Zuhause.

Doch seit kurzem ist es nicht mehr so wie es war, es hat sich eine Stimmung über Wellington gelegt und als Charles versehentlich Uriah Heep aus seinem Buch liest, prophezeit sich Charles, dass eine neue Welt im Aufbruch ist und er ist als Bindeglied mittendrin. Seinen Bruder Rob zieht er gleich mit in das Abenteuer, denn allein macht es ja keinen Spaß. H.G. Parry legt mit ihrem Buch eine Geschichte vor, die phantastischer kaum sein könnte. Wer Bücher, wie die Reihe um Thursday Next von Jasper Fforde gelesen hat, weiß, wie lustig Bücher sind, in denen fiktive Charaktere aus Klassikern und eigens erdachte Charaktere miteinander agieren. Dabei ist der Witz kein Schenkelklopfer und die Witze funktionieren oft nur dann, wenn man zumindest die ursprüngliche Geschichte kennt bzw. besser noch gelesen hat.

Die Autorin hat sich vieler Klassiker angenommen und die einige der bekanntesten literarischen Figuren in ihr Werk einfließen lassen, denn es sei gesagt, Sherlock Holmes ist nicht der einzige Charakter, der sich in Wellington blicken lässt.

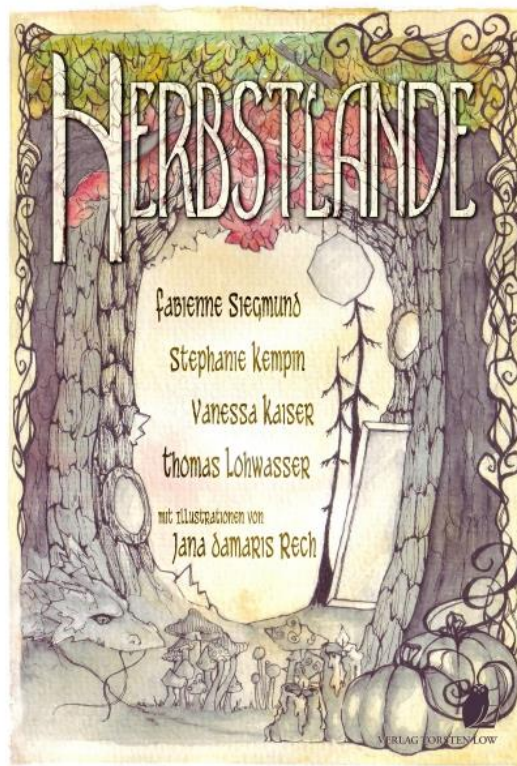
Die Autorin, die selbst in Wellington lebt, mischt reale Beschreibungen der Stadt mit ihren eigenen Elementen und baut somit ihr eigenes fiktives Wellington auf, in dem zum einen Charles Familie agiert und in dem zu anderen sich die neue Welt anbahnt.

Dabei handelt es sich hier nur geringfügig um dystopische Elemente, das Hauptaugenmerk liegt auf Charles, seiner Familie, seiner Wissenschaft über Charles Dickens und den klassischen literarischen Figuren.

Ein wunderschönes, phantastisches Buch über Klassiker, die Liebe zu Büchern, Freundschaft und auch darüber, dass man über sich hinauswachsen kann, wenn man nur fest genug daran glaubt.

REZENSIERT DURCH SARAH LUTTER

FABIENNE SIEGMUND, STEPHANIE KEMPIN
VANESSA KAISER, THOMAS LOHWASSER
HERBSTLANDE



© Verlag Torsten Low

Verlag Torsten Low, 362 Seiten, Taschenbuch, 14,90 €

ISBN: 978-3-940036-40-7

Auch als E-Book erhältlich

Zu viert einen Roman zu schreiben – ein ambitioniertes Projekt, an das sich Fabienne Siegmund gemeinsam mit Stephanie Kempin und dem bislang vor allem für seine Kurzgeschichten bekannten Duo Vanessa Kaiser und Thomas Lohwasser wagte. Entstanden ist dabei eine atmosphärisch dichte, poetisch-melancholische Reise durch die faszinierende Welt der titelgebenden Herbstlande.

Protagonistin Scarlett wünscht sich nichts sehnlicher als ein Kind mit ihrer großen Liebe Nathan. Dazu bedient sie sich eines alten Zaubers: Wird ein Wunsch in der Nacht von Halloween in einer Kürbisfratzenflamme verbrannt, so erfüllt er sich. Ungeduldig vollzieht Scarlett das Ritual weit vor der Zeit und muss die Konsequenzen ihres Frevels tragen. Denn nach einem Autounfall fällt Nathan ins Koma. Retten kann sie ihn nur, wenn sie in die Herbstlande reist und die mächtige Kürbiskönigin um Erlösung bittet.

Die vier Autor:innen begleiten Scarlett jeweils ein Stück weit auf ihrem Weg durch die magisch-verträumten und zugleich gefährlichen Gefilde der Herbstlande. Mit ihrem jeweiligen unverkennbaren

Schreibstil und ihren Ideen prägen sie den eigentümlichen Charakter der Länder September, Oktober und November. Dennoch liest sich der Roman wie aus einem Guss – was bei dem Unterfangen, vier kreative Köpfe unter einen Hut zu bekommen, alles andere als selbstverständlich ist.

Lesend begegnet man an Scarletts Seite faszinierenden, bisweilen sonderbar-schrulligen, zauberhaften Geschöpfen wie dem Laubdrachen. Auch an bedrohlichen und gefährlichen Bewohnern mangelt es den Herbstlanden nicht. Nach und nach stellt sich heraus, dass Scarletts Weg zu einem noch viel bedeutsameren Ziel führt als nur zum Schloss der Kürbiskönigin ...

Die Herbstlande sind verträumt, verspielt und oft von einer bittersüßen Melancholie durchdrungen. Eine der größten Stärken des Romans ist meiner Meinung nach, dass er dazu anregt, über den eigenen (Lebens)Weg nachzudenken. Die großartigen, stimmungsvollen schwarz-weiß Illustrationen, für die sich Jana Damaris Rech verantwortlich zeigt, fangen den Charakter der Erzählung wunderbar ein und runden den mehr als positiven Gesamteindruck ab.

Dank der Initiative Fabienne Siegmunds sind die *Herbstlande* mittlerweile zu einem *shared universe* geworden, das beständig um neue Geschichten – einen weiteren Roman, Anthologien und insbesondere Novellen – erweitert wird. Nicht nur perfekt für Lesestunden im Herbst/Winter geeignet, sondern ein Roman, den ich generell wärmstens empfehlen kann.

REZENSIERT DURCH ANNA EICHENBACH

MICHAEL G. SPITZER
DIE LETZTE MELDERIN
BAND 3: DIE BOTIN

Hybrid Verlag, 480 Seiten, Taschenbuch, 15,90 €

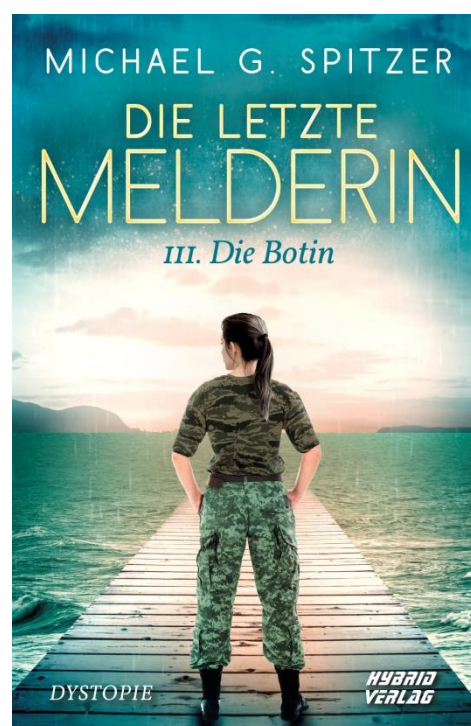
ISBN: 978-3-96741-146-1

Auch als E-Book erhältlich

Der letzte Band einer Reihe ist ein *make it or break it*, denn schließlich zeigt sich an diesem, ob ein Autor die Geschichte auf ein solides Fundament gestellt hat, Fäden gelungen verknüpfen und einen befriedigenden, passenden Abschluss abliefern kann.

Vorweg: „Die Botin“ ist ein *make it*.

Während in Irland ein Bürgerkrieg tobt, befindet sich Danielle ‚Dan‘ Berg außerhalb des Schutzschilts. Nicht so tot, wie manche sie gerne hätten. Isoliert von dem, was sie als *Europa* kennengelernt hat, bietet sich auf dem Kontinent indes Möglichkeiten, um die Fehler der Vergangenheit nicht erneut geschehen zu lassen.



© Hybrid Verlag

Weist v. a. der erste Band mit seiner isolierten Siedlung eine starke Nähe zu ähnlich gelagerten Young-Adult-Dystopien auf, spielt Michael G. Spitzer im zweiten und speziell im letzten Band seiner Reihe deren Eigenständigkeit aus: Eine komplex gezeichnete Version eines Europas nach unseren Tagen, bevölkert von vielschichtigen Charakteren, die nicht nur auf die Grundschemata „Auserwählte“, „Widersacher“ und „Verbündete“ reduziert werden können. Gerade die Politik, Proteste und der Bürgerkrieg in Irland sowie die politischen Strukturen Kontinentaleuropas zeigen auf, dass es zwischen Schwarz und Weiß eine Vielzahl an Schattierungen gibt. Das manifestiert sich auch speziell im Charakter von Danielle Berg, die nicht nur mit ihrer Rolle als Symbol hadert – das wäre typisch für diese Art von Geschichte – sondern bisweilen auch bei mir das Gefühl hervorrief, diese Rolle (wenn auch mit Widerwillen) nicht ausfüllen zu können.

Das Coverartwork weist unmissverständlich darauf hin, dass *Die Botin* der actionreichste Teil der Reihe ist, doch neben der sich ständig steigenden Spannung in der zweiten Hälfte des Romans, sind es auch die leisen, nachdenklichen Momente am Anfang, die zu fesseln vermögen.

Im Meer der Dystopien mit jungen Protagonisten ist *Die letzte Melderin* eine wohlthuende Ausnahme, die mit einem detaillierten, realistischem Weltentwurf, vielschichtigen Charakteren und spannenden Wendungen punktet. Nicht nur für eine jüngere Leserschaft empfehlenswert.

REZENSIERT DURCH CHRISTOPH GRIMM

Neuerscheinungen auf dem Buchmarkt

Juri Ilkow, Erik Simon (Hrsg.)
Kontakt mit Übermorgen
 Bulgarische Science-Fiction



Verlag Torsten Low
 276 Seiten TB
 ISBN: 978-3966290159
 Preis: 13,90 Euro

Auf der Erde landet ein fremdes Raumschiff, bleibt aber völlig inaktiv und reagiert auf keinerlei Kontaktversuche – bis es schließlich zwei Astronauten einlässt, die eigentlich zum Mars fliegen sollten.

Auf einem verrufenen Planeten gehen Besucher von überallher geheimnisvollen Vergnügungen nach. Auf einem anderen Planeten mussten gestrandete Raumfahrer, um zu überleben, eine komplette Ökologie erschaffen – aus dem einzigen Material, das sie hatten.

Eine abgelegene sibirische Stadt mit zwanzigtausend Einwohnern, wo Flugpassagiere unplanmäßig übernachten müssen, wirkt tagsüber wie ausgestorben.

Ein vorbeifliegendes Raumschiff beschert der Menschheit eine bemerkenswerte Hinterlassenschaft.

Um dem Tod ein Schnippchen zu schlagen, gibt es in der Zukunft verschiedene technische Möglichkeiten. Auch weniger empfehlenswerte. Eine feministische Utopie gerät an ihre Grenzen.

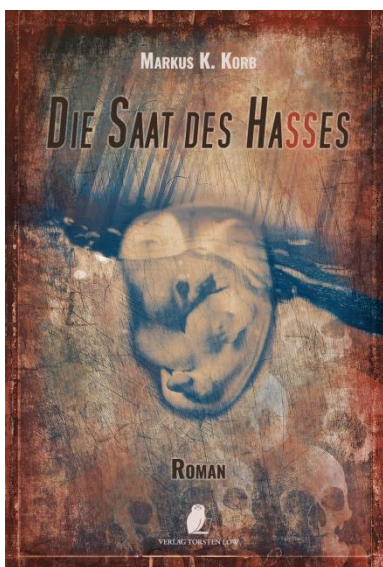
In einer alternativen Realität dringt ein spanischer Kundschafter ins Reich der Azteken vor.

In einer wüsten Zukunft haben sich Russen und Amerikaner mit verschiedenen Aliens arrangiert, nur die Bulgaren sind leer ausgegangen.

Kontakt mit Übermorgen bietet mit Erzählungen von 19 Autorinnen und Autoren einen Querschnitt durch die neuere bulgarische Science-Fiction-Literatur und ein Pendant zu der 2018 erschienenen Phantastik-Anthologie *Sternmetall*.

Aus dem Bulgarischen übersetzt von Stojan Christow und Erik Simon

Markus K. Korb
Die Saat des Hasses



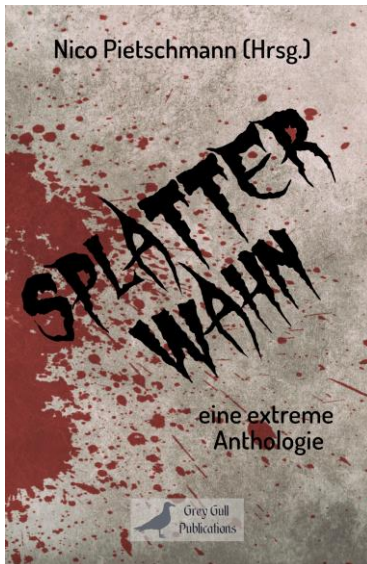
Verlag Torsten Low
 250 Seiten TB
 ISBN: 978-3966290173
 Preis: 13,90 Euro

Als er am Sterbebett seines Vaters den Schlüssel zu einem Schließfach in der Schweiz erhält, weiß Akoni noch nicht, dass dies sein Leben für immer verändern wird. Alles, was er über seine Familie zu wissen glaubte, erweist sich als ein Konstrukt aus Lügen. Und eine geheimnisvolle Bedrohung aus archaischen Tiefen erwächst zu einer zerstörerischen Gefahr für die gesamte Welt ...

Markus K. Korb verbindet Horror mit Historie und erschafft eine brillant verstörende Melange, die wie ein brennender Stachel im Gedächtnis stecken bleibt. (Vanessa Kaiser)

Neuerscheinungen auf dem Buchmarkt

Nico Pietschmann (Hrsg.)
Splatterwahn
 Eine extreme Anthologie



Einsam fällt ein rostroter Tropfen in eine dunkel schimmernde Lache vergossenen Lebenssaftes und seine feucht-klebrige Resonanz verhallt in einem spitzen Schrei, der sich in ungeahnte Höhen schraubt. Inmitten dieser blutigen Sinfonie findet grell spritzender Geifer seinen Ausdruck und heißt die Leser in der Welt des „Splatterwahns“ willkommen.

Mythologische Gestalten ebnen den Weg zu mittelalterlicher Schändung, während postapokalyptisches Grauen urbanen Legenden folgt und das Geleit für eiskalte Mordlust und unstillbaren Blutdurst bildet.

Das Leben zu Ende – der grausame rote Tod: das Einzige, was in den 10 Geschichten dieser extremen Anthologie bleibt ...

Inklusive Bonusgeschichte

Grey Gull Publications
 180 Seiten TB
 ISBN: 978-3754907429
 Preis: 9,95 Euro

Hans Jürgen Kugler,
René Moreau (Hrsg.)
Macht und Wort
 Die Macht der Sprache
 Sprache der Macht

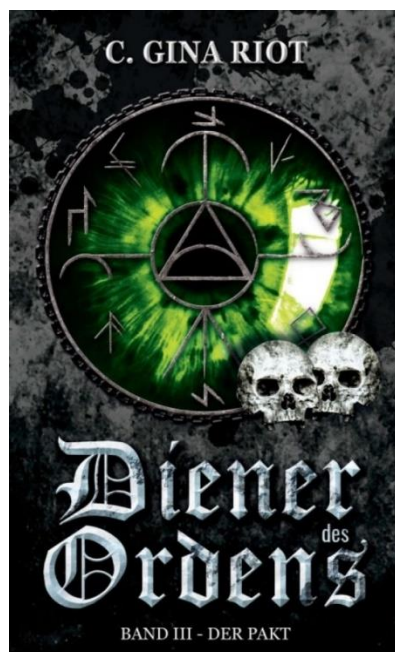


Orwells Neusprech ist längst in Politik und Wirtschaft angekommen. »Alexa« hat für alles und jeden ein offenes Ohr. Satire darf alles – aber muss sie das auch? Wer das Wort führt, führt auch Menschen, übt Macht aus. Das Verhältnis von Sprache und Macht ist unabhängig voneinander nicht zu denken. Die Sprache bestimmt unser Denken, und gleichzeitig sind wir es, die unsere Sprache bestimmen. Das wirft Fragen auf. Wer hat in Zukunft das Sagen? Und mit welchen Mitteln werden sich diejenigen ausdrücken, die das Sagen haben – wenn »alternative Fakten« als alternativlos erklärt werden? Welche Propaganda-Algorithmen werden uns zukünftig manipulieren? Und lässt sich künstliche Intelligenz überhaupt beherrschen? Macht die Macht uns am Ende sprachlos? Nach „Der grüne Planet“ und „Pandemie“ ist „Macht und Wort“ die dritte EXODUS-Anthologie, die im Hirnkost Verlag erscheint.

Hirnkost Verlag
 352 Seiten HC
 ISBN: 978-3949452192
 Preis: 28,00 Euro

Neuerscheinungen auf dem Buchmarkt

C. Gina Riot
Diener des Ordens
 Band III: Der Pakt



**Wer Krieg sät ...
 ... wird Tod ernten.**

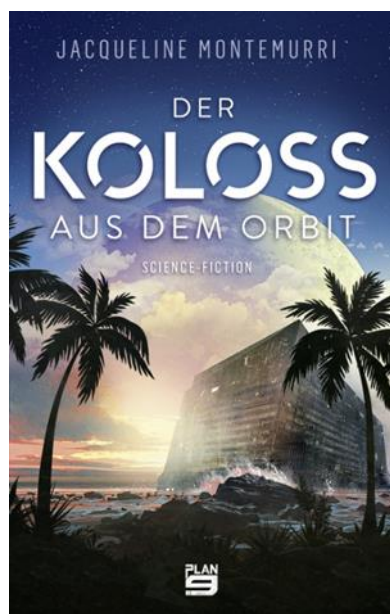
Während die Diener des Ordens ihre Schicksalswege beschreiten, bricht in Wristangul der Krieg aus. Troijas Spitzel ist noch immer unter den Gefährten und versucht ihre Pläne zu sabotieren. Neoron und Imur dringen immer tiefer in die Uszmitische Wüste vor und bald stellt sich für sie die Frage, wer von beiden überleben und wer sterben muss. Die Intrigen in Thal nehmen eine unvorhergesehene Wendung – eine Armee der Verlorenen begibt sich in die Schlacht und Elouzija muss sich beweisen.

Verborgen in seinem Kultraum paktiert der Priester des Ordens mit düsteren Mächten und noch immer ist ungewiss, welches Opfer die Seuchegötter fordern ...

Die Dark Fantasy Trilogie ist voll von dunklen Riten, Magie, intriganten Machtspielen und sexuellen Begierden. Je tiefer man in diese Geschichte eintaucht, desto schwerer wird es, Recht von Unrecht zu unterscheiden.

*540 Seiten TB, ISBN: 978-3754373279, Preis: 19,99 Euro,
 auch als HC und E-Book erhältlich*

Jacqueline Montemurri
Der Koloss aus dem Orbit



Seit Jahren umkreist ein unbekannter Koloss die Erde, bis schließlich ein Team zusammengestellt wird, das die Technologie dieses vermeintlichen Raumschiffs bergen soll. Doch niemand reißt sich um diese Aufgabe, so findet sich eine Crew, die nicht wirklich etwas Besseres zu tun hat. Zu ihr gehören die drogensüchtige Journalistin Dysti und der ausgemusterte Cyborg Xell. Als der Trupp dem Geheimnis des Kolosses auf die Spur kommt, können sich Dysti und Xell nur durch eine Flucht in die Zukunft retten. In eine Zukunft, die einem Paradies gleicht. Aber die Idylle trägt.

Plan9 Verlag
 368 Seiten TB
 ISBN: 978-3948700362
 Preis: 14,00 Euro

Neuerscheinungen auf dem Buchmarkt

Veronika Lackerbauer (Hrsg.)
Göttergarn



Veronika Lackerbauer und der Leseratten Verlag haben sich zusammengetan, um sich den Alltag der Götter anzuschauen. Den heutigen Alltag. Was machen diese Wesen? Rente? Immer noch Familienstreitereien? Kennen sie sich untereinander? In dieser Anthologie wurden Autorinnen und Autoren der deutschsprachigen Funtastik-Szene zusammengetrommelt, um genau diesen Spuren der unterschiedlichen Gottheiten zu folgen.

Mit Geschichten von C. G. Bittner, Marina Clemmensen, Robert von Cube, Thomas Heidemann, Jürgen Höreth, Agga Kastell, Tanja Kummer, Veronika Lackerbauer, Andrea Lopatta, Petra Pribitzer, Marco Rauch, Bianca M. Riescher, Regine D. Ritter, Torsten Scheib, Kornelia Schmid, Jana Nabea Schwarz

Leseratten Verlag, 332 Seiten TB

ISBN: 978-3-94523-059-6

Preis: 18,00 Euro

Mitwirkende dieser Ausgabe

Für **Anna Eichenbach** gibt es nichts Schöneres, als in phantastische Welten und vergangene Zeiten einzutauchen – und ihre Leser in eben solche zu entführen. In ihrem historischen Romandebüt *Wellensang – Eine Limfford-Saga* lässt sie die Wikingerzeit für eine Weile wieder lebendig werden. <https://weltaustinteundpapier.wordpress.com>

Robert Friedrich von Cube ist Psychiater, Phlegmatiker und Phantast. Er schreibt mit dem Herzen, den Fingern und mit Scrivener. Seine Geschichten spielen in fremden Sphären, fernen Zeiten und in den Herzen und Köpfen von Menschen mit Herz oder Köpfchen. Neben Fantasy schreibt er auch Witze für das Satiremagazin Titanic und Artikel für Blogs wie die Ruhrbarone oder die Prinzessinnenreporter.

Jana Hoffhenke ist seit 2018 Inhaberin des Eridanus Verlags (<http://eridanusverlag.de/>), der 2015 von Jürgen Hoffhenke gegründet wurde und auf das Thema Sciencefiction und Dystopien spezialisiert ist. Daneben leitet die gelernte Journalistin seit 2010 den Burgenwelt Verlag (Schwerpunkt historische Belletristik).

Christine Jurasek lebt in einer Kleinstadt am Alpennordrand und ist (physisch) gern in den heimischen Bergen und (fiktiv) in fernen Zeiten und Welten unterwegs. Bisher zahlreiche Kurzgeschichten in diversen Anthologien veröffentlicht. Schreibt gerade an einem Krimi, welcher – genau: in den Alpen angesiedelt ist.

Sarah Lutter, geboren 1983, ging schon früh auf Verbrecherjagd. Da die Erwachsenenbücher als Kind für sie noch zu lang waren, gab es Kinderausgaben von Sherlock Holmes, Miss Marple und Kommissar Kugelblitz. Doch ihr Lesespektrum hat sich inzwischen merklich erweitert. Zudem hat sie sich den Traum von der eigenen Bibliothek erfüllt und teilt diese regelmäßig mit ihren Lesern: <https://sarah83bookshelf.blogspot.com/>

Mitwirkende dieser Ausgabe

Reiner Krauss kommt aus dem Südwesten in Rheinland-Pfalz. Sein Faible für die Science-Fiction wurde in frühen Jahren zunächst durch die reale Raumfahrt des Apollo-Mondprogramms begründet. Die *Perry-Rhodan*-Romane ließen ihn später, in der Schulzeit, in weite Fernen reisen. *Raumschiff Enterprise (Star Trek)* und *Mondbasis Alpha 1 (Space 1999)* im TV, sowie *Krieg der Sterne (Star Wars)* und *Kampfstern Galactica (Battlestar Galactica)* faszinierten ihn auf der großen Leinwand. Derzeit sind es bspw. Serien wie *The Mandalorian* oder *The Expanse*, die ihn reizen. Der Erfolg und Leidensweg der außergewöhnlichen TV-Serie *Farscape* brachte später den Einstieg in die Gemeinschaft von Gleichgesinnten und so entdeckte er auch die Freude, spannende Geschichten zu erzählen, oder mich zu Film, Buch oder Themen zwischen Raumfahrt und Fantasy zu bewegen. Hier und da stehen mir phantastische Interview-Partner Rede und Antwort und gelegentlich bin ich Gast auf einigen (Con-)Veranstaltungen, um auch darüber zu berichten.

<https://www.proc.org/fan-publikationen/ad-astra-der-perry-rhodan-podcast/>

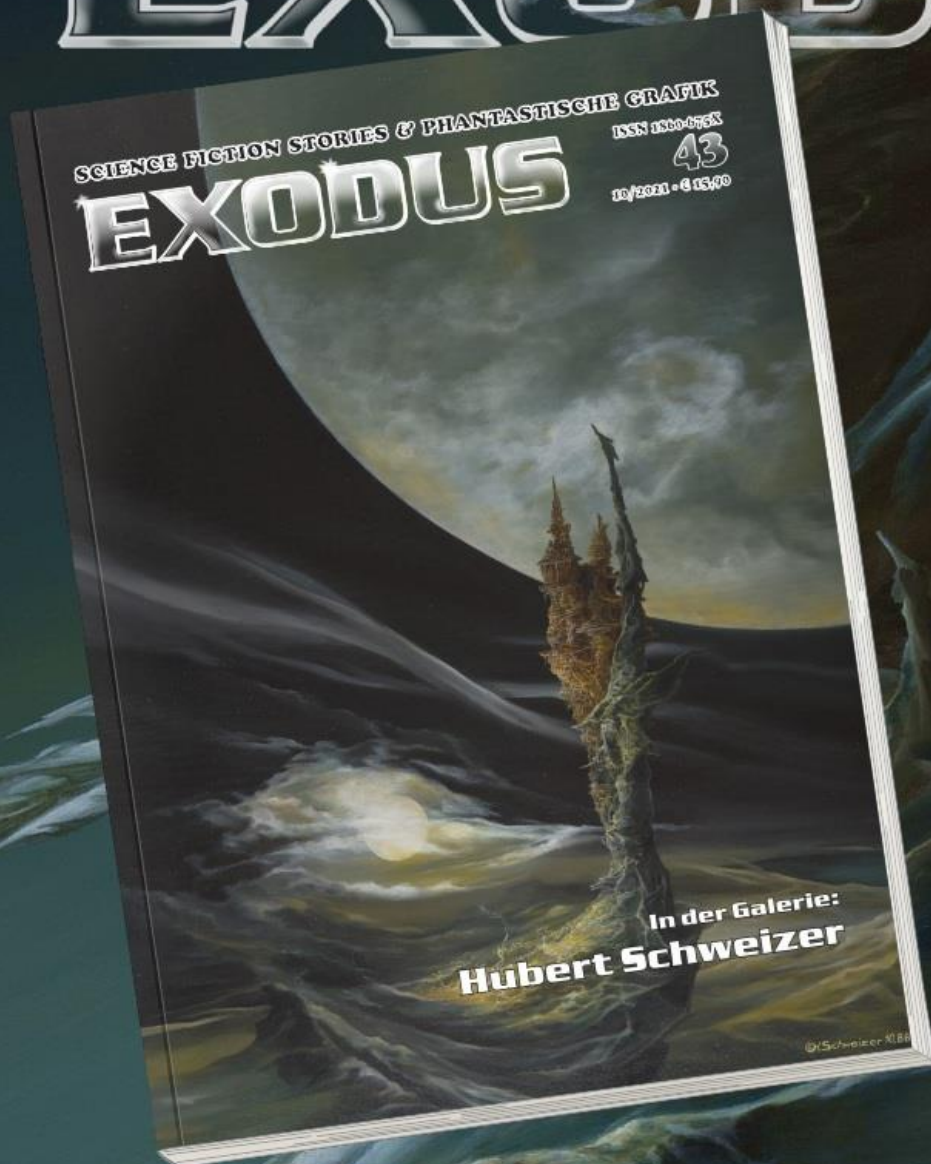
Detlef Klewer lebt mit der wundervollsten Frau der Welt und zwei Katzen am Niederrhein. Erste Veröffentlichungen seiner Comics und Illustrationen erfolgten bereits in den 70er Jahren in Alternativzeitschriften wie »Am Erker«, »Ulcus Molle« oder »Innisfree«. Geadelt durch den Abdruck eines mehrseitigen Comics im deutschen »Heavy Metal/Metal Hurlant«-Ableger »Schwermetall« liegt der Schwerpunkt seiner Arbeit heute in der Gestaltung von Buch-, CD- und DVD-Covern, sowie der Anfertigung von Buchillustrationen und Comics. Sein letzter Comic »Auf den Spuren H.P. Lovecrafts Band 3« wurde 2017 mehrfach preisgekrönt. Derzeit arbeitet er als selbstständiger Coverdesigner, Illustrator und Comiczeichner für verschiedene Verlage und Selfpublisher. www.kritzelkunst.de

David A. Lindsam schreibt in seinem Blog (<https://edition-ars.de/blog>) über Phantastik, Fantasy und das Schöne an der Literatur. Und er stellt sich seinen eigenen Ansprüchen als Leser, indem er sie in Romane umsetzt. Ein spannender Spagat ...

Aiki Mira lebt in Hamburg und schreibt Science Fiction, Near Future und New Weird. Im Jahr 2021 erscheinen Geschichten von Aiki unter anderem im c't Magazin 5/21, Exodus Magazin 43 und der Literaturzeitschrift Haller 17. Für mehr Infos besucht www.aikimira.webnode.com oder schreibt @aiki_mira auf Instagram.

Yvonne Tunnat, geboren 1978, verfasst seit den 1990er Jahren Kurzgeschichten u. a. der Genre SF, Horror und Thriller. Außerdem betreibt sie unter www.rezensionsnerdista.de einen Rezensionsblog. Die Autorinnenwebseite mit Bibliographie und Leseproben findet sich unter www.yvonnetunnat.com

EXODUS



In der Galerie:

Hubert Schweizer

mit einer Einleitung von
Christian Seipp

Neue Kurzgeschichten von

Andreas Debray, Christian Endres,
Thomas Grüter, Emil Kaschka,
Elena L. Knödler, Rolf Krohn,
Willem Kucharzik, Aiki Mira,
Roman Schleifer, Moni Schubert
und Norbert Stöbe

... reichhaltig illustriert von

Frauke Berger, Oliver Engelhard,
Nicole Erxleben, Mario Franke,
Kostas Koufogiorgos, Jaana Redflower,
Stas Rosin, Hubert Schweizer,
David Staeger und Michael Vogt

ISSN 1860-675X

Moreau • Wipperfürth • Kugler (Hrsg.) – shop@exodusmagazin.de

WWW.EXODUSMAGAZIN.DE

